Das Handbuch des Österreichers

H50

Das Handbuch des Österreichers

Wenn wir also, indem wir in der kommenden Generation politische Bildung zu pflanzen bestrebt sind, Frieden und Fortschritt in der weitesten Volkschichte befördern, zugleich aber dazu beitragen, um die geistigen Spitzen der künftigen Gesellschaft aus der herrschenden Einseitigkeit zu befreien, sie zum Staate und zu einer politischen Weltanschauung zurückzuführen, sie zu waffnen für den ihrer harrenden sozialen Kampf: so dürfen wir getrost behaupten, ein patriotisches Werk zu tun. In dem Maße, als es gelingt, wird der gebildete Österreicher des 20. Jahrhunderts sein Vaterland nicht bloß haben und lieben, sondern in ganzen Erfüllung des schönen Dichterwortes auch den Grund haben, es zu lieben. Denn die blinde Heimatliebe aus sozialem Instinkt wird sich abklären zum Staatsgefühl und vertiefen zu einem auf politischer Einsicht fest gegründeten, darum nicht minder warmen Patriotismus.

ADOLF EXNER (Inaugurationsrede am 22. X. 1891)

Das Handbuch des Österreichers

Österreichischer Kulturverlag, Salzburg

Umschlagzeichnung von Siegfried Ellmauer, Salzburg.

Auf Grund verschiedener Quellen zusammengestellt und herausgegeben

von

Dr. Ernst Joseph Görlich.

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 1949 by „Österreichischer Kulturverlag", Salzburg, Österreich.

Druckarbeit: Karl Auer, Wien-Siebenhirten.

Buchbinderarbeit: Ehn & Günther, Wien VI, Gfrornergasse 2.

Vorwort.

„Das Handbuch des Österreichers", das wir hier den Benützern vorlegen, will einem lang empfundenen Mangel abhelfen. Es ist eine Tatsache, daß die Leistungen und die Vergangenheit unseres österreichischen Volkes auf allen Gebieten des menschlichen Lebens nicht in der Weise bekannt sind, die notwendig wären, um dem Österreicher das Gefühl seines eigenen Wertes zu geben, dessen er leider zu seinem Schaden oft entraten hat. Das österreichische Volk und insbesondere die österreichische Jugend haben das Recht, sich selbst mit allen Vorzügen und Fehlern, mit Licht- und Schattenseiten zu sehen. Nicht um in Verblendung und Hochmut auf andere herabzublicken, sondern um in der klaren Erkenntnis der Verpflichtung zu sich selbst ein wertvolles Glied der Menschheit sein zu können.

„Das Handbuch des Österreichers" bringt in alphabetischer Reihenfolge kleine Abhandlungen und Statistiken über Dinge und Menschen, die dem Österreicher vertraut sein sollten, die aber in so manchem großen Lexikon entweder fehlen oder nicht in genügender Weise dargestellt sind.

„Das Handbuch des Österreichers" steht auf österreichischem Standpunkt, das will sagen, es versucht die Dinge und Menschen so zu sehen, wie sie vom Gesichtspunkt des Österreichers aus gesehen werden können. Es steht aber auch auf überparteilichem Boden, denn es versucht, so

weit dies einem Menschen auf Grund der vorliegenden Quellen möglich ist, die Dinge in möglichst objektiver Weise darzustellen.

„Das Handbuch des Österreichers" enthält nicht alle Stichworte, die es enthalten könnte. Um den Umfang und damit den Preis nicht zu erhöhen, mußte Beschränkung geübt werden. Es ist klar, daß eine solche Auswahl nicht allen Menschen gerecht werden kann. Vielleicht hätte der eine dieses, der andere jenes Stichwort noch gewünscht. Sollten weitere Auflagen die Möglichkeit einer Erweiterung des Umfanges und damit des Stoffes geben, so werden Verlag und Herausgeber versuchen, den ihnen in dieser Beziehung zukommenden Wünschen gerecht zu werden. Hervorgehoben soll aber gleich hier werden, daß b e w u ß t nur Stichworte aufgenommen wurden, die für g a n z Österreich und für das g a n z e österreichische Volk Interesse haben. Rein länderkundliche Aufsätze, die nur ein einzelnes österreichisches Bundesland oder Teile eines solchen betreffen, sind nicht in diesem Handbuch enthalten.

Pfingsten, 1949.

Herausgeber und Verleger.

A E I O U

Die fünf Vokale AEIOU stammen der Überlieferung nach von Kaiser Friedrich IV. (1440—1493), der sie auf allen ihm gehörenden Gegenständen, auch auf den von ihm erbauten Gebäuden, anbringen ließ. Ihre Deutung steht nicht fest. Die bekannteste lautet: **A**ustria **e**rit **i**n **o**rbe **u**ltima (=Österreich wird ewig stehn). Andere Deutungen: **A**ustriae **e**st **i**mperare **o**rbi **u**niverso (=es ist Österreichs Beruf, dem Erdkreis vorzustehen); **A**ller **E**hren **i**st **Ö**sterreich voll. Eine ganz junge Deutung aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg heißt:

Aller **E**inigkeit **i**st **Ö**sterreichs **U**nsterblichkeit!

Ärzte

Der Ruhm der österreichischen medizinischen Wissenschaft ist so alt wie die Wiener Universität (gegründet 1365). Unter Herzog Albrecht IV. (1395—1404) wurden an ihr die ersten Sezierungen von Leichen zu anatomischen Zwecken vorgenommen, ein gewaltiger Fortschritt für jene Zeit, in der die Kunst der europäischen Ärzte weit hinter der der arabischen zurückstand. Auch einer der bedeutendsten Mediziner und Forscher der beginnenden Neuzeit **Theophrastus Bombastus Paracelsus** (1493—1541) der in Salzburg begraben liegt, kann für Österreich in Anspruch genommen werden. Der Tiroler Arzt und Gelehrte **Guarinoni** (1571—1654) ist wegen seiner urwüchsigen Sprache in der Geschichte der österreichischen Literatur unvergessen. In der furchtbaren Pestseuche des Jahres 1679 und als Rektor der Wiener Universität im Türkensturm von 1683 hat sich der Leibarzt der Kaiserin **Paul Sorbait** (1624

—1691) unvergängliche Verdienste erworben. Von den Ärzten der neueren Zeit können wir nur eine kleine Auswahl nennen:

Gerhard van Swieten (1700—1772), der Leibarzt der großen Kaiserin Maria Theresia, wurde der Begründer der modernen Wiener medizinischen Schule. Er war der Schüler des holländischen Arztes Hermann Boerhave. Den ersten klinischen Unterricht hielt **Anton de Haen** (1704—1779), unter dem auch der Fieberthermometer in Brauch kam. Der erste Wiener Chirurg, dessen Namen zu nennen ist, hieß **Ferdinand v. Leber** (1727—1808), der zusammen mit Sonnenfels an der Aufhebung der Folter arbeitete. **Leopold v. Auenbrugger** (1722—1809) wurde der Erfinder der Perkussion. Die moderne Hygiene und das öffentliche Gesundheitswesen verdankte dem Direktor des Wiener Allgemeinen Krankenhauses **Johann Peter Frank** (1745—1821) entscheidende Anregungen. Sein Werk „System einer vollständigen medizinischen Polizei“ war das erste Lehrbuch für staatliche Sanitätslehre. „Ich habe begonnen, wo es noch keine Geburtshilfe gab“, konnte **Lukas Johann Boer** (1751—1835) von sich sagen, der erste große Mütterarzt Österreichs. Weltruhm aber erlangten **Karl v. Rokitansky** (1804—1878) auf dem Gebiete der speziellen Pathologie und **Joseph Hyrtl** (1811—1894) als Anatom. Auf den letzteren geht auch die Gründung des bekannten Hyrtl'schen Waisenhauses in Mödling bei Wien zurück. Die Dermatologie als selbständige Wissenschaft verehrt im Österreicher **Ferdinand v. Hebra** (1816—1880) ihren Vater. Dasselbe gilt auf dem Gebiete der physikalischen Diagnostik von **Josef Skoda** (1805—1881). Einer der bekanntesten Lehrer der Wiener medizinischen Schule wurde dann **Johann v. Oppolzer** (1808—1871), der Ärzte aus

fast allen europäischen Ländern als Schüler zu seinen Füßen sitzen hatte. Physikalische Methoden in der chirurgischen Diagnostik fanden durch **Franz Schuh** (1804—1865) Eingang in die Medizin. Als „Retter der Mütter" ist der Entdecker des Kindbettfiebers **Ignaz Philipp Semmelweis** (1818—1865) in die Annalen der Menschheitsgeschichte eingegangen. Neben Wien nennt ihn auch Ungarns Hauptstadt Budapest, wo er am St. Rochus-Spital wirkte, mit Recht den ihrigen. **Ludwig Türcks** (1810—1868) Hauptverdienst war die Einführung des Kehlkopfspiegels zur Diagnostik. Die „Größe" der Wiener medizinischen Schule in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde dann **Theodor Billroth** (1829—1894), von dessen erster Magenresektion eine neue Epoche der Chirurgie datiert. Als Lehrer ergänzte ihn glücklich **Eduard Albert** (1841—1900), dessen Werke noch heute ihren Wert nicht verloren haben. In der modernen Röntgenmedizin wirkte **Guido Holzknecht** (1872—1931), der, ein Held der Menschheit, ein Opfer seiner eigenen Forschungen wurde. — Die moderne Orthopädie verdankt **Adolf Lorenz** (1854—1946) ihre entscheidenden Anregungen. Die lokale Betäubung wurde durch **Karl Koller** (1857—1946) in die Wissenschaft eingeführt. Als Vertreter der Augenheilkunde leistete **Ernst Fuchs** (1851—1930) Bahnbrechendes. In der Bekämpfung der Frauenleiden gelang es **Ernst Wertheim** (1864—1920) und seinem Kollegen **Friedrich Schauta** (1849—1919) durch neue Operationsmethoden die Sterblichkeitsziffer wesentlich zu senken. Zusammen mit Semmelweis und Billroth bildet **Klemens v. Pirquet** (1874—1929) das Dreigestirn der großen österreichischen Ärzte. Er widmete sich vor allem der Kinderheilkunde, für die er bahnbrechend wurde so wie für die Psychiatrie **Julius Wagner-Jauregg** (1857—1940),

dem als Erstem die Behandlung einer schweren Geisteskrankheit gelang. In diesem Zusammenhang darf auch auf den Begründer der Psychoanalyse **Sigmund Freud** (1856—1940) nicht vergessen werden, der — wie immer man sich zu seinen Lehren stellen mag — ein Österreicher von Weltruf ist. Wir erwähnen schließlich noch **Anton v. Eiselsberg** (1860—1939), den Schöpfer der größten modernen Chirurgenschule, und **Eduard v. Hofmann** (1837—1897), der die Gerichtsmedizin begründete. Das Museum des Wiener medizinischen Institutes verdankt ihm seine Entstehung.

Albanien

Zu den Ländern, auf deren kulturelle Entwicklung Österreich besonderen Einfluß nahm, gehört auch Albanien. Die Albaner sind der einzige noch heute vorhandene Zweig der großen illyrischen Völkerfamilie, der sich vor vielen Jahrhunderten über weite Teile Europas ausdehnte. Die albanische Literatur ist jüngeren Datums, wenngleich sich bereits am Ausgang des Mittelalters albanische Sprachproben vorfinden. Aber erst seit 1800 taucht der Gedanke eines einheitlichen albanischen Alphabets und einer albanischen Schriftsprache auf. Die Alphabetfrage wurde 1908 auf einer Tagung in Monastir unter tatkräftiger, die Gegensätze überbrückender Mithilfe des österreichischen Albanienkenners **A. v. Kral** gelöst. Schon Jahrzehnte vorher hatte der österreichische Konsul und beste Albanienkenner seiner Zeit **J. G .v. Hahn** das albanische Volk und seine Sprache zum Zentrum seiner Studien gemacht. Seit 1861 unterstützte Österreich-Ungarn moralisch und finanziell die albanischen Schulen in Nordalbanien. Es übte

über die Katholiken des Landes auch das Protektorat aus. Während des Ersten Weltkrieges (1914—1918), als der größte Teil Albaniens von österreichisch-ungarischen Truppen besetzt war, gelang es dann unter intensiver Mitarbeit des schon genannten A. v. Kral, der Landeskommissär für Albanien geworden war, eine Einheitsorthographie und Einheitsschriftsprache durch die literarische Kommission 1917 beschließen zu lassen.

Anschluß

Unter „Anschluß" verstand man in der Ersten österreichischen Republik jene Bewegung, die auf die Aufgabe der österreichischen Unabhängigkeit zugunsten eines Aufgehens des österreichischen Staates im preußisch-deutschen Reich hinarbeitete. Ihre Wurzeln reichen tief bis in die letzten Jahrzehnte der österreichisch-ungarischen Monarchie zurück. Die Anhänger des „Anschlusses" beriefen sich darauf, daß Österreich bis zum Jahre 1806, bezw. 1866 dem „Deutschen Reich" angehört hätte und daß es deshalb zum „Mutterland" heimkehren müsse. Sie wollten oder konnten nicht begreifen, daß das Heilige Römische Reich des Mittelalters (dem erst seit Beginn der Neuzeit der Zusatz „deutscher Nation" gegeben wurde) kein deutscher Nationalstaat, sondern ein mit modernen staatlichen Begriffen nicht meßbares Gebilde war (am ehesten einem „Völkerbund" vergleichbar), dem wohl Österreich angehört hatte, ebenso wie Holland, die Schweiz, größere Teile Italiens und die Territorialstaaten in Deutschland. Die Verwechslung des Heiligen Römischen Reiches mit einem deutschen Nationalstaat begann in den Tagen der Romantik und führte während der Revolution

des Jahres 1848 zu einer Anschlußbewegung. Die „großdeutschen“ Österreicher dieser Zeit dachten aber nicht an eine Vernichtung der österreichischen Staatsindividualität, sondern an die Führung Österreichs in einem neu zu begründenden Deutschen Reich. Der Traum dieser österreichischen Führung wurde auf dem Schlachtfeld von Sadova-Königgrätz 1866 zu Grabe getragen. Nunmehr aber traten Männer auf, die — von fanatischem Österreichhaß besessen — unter allen Umständen, auch unter der Bedingung der völligen Preisgabe des österreichischen Staates, einen „Anschluß“ an das Preußen-Deutschland Bismarcks herbeiführen wollten, das am 18. Jänner 1871 in Versailles gegründet worden war und dem Österreich niemals angehört hatte, in das es deshalb auch gar nicht „heimkehren“ konnte. Kornblume und „Wacht-am-Rhein“-Singen waren die Kennzeichen dieser Alldeutschen, deren geistiges Haupt **Georg Ritter von Schönerer** (gest. 1921) wurde. Diese Bewegung faßte besonders unter der akademischen Jugend Fuß, während sie im Arbeiter- und Bauerntum Österreichs so gut wie ohne jede Resonanz blieb. Hand in Hand mit der Bekämpfung des österreichischen Staatsgedankens ging die „Los-von-Rom“-Bewegung, die aus rein politischen Gründen den Übertritt zum Protestantismus propagierte (so wie der Nachfolger des Alldeutschtums, der Nationalsozialismus, die „Gottgläubigkeit“ dem Bekenntnis zum katholischen oder evangelischen Glauben gegenüberstellte). Der Augenblick der Erfüllung der alldeutschen Pläne schien beim Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie 1918 gekommen zu sein. Unter Ausnützung der Schockwirkung, die viele Österreicher packte und die sie an die Lebensunfähigkeit der neuen österreichischen Republik glauben

ließ, entstand tatsächlich eine Art Anschlußbewegung, die in einigen österreichischen Bundesländern auch zu mehr oder weniger privaten Anschlußabstimmungen führte. Doch mit der Besserung der Verhältnisse gewann das Vaterlandbewußtsein der Österreicher die Oberhand. Einen Beweis dafür bot die Wahl des Jahres 1920 in Tirol. Der Abgeordnete Prälat Dr. Ämilian **Schöpfer,** als Gegner des Anschlusses bekannt, sollte um sein Nationalratsmandat gebracht werden. Die gesamte deutschnationale und verwandte Presse betonte: „Wenn die Wähler Osttirols ihrem Volke (d. h. den Weisungen Berlins) die Treue halten, dann wird im künftigen Nationalrat für Dr. Schöpfer kein Platz mehr sein". Die Wahl am 20. Oktober 1920 entschied mit einer Mehrheit von zwei Dritteln aller abgegebenen Stimmen — für den aufrechten Österreicher und Anschlußgegner Dr. Schöpfer. In Vorarlberg aber stimmte die Mehrheit der Bevölkerung mit 47.208 zu 11.248 Stimmen gegen den Anschluß an Preußen für die Schweiz. Niemand anderer als Otto Bauer stellt für das Jahr 1919 in seinem Buch „Die Österreichische Revolution" (Wien, 1923) fest, daß im Fall einer Anschlußabstimmung „starke Minderheiten, in einzelnen Ländern sogar die Mehrheit der Stimmberechtigten gegen den Anschluß gestimmt hätten". So kam es, daß die „Anschlußbewegung" in den kommenden Jahren immer mehr an Popularität verlor und künstlich gepflegt werden mußte. Ein Mitarbeiter des Sammelwerkes „Die Anschlußfrage" (erschienen 1930) erklärte, es könne „mit rein historischen Mitteln so wenig wie mit rein logischen der politische oder auch nur der wirtschaftliche Zusammenschluß der deutschen Staaten als zwingende und ausschließlich mögliche Folge

geschichtlicher Abläufe hingestellt werden. Man wird ferner auch zweifeln, ob . . . . (man) . . . mit Sicherheit von der Tatsache einer nationalen (=preußisch-deutschen) Willensbildung in den deutschen Ländern sprechen könnte; gerade hier ist vielmehr der Punkt, wo wir (d. i. die Anschlußfreunde) einsetzen: gerade weil wir die nationale (=preußischdeutsche) Willensbildung im Hinblick auf den Zusammenschluß noch nicht für hinlänglich gesichert sehen, reden wir über dieses Thema immer wieder . . . .". Eine Reihe von Organisationen in Deutschland beschäftigten sich mit dieser Frage. Wir erwähnen hier vor allem den „Heimatdienst", der seine Zentralstelle in München hatte, und den „Österreichisch-deutschen Volksbund", dessen Wiener Ortsgruppe 1925 entstand. Um den wirtschaftlichen, gesetzlichen und kulturellen Anschluß in der Form der „Angleichung" (von den Nationalsozialisten später „Gleichschaltung" getauft) vorzubereiten, arbeitete die Österreichisch-deutsche Arbeitsgemeinschaft" seit 1925, die u. a. in Köln, Regensburg und Hannover Zweigstellen besaß. Einer der wichtigsten Förderer des Anschlußgedankens auf geistigem und kulturellem Gebiete wurde der „Deutsche Schulverein Südmark", der sich der wirksamen Unterstützung einflußreicher Kreise erfreute. Die Industrie sollte in der „Delegation für den österreich.-deutschen Wirtschaftszusammenschluß" vereinigt werden. Diesen verschiedenen Vereinigungen standen bedeutende Geldmittel zur Verfügung. So konnte die „Arbeiterzeitung" am 19. März 1922 feststellen, daß der Direktor des zur Förderung des Anschlusses gegründeten Tagblattes „Alpenland" am 6. März 1921 720.000 Reichsmark erhalten hatte, um eine Anschlußabstimmung in Tirol in Szene zu set-

zen. Und 1928 schrieb ein ehemaliges Mitglied des österreichischen Außenamtes, Emanuel Urbas, in einer Schweizer Zeitung: „Die öffentliche Meinung in Österreich ist nicht mehr frei, und die Einflüsse, die sich auf sie auswirken, sind schon so stark, daß man unser Land bereits ein Protektorat nennen kann." Wie man arbeitete, zeigt auch der Bericht des Gelehrten, dem man 1929 an einer Universität sagte: „Solange Sie nicht in der DÖTZ (Wiener Anschlußblatt) einen Leitartikel über den Anschluß schreiben, werden Sie nicht habilitiert werden" (Wr. Pol. Bl. 5. 7. 36). Die deutsche Schwerindustrie besaß einen starken Einfluß auf die österreichische Produktion, den sie noch immer zu verstärken trachtete. Diese Entwicklung führte dann zu dem Versuch des Abschlusses einer Zollunion, mit der am 19. März 1931 die beiden Außenminister Dr. Schober (Österreich) und Curtius (Deutschland) die Welt überraschten. Über Einspruch der europäischen Mächte mußte die Zollunion vor das Haager Internationale Schiedsgericht gebracht werden. Im leitenden Komitee des Österreichischen Industriellenverbandes sprachen sich 80% g e g e n eine Zollunion aus. Einer der bedeutendsten Leichtindustriellen erklärte im „Neuen Wiener Tagblatt": „Die deutsche Industrie, die unter besseren Voraussetzungen arbeitet als die österreichische, könnte im Fall der Zollunion rasch und sicher unseren gesamten Markt erobern. Die österreichischen Fabriken, den deutschen Kartellen angeschlossen, würden sich gezwungen sehen, ihre Arbeit einzustellen: die Übereinkommen mit unseren Firmen würden einfach storniert; und wenn eine einzige Fabrik den Kampf gegen die massive deutsche Konkurrenz aufnähme, würde sie sofort durch entsprechende Mittel vernichtet werden" (Erich Luzzatto). Bei der Verhand-

lung im Haag war Deutschland durch den Berliner Professor Dr. Viktor Bruns und Österreich durch den Bonner Professor Dr. Erich Kaufmann, einen deutschen Staatsangehörigen, vertreten, dem der Wiener Professor Dr. Sperl als Unterstützung beigeordnet war. Das Haager Schiedsgericht erklärte die Zollunion als den internationalen Verträgen widersprechend. Sie mußte fallen gelassen werden. Und als 1933 der Nationalsozialismus in Deutschland seine Gewaltherrschaft aufrichtete, wurde der Anschlußgedanke in Österreich zu einer Parteiangelegenheit der Nationalsozialisten. Der Standpunkt Hitlers, den er in seinem Buch „Mein Kampf" aussprach, war der, daß der Anschluß kommen müsse, selbst. „wenn diese Vereinigung, wirtschaftlich gedacht, gleichgültig, ja selbst, wenn sie schädlich wäre". Gegen ihn wandten sich dann die Kräfte aller bewußten Österreicher. Er wurde 1938 durche Einsatz militärischer Machtmittel erzwungen. Die österreichische Bevölkerung anerkannte ihn niemals und es war die erste Regierungshandlung der Provisorischen Staatsregierung der Zweiten Republik, ihn am 27. April 1945 feierlich zu widerrufen. Der Anschlußgedanke ist für immer tot, und wird niemals mehr zum Leben erwachen. Er ist absolut abzulehnen und nicht nur deshalb, weil Deutschland 1933 nationalsozialistisch war.

Arbeiterbewegung

Mit der Entwicklung der modernen Industrie entstand auch in Österreich eine Arbeiterbewegung. Schon in der Vormärzzeit unter Metternich wurde über manche soziale Mißstände geklagt. 1846 kam es in Böh-

men und in Wiener Vororten zu Hungerkrawallen. Schon 1842 war ein Unterstützungsverein österreichischer Buchdrucker in Linz gegründet worden. Als Karl Marx, der Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus, während des Revolutionsjahres 1848 auch nach Wien kam, fand er aber noch keinen Widerhall. Trotzdem gab es schon einen „Wiener allgemeinen Arbeiterverein", dessen Vorsitzender der Schuhmachergeselle **Friedrich Sander** war und der auch ein Blatt, die „Arbeiterzeitung", herausgab. Nach dem Ende der Revolution erfolgte eine Unterdrückung aller Arbeiterorganisationen, sogar der reine Fachverein „Gutenberg" wurde 1852 aufgelöst. Dagegen bemühte sich der Wiener **Kardinal Gruscha** zu dieser Zeit, die österreichischen Arbeiter in Gesellenvereinen nach dem Muster der deutschen Kolpings-Vereine zu sammeln. Doch zu Beginn der Sechzigerjahre griff die Bewegung von Ferdinand Lasalle auch auf Österreich über. Die erste öffentliche Versammlung von Arbeitern fand am 1. Dezember 1867 statt. Wenige Wochen später entstand der „Wiener Arbeiterbildungsverein". Die neue Bewegung ging zuerst mit den Liberalen gegen die konservativen Kräfte in Österreich vor. Sie stellte sich auch schon international ein und auf dem 5. „Arbeitertag" in Wien (10. Mai 1868) wurde die Solidarität der Arbeiter aller Nationen proklamiert. Verschiedene Streiks und Arbeiterdemonstrationen führten dann zu dem großen Hochverratsprozeß von 1870, als dessen Folge die Auflösung der Arbeitervereine (30. Juli 1870) anzusehen ist. Innere Zerwürfnisse zwischen Radikalen und Gemäßigten (Heinrich Oberwinder gegen Scheu) lähmten in den nächsten Jahren die Entwicklung einer sozialistischen Arbeiterbewegung in Österreich. Dazu kam das Umsichgreifen anarchistischer Ideen,

die zu verschiedenen Attentaten (Fabrikant Merstalinger im Herbst 1882, Polizeibeamter Hlubek am 15. Dezember 1883, Mordanschlag in der Eisertschen Wechselstube am 10. Jänner 1884) führten, so daß der Ausnahmezustand verhängt, eine Reihe sozialistischer Anführer verhaftet und ein Sozialistengesetz nach dem Muster des deutschen Bismarckreiches beschlossen werden sollte. Dieses Gesetz wurde aber durch das Eingreifen von **Engelbert Pernerstorfer** schon in der Vorlage zum Sterben verurteilt. Die Einigung und damit der beginnende Aufstieg der österreichischen sozialistischen Bewegung geht auf **Viktor Adler** (1852—1918) zurück. Sie wurde auf dem „Hainfelder Parteitag" (30. Dezember 1888 bis 1. Jänner 1889) vollzogen. Bereits am 1. Mai 1890 erfolgte die erste große Maifeier. In den nächsten Jahren kämpften die sozialistischen Arbeiter im wesentlichen um die Wahlrechtsreform, die unter dem Ministerium Badeni zur Schaffung einer 5. Kurie für die breiten Massen mit 72 Mandaten führte. Von diesen errang die sozialdemokratische Partei bei den Wahlen von 1897 14 Mandate. Den Hauptanteil an diesem Erfolg hatte Böhmen, während in Wien alle 5 Mandate der 5. Kurie der Christlichsozialen Partei zufielen, die gerade unter dem späteren Bürgermeister **Dr. Karl Lueger** und gestützt auf das arbeiterfreundliche und kleinbürgerliche Programm des Freiherrn Karl v. Vogelsang (1819—1890) und des Papstes Leo XIII. („Rerum Novarum" 1891) ihren Siegeszug antrat. Auch die Anfänge einer eigenen christlichsozialen Arbeiterbewegung **(Leopold Kunschak)** fallen in diese Zeit. Die Stimmenzahl der Sozialdemokratie sank von 568.184 im Jahre 1897 auf 408.448 im Jahre 1901. Aber der Kampf um das Allgemeine Wahlrecht hörte nicht auf und 1907 konnte das erste österreichische Parlament des allge-

meinen Wahlrechtes zusammentreten. In ihm erlangten die Sozialdemokraten 1,029.321 Stimmen, die bei den Wahlen von 1911 auf 1,054.450 anwuchsen. Seit dem Parteitag in Wien von 1897 war die Sozialdemokratische Partei der Österreichisch-Ungarischen Monarchie in einen Bund selbständiger Organisationen gegliedert, die den einzelnen Sprachgruppen des Habsburgerreiches entsprachen. Schon damals begann der spätere Bundespräsident und Staatskanzler der Republik **Dr. Karl Renner** seine konstruktiven Pläne zur Versöhnung der österreichischen Völker zu entwickeln, nach denen Österreich-Ungarn eine „östliche Schweiz" werden sollte. Unmittelbar vor Beginn des Ersten Weltkrieges verschärften sich die Gegensätze. Am 17. September 1911 kam es zu schweren Arbeiterdemonstrationen in Wien, bei denen es Tote gab. Den Anlaß dazu boten die steigenden Lebensmittelpreise. Auch eine Serie von Attentaten begann wieder (am 5. Oktober 1911 schoß ein dalmatinischer Tischler während einer Parlamentsrede Viktor Adlers auf den Justizminister, ohne zu treffen, am 11. Feber 1913 wurde der sozialdemokratische Abgeordnete **Franz Schuhmeier** von einem politischen Gegner erschossen). Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges gab der Parteivorstand der österreichischen Sozialdemokratie am 28. Juli 1914 die Erklärung ab: „Wir lehnen jede Verantwortung für diesen Krieg ab; feierlich und entschieden beladen wir mit ihr diejenigen, die ihn hüben wie drüben angestiftet haben und entfesseln wollten". Die verschärfte Einflußnahme des Militärs auf die Staatsmaschinerie führte dann im Verlauf des Krieges zu einer Radikalisierung. **Friedrich Adler** erschoß in deren Zeichen den österreichischen Ministerpräsidenten Stürgkh. Auf der Internationalen Konferenz in Stockholm 1917 traten

die Vertreter der österreichischen Sozialdemokratie rückhaltlos für den Frieden ein. In den Jännertagen von 1918 kam es dann zu dem großen Arbeiterstreik im Wiener-Neustädter Industriegebiet, der dann auf Wien übergriff und sich selbst in einem so weit entlegenen Gebiet wie Cattaro fühlbar machte, wo etwa zu gleicher Zeit ein Teil der Matrosen der dort liegenden österreichisch-ungarischen Kriegsflotte meuterte. Mit dem Ende der Monarchie und der Ausrufung der Republik am 12. November 1918 übernahm die sozialdemokratische Partei in maßgebender Weise und in Zusammenarbeit mit den Christlichsozialen die Mitbestimmung im neuen Staate. Unter der Ministerschaft von **Ferdinand Hanusch** wurden eine Reihe sozialer Gesetze geschaffen; die Wiener Stadtverwaltung ging mit **Jakob Reumann** aus den Händen der Christlichsozialen in die der Sozialdemokraten über und blieb auch sozialdemokratisch, als die Koalition zwischen Christlichsozialen und Sozialdemokraten gelöst wurde. Zu den bedeutendsten Vertretern der sozialistischen Bewegung in der Ersten Republik gehörten außer den schon Genannten der Finanzreferent der Gemeinde Wien **Hugo Breitner,** der Bürgermeister **Karl Seitz,** die Parlamentarier **Julius Deutsch** und **Otto Bauer,** der Träger der vielbesprochenen Wiener Schulreform **Otto Glöckel.** Seit dem Jahre 1923 besaß die Sozialdemokratische Partei den „Republikanischen Schutzbund", auf dem dann die militärische Hauptlast der Februarkämpfe von 1934 ruhte. Mit dem Brand des Justizpalastes am 15. Juli 1927 begannen jene Auseinandersetzungen, die 1933, während in Deutschland die Diktatur Hitlers begann, zur Ausschaltung des Parlamentes in Österreich und zu den Ereignissen vom Februar 1934 führten, die in tragischer Weise angesichts der außenpolitischen Be-

drohung der Ersten Republik vor sich gingen. Maßgebliche Männer der sozialdemokratischen Führer zogen in die Emigration. Andere wurden hingerichtet wie der obersteirische Abgeordnete **Koloman Wallisch** und der Wiener Feuerwehrkommandant **Georg Weisel.** Das Zentralorgan der Partei, die „Arbeiterzeitung", erschien nach 1934 in Brünn. In Österreich selbst, wo die Partei von der Regierung Dr. Dollfuß verboten worden war, arbeiteten die Sozialisten im geheimen weiter. An diesem illegalen Kampfe beteiligte sich auch die Kommunistische Partei Österreichs, die schon beim Zerfall der Monarchie entstanden war und jetzt größeren Anhang unter der Arbeiterschaft zu gewinnen begann. Aus ihren Reihen kam in der Zweiten Republik der Staatssekretär der Provisorischen Regierung von 1945 **Ernst Fischer** der auch als Dichter und Übertrager französischer Lyrik zu nennen ist. Dagegen führte die vom damaligen Vizebürgermeister **Dr. Ernst Karl Winter** begonnene „Aktion Winter", die einen Einbau der Arbeiterschaft in die österreichische Widerstandsfront gegen den Nationalsozialismus beabsichtigte, nicht zu dem gewünschten Erfolg. Als endlich in den kritischen Februar- und Märztagen 1938 die Verbindung der Regierung Dr. Schuschnigg mit der sozialistischen Arbeiterschaft aufgenommen wurde, erklärten sich zwar die Arbeiter einstimmig bereit, die Selbständigkeit Österreichs gegen den Nationalsozialismus zu verteidigen, aber es war zu spät, um das drohende Verhängnis des 11. März 1938 abzuwenden. In der Widerstandsbewegung von 1938—1945 arbeiteten dann die österreichischen Arbeiter sozialistischer und kommunistischer Richtung, zusammen mit antinationalsozialistischen Österreichern anderer Gesinnung, und schufen so die Grundlage für die Zeit

nach 1945. Bei den ersten Nationalratswahlen in der Zweiten Republik erhielten die Sozialistische Partei 1,435.048 und die Kommunisten 174.212 Stimmen.

Armenien

Das Stichwort Armenien gehört hieher, denn Österreich, insbesondere Wien, besitzt für das armenische Volk große Bedeutung. Im Jahre 1701 stiftete der Armenier Mechithar (1667—1749) in Konstantinopel einen Orden, der nach ihm den Namen der „Mechitharisten" empfing. Seit 1717 befand sich der Sitz dieser religiösen Genossenschaft auf der Insel San Lazzaro bei Venedig. Nach dem Tod des Gründers wanderte ein Teil seiner Ordensbrüder nach Triest aus (1773) und begann dort unter dem Schutz der Kaiserin Maria Theresia eine ausgebreitete literarische Tätigkeit. In den napoleonischen Kriegen wurde 1811 eine Zweigniederlassung in Wien gegründet und seitdem ist die österreichische Hauptstadt einer der Kulturmittelpunkte des Armeniertums geworden. Die Mechitharisten machten sich die Pflege der armenischen Sprache, Geschichte und Literatur zur Hauptaufgabe ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit. Bedeutende Vertreter der armenischen Philologie waren der Venediger Bagratumi und der Wiener **Aydinian;** von diesem stammt eine moderne armenische Grammatik (1866), an der kein Sprachforscher vorbeigehen kann. Unter dem Titel „Nationalbibliothek" haben die Mechitharisten alle alten armenischen Schriftsteller neu kommentiert und herausgegeben. Auf dem Gebiet der Geschichtsschreibung veröffentlichte im damals österreichischen Venedig **Tschamtschian** (1738—1823) seine große dreibändige Geschichte Armeniens; in Wien wurde **M. Garagaschian**

(1818—1903) der Verfasser einer vierbändigen kritischen Geschichte Armeniens. Sowohl die Venediger wie die Wiener Niederlassung des Ordens haben ihre eigenen armenisch geschriebenen Zeitschriften, so Wien das Organ der armenischen Sprachwissenschaft „Handes Amsorya", das seit 1887 ununterbrochen erscheint. Das Wiener Mechitharistenkloster verfügt außerdem über eine der vollständigsten Sammlungen armenischer Druckschriften überhaupt.

Austria

Austria ist die alte lateinische Form für Österreich und unter diesem Namen ist unser Vaterland in den meisten fremden Sprachen bekannt (engl. Austria, franz. Autriche, span. ital. Austria, ung. Ausztria, russ. Austria). Das Tschechische hat merkwürdiger Weise für Österreich den Namen Rakousko. Er dürfte nach der Ansicht einiger Forscher mit der Bezeichnung des alten keltischen Volksstammes der Rhakatrier zusammenhängen, die zur römischen Zeit im nördlichen Niederösterreich ihren Sitz hatten. Die Bezeichnung „auster", „Austria" beschränken sich übrigens nicht bloß auf Österreich. Das Fränkische Reich zerfiel seit 561 in einen westlichen (Neustrien) und einen östlichen Teil (Austrasien). Das langobardische Reich kannte eine Trennung in ein „Neustria" und ein „Austria". Die Grenze zwischen beiden war die Adda. Im 8. Jahrhundert verstehen einzelne Geschichtsquellen unter „Austria" einen Teil von Ostfranken, der dem heutigen fränkischen Teilen Bayerns entspricht. Jedenfalls war aber der lateinische Name Austria für das heutige Österreich (damals Ostarrichi oder Osterland) bereits v o r der Erhebung Österreichs zum Herzogtum (1156) vorhanden. Bis

ins 16. Jahrhundert nennen die lateinisch geschriebenen Geschichtswerke übrigens Österreich auch „terra australis“ und die Österreicher „australes“. In der byzantinischen Chronik des Kinnamos (um 1200) heißt Herzog Heinrich Jasomirgott doux Ostrichion. Dante nennt Österreich in der göttlichen Komödie Ostric. Besonders interessant ist es aber zu wissen, daß der Name Australien mit Österreich zusammenhängt. Am 3. Mai 1606 entdeckte der spanische Seefahrer Pedro Fernandez de Quiros eine Insel in der Neuhebridengruppe und hielt sie für das große Südland, das man suchte. Er nannte sie deshalb Austrialia del Espiritu Santo. Austrialia wurde ausdrücklich mit Bezugnahme auf das damals in Spanien regierende Haus Habsburg gewählt, das sich bekanntlich „Casa d'Austria“ (Haus Österreich) nannte. Die Form Austrialia setzte sich aber nicht durch und an seiner Stelle bekam der Süderdteil den Namen Australien. — Der Name für unser Vaterland ist also auch in der lateinischen Form ein altehrwürdiger und bedeutsamer.

Babenberger

Die Babenberger regierten über Österreich von 976—1246. Über ihre Herkunft ist viel debattiert worden. Sie selbst hielten sich für Nachkommen des sog. älteren Babenbergischen Hauses, das in Franken begütert war und in den Wirren zur Zeit des letzten ostfränkischen Karolingers (Ludwigs III. des Kindes 899—911) zugrundeging. Andere Forschungen weisen darauf hin, daß das Geschlecht mit den alten bajuwarischen Herzögen einen Zusammenhang gehabt haben müsse. Auf jeden Fall ist heute auch festgestellt, daß die Babenberger mit dem sächsischen

Kaiserhaus der Ottonen (919—1024) nahe verwandt waren. Der Eintritt der Babenberger in die österreichische Geschichte hängt mit der Erhebung des Bayernherzogs Heinrich des Zänkers gegen Kaiser Otto II. zusammen. Außer Österreich besaßen die frühen Babenberger auch die sog. „Nordmark" und wenigstens zeitweise das Herzogtum Schwaben. Der in den Spielmannsepen der Zeit vielbesungene Herzog Ernst, der mit seinem Freund Werner von Kyburg im Schwarzwald seinem Stiefvater Kaiser Konrad II. erliegt, mit dem er um die burgundische Krone kämpft, ist ein Babenberger, ebenso Poppo, der gewaltige Erzbischof von Trier. Der bedeutendste unter den älteren Babenbergern war **Adalbert der Siegreiche** (1018—1055), der sein Machtgebiet bis zur Leitha ausdehnte und damit die heutige Grenze von Niederösterreich schafft. Sein Sohn **Ernst der Tapfere** fällt 1075 an der Seite König Heinrichs IV. in der Schlacht an der Unstrut im Sachsenland. Die eigenständige Politik des Babenbergerhauses beginnt mit dem Markgrafen **Leopold III. dem Heiligen** (1096—1137), dem Schüler des Bischofs Altmann von Passau und Gemahl der Kaisertochter Agnes, die in erster Ehe mit dem Herzog von Schwaben aus dem Hause der Hohenstaufen vermählt war und so die gemeinsame Stammutter der Babenberger und Hohenstaufen wurde. Leopolds III. kluge und friedenssichernde Politik, die von dem Grundsatz geleitet war: Österreich gehorcht nur Gott, versteht es, sich solche Achtung zu verschaffen, daß ihm 1125 nach dem Tode seines Schwagers Heinrich V. die erledigte Kaiserkrone angetragen wird. Er ist der Stifter einer Reihe von Klöstern und baut sich eine gewaltige Pfalz in Klosterneuburg, in der er seinen Sitz nimmt. Seine zahlreichen Söhne und Töchter ver-

heiratet er nach Italien, Böhmen, Ungarn und Polen. Eines seiner Kinder, **Otto von Freising,** wird der berühmteste und größte Geschichtsschreiber des Mittelalters. Unter seinen anderen Söhnen ragt besonders Herzog **Heinrich II. Jasomirgott** (1141—1177) hervor, unter dem die bisherige Markgrafschaft Österreich ein Herzogtum wird und das sog. Privilegium Minus (siehe dieses) erhält. Mit Heinrich II. beginnen auch die byzantinisch-oströmischen Heiraten der Babenberger. Seine Gemahlin, eine der klügsten Fürstinnen auf dem Throne Österreichs, wurde **Theodora,** die Nichte des Kaisers Manuel I. (1141—1186) aus dem Geschlecht der Kommenen, unter dem im Oströmischen Reich ein Zeitalter neuer Blüte und Weltgeltung begonnen hatte. Österreich war von nun an in das Blickfeld der weitausgreifenden oströmischen Politik gerückt und verschwand nicht mehr daraus. Unter Heinrichs II. Sohn **Leopold V.** (1177—1194), mit dem Beinamen der Tugendhafte, erfolgt die Vereinigung der Steiermark mit Österreich. Der letzte Traungauer Herzog Ottokar setzt seine babenbergischen Verwandten zu Erben ein, aber die Steiermark behält in der Georgenberger Handfeste (1186) ihre eigene Verwaltung: damit ist der Grund zum föderalistischen Aufbau des späteren österreichischen Staates gelegt. An Leopold V. knüpft sich auch die Sage von der Entstehung des österreichischen Bindenschildwappens rot-weiß-rot (siehe unter diesem Stichwort). Die beiden letzten Babenberger aber, **Leopold VI. der Glorreiche** (1198—1230) und **Friedrich II. der Streitbare** (1230—1246), bedeuten einen ehrvollen Ausgang dieses alt-österreichischen Herrschergeschlechtes. Leopold VI. ist mit der byzantinischen Kaisertochter **Theodora der Jüngeren** (aus der Familie der Angeloi) vermählt, Friedrich II. mit So-

phia aus der Familie der byzantinisch-griechischen Kaiser von Nicäa. Leopold VI. erscheint als der große Freund des aufstrebenden Bürgertums und der Städte, an seinem Hof wirken die großen österreichischen Minnesänger (der „wünnicliche Hof zu Wien") und das Nibelungenlied entsteht in seiner heutigen Fassung unter seiner Herrschaft. Sein Ansehen ist so groß, daß er 1230 den Frieden zwischen Papst und Kaiser vermitteln kann. Friedrichs II. kriegerische Regierung ist der Abklang der Herrschaft der Babenberger in Österreich. Er nennt sich „Herr von Krain" und strebt nach der Königskrone (siehe „Königreich Österreich"). Seine Blicke wandern auch nach Ungarn und Böhmen. Von seinem Namensvetter, dem Hohenstaufenkaiser Friedrich II., seines Landes für verlustig erklärt, versteht er es, sich in Österreich zu behaupten, den eingesetzten Reichsstatthalter aus Wien zu vertreiben und wieder die Krone zu gewinnen. Zügellos und ohne Hemmungen, schont er die Ehre der Frauen seiner Untertanen nicht und verwickelt sich infolge seiner Politik in eine Reihe von Kriegen mit seinen Nachbarn. Er fällt im Kampfe mit dem Ungarkönig Béla IV. in der für Österreich siegreichen Schlacht an der Leitha (15. Juni 1246). Mit ihm erlischt der männliche Stamm der Babenberger. Es ist aber nicht richtig, von einem „österreichischen Interregnum" zu sprechen, denn schon nach kurzen Wirren wird der junge Böhmenprinz **Ottokar II. Przemysl** von den Österreichern selbst ins Land gerufen und erwirbt durch die Hand der Schwester des letzten Babenbergers, der Herzogin **Margareta** von Österreich, auch das Erbrecht. Die Herrschaft Ottokars II. in Österreich wurde als keine Fremdherrschaft empfunden, er tut unendlich viel für Österreich: von ihm rühren die Anfänge der

eigenen Landesverwaltung für Oberösterreich her, er baut an der Stephanskirche und an der Wiener Hofburg. Viele seiner Erlässe sind aus der „Burg zu Wien" datiert. Wie Friedrich II. und die übrigen Babenberger ist er ein Freund der Bürger und läßt seine Pläne bis nach Ungarn schweifen. Er ist der „goldene König", wie ihn seine Zeitgenossen nennen. Im Kampfe mit Rudolf von Habsburg stehen die Wiener Bürger auf Seite des König-Herzogs Ottokar und müssen erst in harter Belagerung bezwungen werden. Neben Ottokars II. Gemahlin Margareta, von der er sich später scheiden ließ — der erste Schritt seines Niedergangs — erhebt noch die Nichte des letzten Babenbergers, die Herzogin **Gertrud** von Österreich, Anspruch auf das Land. Noch während der Ottokarschen Zeit entsteht in Steiermark eine Bewegung zu ihren Gunsten, so daß sich der König genötigt sieht einzuschreiten. Sie ist in erster Ehe mit dem Markgrafen Wladislav von Mähren, in zweiter mit Hermann von Baden und in dritter mit dem südrussischen Fürsten Roman von Halitsch vermählt. Ihr Sohn aus zweiter Ehe, der sich Friedrich von Baden und Österreich nennt, stirbt zusammen mit dem letzten Hohenstaufen Konradin 1268 in Neapel auf dem Schaffott, ihre Tochter **Agnes,** die letzte Erbin der babenbergischen Ansprüche, ist in zweiter Ehe mit dem **Grafen von Heunburg** verheiratet. Wie ernst die ersten Habsburger die Ansprüche der babenbergischen Frauen nehmen, sieht man daraus, daß Rudolf von Habsburg später, nachdem er Österreich und Steiermark seinen Söhnen gegeben hat, die Nachkommen der Agnes mit Geld und Verhandlungen zur Aufgabe ihrer Rechtsansprüche auf das Erbe des babenbergischen Hauses bewegt. Die Babenberger haben für die österreichische Geschichte

eine nicht zu unterschätzende Bedeutung; zu oft wird ihre Zeit, in der die Grundlagen zur Entwicklung des österreichischen Staates und zur Eigenständigkeit des österreichischen Volkes gelegt werden, allzuwenig berücksichtigt: sie ist für uns Österreicher wichtiger als die Thronkämpfe von Welfen und Hohenstaufen. Besonders in den letzten hundert Jahren ihrer Herrschaft haben sich die babenbergischen Herzöge von Österreich durch ihre Förderung des Bürgerstandes und ihre fortschrittliche Innenpolitik ebenso wie durch ihre ausgesprochen österreichische Stellungnahme zu den großen Problemen der Welt als die Österreicher des hohen Mittelalters gezeigt. Sowohl Ottokar II. wie die Habsburger haben immer dann ihr Bestes für Land und Volk geleistet, wenn sie auf den Spuren der Babenberger gingen.

Bahnen

Zu den großen technischen Leistungen Österreichs gehören auch seine Bahnbauten. Wir wollen hier nicht eine Geschichte der österreichischen Bahnen geben, sondern nur auf einige besonders wertvolle Leistungen hinweisen, die österreichischer Tatkraft und österreichischem Können ihre Entstehung verdanken.

Die erste Schienenbahn auf dem europäischen Festland ist das Werk von Österreichern. 1807 schlug der damalige Direktor des Technischen Institutes in Prag, **Franz Joseph v. Gerstner,** die Errichtung einer Pferdebahn auf Schienen vor. Dies war 15 Jahre vor der Eröffnung der ersten Eisenbahnstrekke zwischen Stockton und Darlington in England. 1813 veröffentlichte dann Gerstner eine aus-

führliche Studie über sein Projekt und 1824 wurde nach mancherlei Schwierigkeiten die „K. K. priv. Erste Österreichische Eisenbahngesellschaft" gegründet; das Aktienkapital von 900.000 Gulden war in wenigen Tagen im Inland gezeichnet. Der Bau der Schienenstrecke — es wurde dafür der Weg Linz—Budweis gewählt — begann, doch konnte erst nach dem Abgang Gerstners, der 1828 den Vorschlag machte, die Strecke nicht mit Pferdewagen, sondern mit Lokomotiven zu befahren, im Sommer 1832 die gesamte Linie dem Verkehr übergeben werden. Der Kaiser und die Kaiserin nahmen an der ersten Fahrt teil. Der Betrieb wurde einem Pächter übergeben und zur Zeit seiner Hochblüte mit 800 Pferden durchgeführt; sie benötigten für die Entfernung von 130 Kilometer 14 Stunden. Seit Mitte der Fünfzigerjahre wurde dann der Betrieb auf Dampflokomotiven umgestellt. Gerstner selbst war nach Rußland gegangen und hatte dort die erste russische Eisenbahn mit Dampfbetrieb erbaut.

Schon wenige Jahre später finden wir den Grazer **Franz Xaver Riepl** an dem Projekt beschäftigt, eine Bahn aus dem nordmährischen Kohlenrevier um Ostrau nach Wien zu führen. 1829 legte er seinen Plan einer Eisenbahnverbindung Wien — Krakau — Bochnia der Öffentlichkeit vor. Um die Bedeutung dieses Projektes zu ermessen, muß man wissen, daß die neue Strecke 450 km lang sein sollte, während zu dieser Zeit die berühmte englische Bahn von Liverpool nach Manchester bloß 50 km lang war. Das nötige Kapital wollte das Haus Rothschild aufbringen, aber erst nach der Thronbesteigung Kaiser Ferdinands I. (1835—1848) wurde die Konzession erteilt: 8 Millionen zeichnete das Bankhaus Rothschild, 6 Millionen wurden innerhalb von vier Wochen von

den Österreichern viermal überzeichnet. Die Bahn sollte „Kaiser-Ferdinand-Nordbahn" heißen. Zusammen mit dem Hofbaurat **Francesconi** und dem später berühmten **Karl v. Ghega** begann Riepl die Ausführung seines Projektes. Die gesamte Leitung bis zu den Werkführern hinunter bestand nur aus Österreichern. Die erste Probefahrt auf der Strecke Wien—Deutschwagram erfolgte am 23. November 1837. 1839 war bereits der Verkehr bis Brünn möglich — die Fahrtdauer der 144 km langen Strecke betrug 4½ Stunden, also durchschnittlich 35 Stundenkilometer. 1840 trat dann an Stelle Ghegas der mit dem Suezkanal für immer verknüpfte **Alois v. Negrelli,** der die Strekke Prerau—Olmütz baute. 1847 war man in Oderberg angelangt und am 1. März 1856 konnte die Bahn Wien—Krakau dem Verkehr übergeben werden.

Als dritte Großleistung Österreichs weisen wir auf den Bau der ersten Bergbahn der Welt hin. Die Verbindung zwischen Wien und Triest stellte eine der wichtigsten Verkehrsadern der Donaumonarchie dar. Karl VI., dem Triest seine Erhebung zum Freihafen verdankt, erbaute 1728 eine Straße über den Semmeringpaß, die aber längst nicht mehr genügte. Sie wurde bereits 1818 für einen Umbau in Betracht gezogen, aber erst 1838 ward damit begonnen und am 17. August 1841 wurde die neue Straße feierlich eröffnet. Schon während des Baues hatte man an eine schienenmäßige Bewältigung des Problems gedacht. Seit 1839 interessierte sich auch der damalige Finanzminister Kübeck dafür. Als staatliche Direktoren der zu erbauenden Linien ernannte man Alois Negrelli für den nördlichen und Karl v. Ghega für den südlichen Zweig. So wurde Ghega mit der Aufgabe betraut, die Bahn über den Semmering zu bauen. Bereits war die Strecke Wien—

Gloggnitz und Mürzzuschlag—Graz vollendet, aber der Berg schien unüberwindbar. Seit 1845 forderte Ghega auf Grund seiner Pläne den Ausbau der Bergbahn, aber erst im Sommer 1848 wurde er begonnen. Nachdem man durch ein Preisausschreiben die nötigen Lokomotiven erhalten hatte, die die Steigung bewältigen konnten, stieß der Bau auf keine Hindernisse. Am 23. Oktober 1853 fuhr der erste Zug über den Semmering — der Personenverkehr wurde am 17. Juli 1854 eröffnet, die erste Gebirgsbahn der Erde war auf österreichischem Boden, von österreichischen Ingenieuren erbaut, im Betrieb.

Und noch einmal leisteten die österreichischen Bergbahnen Vorbildliches: auch die höchste Vollbahn Europas, die Linie über den Brennerpaß (1370 m), wurde in diesen Jahren geplant und gebaut. Keine andere Bahn führt in diese Höhe hinauf und behält doch den Vollbetrieb bei. Der Plan der Brennerbahn stammt von **Karl v. Etzel** und wurde nach dessen frühem Tode durch **Achilles Thommen** vollendet. Durch den österreichisch-italienischen Krieg von 1866 unterbrochen, wurde die Bahn im nächsten Jahr ohne besondere Feierlichkeit am 24. August 1867 dem allgemeinen Verkehr übergeben. Achilles Thommen überlebte den Bau der Strecke noch viele Jahre und widmete sich — ein gebürtiger Schweizer — auch weiterhin dem österreichischen Eisenbahnwesen. Er starb erst 1893 in Maria-Schutz auf dem Semmering.

Von den weiteren großen Bahnbauten Österreichs wollen wir noch die Arlbergbahn anführen. Sie wurde bereits 1847 projektiert, aber erst im Frühjahr 1880 wurde im Parlament die Vorlage über den Bau angenommen. Der Bauleiter wurde **Julius Lott**, der allerdings die Fertigstellung nicht mehr

erlebte (gest. Ende Mai 1883). Das 10 km lange Haupttunnel, für dessen Vollendung man vier Jahre veranschlagt hatte, wurde in drei Jahren fertig. Am 20. September 1884 erfolgte die feierliche Einweihung der Bahn.

Der letzte großangelegte Bahnbau der Österreichisch-Ungarischen Monarchie war dann die Tauern- und die Karawankenbahn. Sie wurde unter Leitung des Sektionschefs **Karl Wurmb** (geb. 1850 in Neumarkt bei Wels) durchgeführt. Vier große Tunnels mit einer Gesamtlänge von 25 km waren zu errichten und 10.000 Arbeiter waren beim Bahnbau beschäftigt. In den Jahren 1907—1908 erfolgte die Fertigstellung und Inbetriebnahme.

Bajuwaren

Nach der älteren, bereits überholten Auffassung sind die Bajuwaren die Nachkommen der Markomannen, die Böhmen im Verlauf der Völkerwanderung verließen und in das spätere Bayern und Österreich einwanderten. Diese Auffassung erscheint heute widerlegt. Die Bajuwaren dürfen nicht mit den keltischen Bojern verwechselt werden. Die Urheimat der Bajuwaren ist am Schwarzen Meer zu suchen, sie gehören auch nicht der westgermanischen Völkergruppe an (wie Franken, Alemannen, Thüringer, Sachsen), sondern sind Ostgermanen, stehen also in einer Linie mit den Ost- und Westgoten. Sie dürften im Zusammenhang mit der Einwanderung der Langobarden in Ungarn nach Österreich gekommen sein. Die ältesten Sitze der Bajuwaren in den Donaugegenden lagen nicht im heutigen Bayern, sondern im Gebiet zwischen Wiener Wald und Enns, bez. Lech und Iller. Die älteste schriftliche Kunde

von den Bajuwaren hat uns der spätrömische Dichter **Venantius Fortunatus** erhalten (um 565). Die Bajuwaren traten auch wie die Franken nicht vom Arianismus, sondern unmittelbar vom Heidentum zum katholischen Glauben über. Die erste Herzogstadt der Bajuwaren war Lorch, das alte Laureacum, die Bischofsstadt St. Severins. Die Bajuwaren gerieten schon früh unter fränkische Oberhoheit und verloren 788 ihr einheimisches Herzoghaus. Sie stießen in den Alpen mit den ihnen nachdringenden Slaven zusammen: seit 713 war das Herzogtum Karantanien (Kärnten) von ihnen abhängig. Die bajuwarische Sprache weist griechische und gotische Einflüsse auf. Noch im Anfang des 10. Jahrhunderts ist in den Quellen von einem „Königreich der Bajuwaren" die Rede. Für die Schreibung zu beachten: Bajuwaren und Baiern bedeutet das alt bajuwarische Volk und Volksgebiet, Bayern den späteren Staat gleichen Namens.

Bauernbefreiung

Die Bauernbefreiung weist in Österreich zwei Phasen auf: die Befreiung von der Leibeigenschaft und die Aufhebung der Erbuntertänigkeit. Die Leibeigenschaft unterschied sich von der Sklaverei in vielen Fällen nur der äußeren Form, nicht dem Wesen nach. Während der Sklave in die Hausgemeinschaft des Herrn eingegliedert ist, erscheint der Leibeigene als der in eigener Hausgemeinschaft Lebende, der aber „an die Scholle gebunden" ist. Der Herr besitzt über den Leibeigenen und seine Familie weitgehende Gewalt: er kann sie verpfänden, verkaufen, kann seine Töchter zur Heirat zwingen oder ihnen die Heirat verbieten, kann den Söhnen

die Erlaubnis zur Ausübung eines Handwerkes untersagen oder sie ihnen gewähren. Leibeigenschaft in diesem strengen Sinn ist vor allem in den Gebieten vorhanden, in dem sich Großgrundbesitz ausbreitet. Da dies im Gebiet des heutigen Österreich weniger der Fall war, finden wir in den Alpenländern die Leibeigenschaft viel weniger weit verbreitet als in den anderen Ländern der Habsburger. Durch die Bauernkriege (siehe dieses Stichwort) hatten sich die österreichischen Bauern eine gewisse Stellung geschaffen: in Tirol waren sie im Landtag vertreten und nahmen so Einfluß auf die politische Gestaltung. Aber auch so waren die Lasten der Bauern bedeutend: sie litten sowohl unter dem wachsenden Steuerdruck der Fürsten wie unter dem Wildbann der Herren. Es ist interessant zu sehen, daß der Adel die Bauern gegen die übermächtigen Jagdrechte in Schutz nahm (so protestierten seit 1617 die steirischen Stände fast jährlich gegen die Übersetzung des Tobler Forstes mit Hochwild): auf der anderen Seite nahm das Landesfürstentum für den Bauernstand gegen den Adel Stellung. Die Bauern sollten mit Robot und Leistungen nicht überlastet werden. Tatsächlich „hat in der Zeit von 1740 bis 1790, unter Maria Theresia und Joseph II., der habsburgische Absolutismus den Besitz und die Arbeitskraft der Bauern wirksam gegen die Ansprüche der Grundherrn geschützt" (Otto Bauer). So erschien schon im ersten Jahr der Alleinherrschaft Josephs II. (1781) das Untertanenpatent, das die Leibeigenschaft in eine „gemäßigte Untertänigkeit" umwandelte. Der Kaiser erklärte: „Da aber der zu verbessernde Ackerbau und die Ermunterung des Fleißes die zwei vorzüglichsten Mittel sind, welche zu diesem gemeinnützigen Zweck führen, diese jedoch unmöglich wir-

ken können, wenn nicht die persönliche Freiheit, die jedem Menschen von der Natur und dem Staate aus gebührt . . . allgemein eingeführt werde: so soll die Leibeigenschaft aufgehoben werden". In weiterer Folge wurde durch das Steuerpatent vom 15. April 1785 ein Lastenausgleich zwischen Adel und Bauernschaft herbeigeführt. Als Graf Chotek sich beim Kaiser über die Verkürzung der Adelsrechte beschwerte, erwiderte Joseph II.: „Gewiß, aber eben das, was der Adel verliert, kommt dem Bauer zugute . . . Die physische Gewalt liegt beim dritten Stand". Die Aufhebung der Leibeigenschaft kam vor allem den böhmischen, ungarischen und galizischen Ländern der Habsburger zugute. Der Geschichtsschreiber der Bauernbefreiung, der Hesse E. F. **Knapp**, hat in seinem bekannten Werk über den Unterschied zwischen der österreichischen und der preußischen Bauernpolitik im 18. Jahrhundert folgendermaßen geurteilt: „Bis zur Zeit Napoleons ist Österreich in der Bauernbefreiung überall um 20 bis 25 Jahre voraus; überall hat Österreich weit tiefer eingegriffen". Später freilich wurde die Zeit zu neuen Reformen verabsäumt. Der Grundherr hatte aus den Tagen Josephs II. insbesondere die niedere Gerichtsbarkeit beibehalten. Diese wurde ihm schon v o r 1848 zur Last. In Tirol legten die Grundbesitzer diese Vorrechte schon alle vor Beginn der Revolution zurück: in Niederösterreich forderten die Stände bereits 1833 vergebens, der Staat solle Gerichtsbarkeit und Sicherheitsdienst übernehmen, die sie nicht mehr leisten könnten. 1834 kam es zu Revolten der Bauern im Waldviertel (Niederösterreich) und Mühlviertel (Oberösterreich). Unter Aufgebot von Militär wurden die Aufständischen niedergeworfen. Die Grundherren beklagten sich, sie erhielten von den Bauern die Abgaben in

Papiergeld und müßten den Betrag in Metallgeld dem Staat gegenüber als Einnahmen versteuern. So war es nur ein langerwarteter Schritt, daß der Abgeordnete aus Schlesien **Hans Kudlich** den folgenden Antrag stellte: „Die Hohe Versammlung möge erklären: von nun an ist das Untertänigkeitsverhältnis samt allen daraus entsprungenen Rechten und Pflichten aufgehoben". Am 7. September 1848 wurde das Gesetz beschlossen, das eines der wenigen dauernden Erfolge des Revolutionsjahres bleiben sollte. „So wurde denn das alte Erbuntertänigkeitsverhältnis aufgehoben: der Bauer, bisher Untertan des Grundherrn, wurde Bürger des Staates. Damit fielen die aus dem Erbuntertänigkeitsverhältnis abgeleiteten Pflichten des Bauern gegenüber dem Grundherrn, aber freilich auch die Ansprüche des Bauern gegen den Grundherrn, die, wie der Anspruch auf Armenunterstützung, wie das Recht auf Holzlesen im Walde, aus dem Erbuntertänigkeitsverhältnis abgeleitet wurden. Die Patrimonialgerichtsbarkeit wurde beseitigt; Gericht und Verwaltung gingen von den herrschaftlichen Wirtschaftsämtern an staatliche Behörden über. Zugleich wurde das Obereigentum des Grundherrn am Bauernland aufgehoben; der Bauer wurde freier Eigentümer seines Bodens. Die herrschaftlichen Abgaben, der Zehent und die Robot, wurden gegen ‚billige Entschädigung' abgelöst. Die Grundherren erhielten die Entschädigung in Gestalt der Grundentlastungsobligationen, die in vierzig Jahren getilgt wurden; vierzig Jahre nach der Revolution war damit der letzte Rest des alten Untertänigkeitsverhältnisses beseitigt" (Otto Bauer).

Bauernkriege

Die ersten sozialen Umwälzungen zu Beginn der Neuzeit sind die Bauernkriege des 16. und frühen 17. Jahrhunderts. Durch die Einführung (Rezeption) des alten römischen Rechtes und die Umwandlung des feudal-mittelalterlichen in einen absolutistisch-fürstlichen Staat wurden wirtschaftliche und geistige Probleme aufgeworfen, die zur Entladung drängten. Die Religionskämpfe, die sich an die Namen Luther und Calvin knüpfen, vermischen sich zeitweise mit diesen sozialen Bewegungen. Der große deutsche Bauernkrieg, den diese im Bund mit der Reichsritterschaft führen, endet mit dem völligen Zusammenbruch der Bauernschaft und schwerer Bedrängnis in folgenden Jahrhunderten. In Österreich standen die Bauern im Bunde mit den Städten und mit den Landtagen (z. B. in Tirol). Ihre Forderungen wurden teilweise sogar von den Landesfürsten anerkannt: es kommt auch tatsächlich zu Kompromißlösungen. Die Bauern ihrerseits schonen demonstrativ auf ihren Kriegszügen die kaiserlichen Besitzungen und wenden sich immer wieder an den Herrscher mit der Bitte, sie im Kampf gegen den Adel zu unterstützen. Daneben spielen selbstverständlich auch religiöse Forderungen eine Rolle, aber es ist völlig falsch, die Bauernkriege einfach nur aus religiösen Gründen erklären zu wollen. Im Salzburger Bauernkrieg stand der Gasteiner Bergherr **Weitmoser** an der Spitze der Landleute. Schon 1524 beschloß die österreichische Regierung Verordnungen zum Schutz der Bauern und gegen die Übergriffe des Adels. Da sie auf dem Papier blieben, breitete sich die Erhebung rasch aus. Doch auch jetzt noch traten die österreichischen Landtage und von ihnen überzeugt auch

König Ferdinand I. für ein Kompromiß ein. Tatsächlich endeten die Bauernkriege sowohl im Salzburgischen wie im übrigen Österreich trotz vorkommender Greueltaten — so in Schladming durch den Grafen Salm — im wesentlichen damit, daß die Rechte der Bauern anerkannt wurden. Nur in Tirol schien der Kampf eine andere Wendung zu nehmen. 1526 erhoben sich hier die Unzufriedenen unter der Führung eines ehemaligen Sekretärs des Bischofs von Brixen Michael **Gaismaier** und stellten ein soziales Forderungsprogramm auf, das sehr stark an Forderungen der radikalen Hussiten im 15. Jahrhundert erinnert. Gaismaier plante die Errichtung einer alpenländischen Bauernrepublik unter dem Schutze Venedigs. Aber die Erhebung, an der sich auch die Bauern anderer Gebiete beteiligen sollten, mißlang. Nach heftigen Kämpfen, bei denen Gaismaier vor Innsbruck und Radstadt erschien, führte er in einem strategisch glänzenden Rückzug seine Truppen vor den verfolgenden österreichischen, bayrischen und schwäbischen Kontingenten auf venetianisches Gebiet. Er wurde venetianischer Bürger und fiel im August 1528 einem Mordanschlag zum Opfer. — Noch bedeutsamer für die österreichische Entwicklung wurde dann der oberösterreichische Bauernkrieg des Jahres 1626. Kaiser Ferdinand II. hatte das Land Oberösterreich, um die Kriegshilfe der katholischen Liga gegen Böhmen zu erhalten, an Bayern verpfänden müssen. Die bayrische Verwaltung begann die Rekatholisierung des Landes mit aller Strenge durchzuführen. Der bayrische Statthalter **Herbersdorf** machte sich bald so verhaßt, daß sich auch die katholischen Bischöfe gegen Bayern wandten. Als die bedrängten Oberösterreicher nach den anderen österreichischen Ländern auswandern

wollten, wurde ihnen dies verboten. Schließlich bekamen sie bayrisches Militär als Einquartierung ins Haus gelegt. Als Herbersdorf jede Milderung seiner Politik ablehnte, schufen sich die Bauern eine eigene Führung, die **Stephan Fadinger** und **Christoph Zeller** innehatten. Sie nahmen mit den Städten Fühlung. Tatsächlich gehörten der Jurist **Holzmüller** und der reiche **Madlseder** dem erweiterten Oberkommando der Bauern an: sie verhinderten eine Teilnahme des protestantischen Adels, der nur in untergeordneter Stellung zugelassen wurde. Das Programm Fadingers war die Vertreibung der Bayern und die Rückkehr Oberösterreichs zu Österreich, obwohl der damals regierende Kaiser Ferdinand II. geradeso protestantenfeindlich war wie der bayrische Kurfürst. Schon daraus ist der ausgesprochene österreichische Charakter des Fadinger-Aufstandes zu erkennen. Das berühmte Fadinger-Lied beginnt auch mit den Worten: „Von Bayerns Joch und Tyrannei und seiner großen Schinderei mach uns o liaber Herrgott frei!" Die Bauern bekamen tatsächlich fast ganz Oberösterreich in ihre Hand, aber Stephan Fadinger fiel vor den Toren von Linz am 5. Juli. Auch in diesem Bauernkrieg schonten die Kämpfenden die Güter des Kaisers. Ja sie verzichteten auf den Anschluß der Bewohner des Salzkammergutes an die Armee, um dem Kaiser nicht seine Einkünfte zu schmälern. Freiwillige, die zu den Bauern kamen, wurden aufgenommen, wenn sie aus anderen österreichischen Ländern kamen, überlaufende Bayern wurden zurückgewiesen. Die Bauernführer achteten auch streng darauf, daß das Territorium des benachbarten Bayern nicht betreten und die bayrische Bevölkerung nicht gebrandschatzt würde: man kämpfte nur für die Rückgliederung an Österreich,

nicht gegen das benachbarte bayrische Volk. Kaiser Ferdinand II. selbst versuchte den Frieden zu vermitteln und es wurden Schlichtungskommissionen eingesetzt. Zwar gelangten die Verhandlungen zu keinem richtigen Abschluß, aber Ferdinand II. wandte sich schließlich, als ein Teil der Bauern einen raschen Friedensschluß, auf den er drängte, nicht annehmen wollte, wieder von ihnen ab. Dadurch wurde die Niederlegung der Waffen erzwungen. Bayern sicherte den Oberösterreichern einige Milderungen auf dem Gebiet der Verwaltung zu, die Rekatholisierungsmaßnahmen sollten für zwei Jahre ruhen, eine Generalamnestie für alle Kämpfer wurde erlassen, nur einige Bauernführer mußten zur Bestrafung ausgeliefert werden, aber nicht den Bayern, sondern unmittelbar dem Kaiser. Die österreichische Regierung ließ inoffiziell wissen, daß sie keine Repressalien ergreifen werde, wenn man die auszuliefernden Bauernanführer nicht auffände, vorausgesetzt, daß sie sich sonst ruhig verhielten. Desgleichen wurde Madlseder die kaiserliche Zusage gegeben, Oberösterreich werde 1628 an Österreich zurückfallen. Aber nachdem schon alles geregelt war, sandte der bayrische Kurfürst seinen Feldherrn **Pappenheim** nach Oberösterreich, der über die Bauern, die bereits nach Hause gegangen waren, herfiel und sie — obwohl sie sich wieder zu sammeln versuchten — auseinandertrieb. Die Kämpfe dauerten bis in den Winter hinein und fanden vor den Toren von Wels ihr Ende. 20 überlebende Bauernanführer fanden dann den Tod durch Henkershand. Immerhin hatte der Widerstand der bayrischen Regierung gezeigt, daß sie Oberösterreich nicht auf die Dauer werde behaupten können. Im Frühjahr 1628 gab sie das Land an den Kaiser zurück.

Berge

Wir bringen im nachstehenden ein Verzeichnis aller österreichischen Berggipfel über 3500 m:

Bärenbadkogel (Ötztaler Alpen)	3562 m
Brochkogel hinterer (Ötztaler Alpen)	3633 m
Brochkogel vorderer (Ötztaler Alpen)	3575 m
Firmisanspitze (Ötztaler Alpen)	3501 m
Fluchtkogel (Ötztaler Alpen)	3514 m
Glocknerscharte untere (Glocknergruppe)	3622 m
Glocknerwand (Glocknergruppe)	3730 m
Großglockner, Hauptgipfel,	3798 m
Groß-Venediger (Venedigergruppe)	3660 m
Hochfeiler (Zillertaler Alpen)	3523 m
Hochvernagtspitze (Ötztaler Alpen)	3551 m
Hofmannspitze (Glocknergruppe)	3721 m
Hohes Aderl (Venedigergruppe)	3519 m
Kleiner Glockner (Glocknergruppe)	3764 m
Langtauferer Spitze (Ötztaler Alpen)	3554 m
Mutmatspitze (Ötztaler Alpen)	3512 m
Ötztaler Urkund (Ötztaler Alpen)	3559 m
Rainerhorn (Venedigergruppe)	3561 m
Ramelkögel großer (Ötztaler Alpen)	3551 m
Ramelkögel mittlerer (Ötztaler Alpen)	3507 m
Romariswandkopf (Glocknergruppe)	3515 m
Schalfkogel (Ötztaler Alpen)	3510 m
Schrankogel (Stubaier Alpen)	3500 m
Schwarze Wand (Venedigergruppe)	3512 m
Schwärze hintere (Ötztaler Alpen)	3633 m
Similaun (Ötztaler Alpen)	3607 m
Teufelskamp (Glocknergruppe)	3514 m
Urkundulm (Ötztaler Alpen)	3500 m
Vernagtspitze (Ötztaler Alpen)	3531 m
Watzespitze (Ötztaler Alpen)	3553 m
Weißkugel (Ötztaler Alpen)	3746 m
Weißseespitze (Ötztaler Alpen)	3534 m
Wiesbachhorn großes (Glocknergruppe)	3570 m
Wildspitze nördliche (Ötztaler Alpen)	3774 m
Wildspitze südliche (Ötztaler Alpen)	3769 m
Zuckerhüttl (Stubaier Alpen)	3511 m

Byzanz

Im Jahre 330 verlegt der römische Kaiser **Konstantin der Große** (313—337), der dem Christentum die Gleichberechtigung gegeben und den Verfolgungen ein Ende bereitet hatte, seine Hauptstadt nach dem alten Byzanz, das neu aufgebaut wird und den Namen Konstantinstadt (Konstantinopel) erhält. Im Jahre 395 zerfällt nach dem Tode des Kaisers **Theodosius des Großen** (379—395), der den katholischen Glauben zur Staatsreligion erhoben hatte, das Römische Reich endgültig in eine West- und in eine Osthälfte. Die Westhälfte wird von den wandernden Stämmen der Völkerwanderung überschwemmt und der letzte Kaiser Romulus Augustulus verliert 476 die Krone. Die Osthälfte behauptet sich und erlebt unter Kaiser **Justinian dem Großen** (527—565) neuen Aufschwung. Er erbaut die Sophienkirche und läßt das römische Recht kodifizieren. Seine Feldherren Belisar und Narses erobern Italien und Nordafrika zurück. Aber der Arabersturm bricht das Oströmische Reich auseinander. Übrig bleiben bloß griechisch sprechende Provinzen und so wird aus dem Oströmischen das Byzantinische Reich. Aber noch immer fühlen sich die Byzantiner als „Rhomaioi" und ihre Herrscher beanspruchen gegenüber den Frankenkönigen und den römischen Kaisern des Westens ihre Vorrangstellung. Unter dem Herrscherhause der mazedonischen Kaiser (867—1056) erlebt Byzanz eine neue Blüte und Ausdehnung seiner Macht. Nach langen kirchlichen Streitigkeiten zwischen dem Papst in Rom und dem Patriarchen von Konstantinopel erfolgt 1054 die Spaltung in eine westliche (römisch-katholische) und eine östliche (griechisch-orthodoxe) Kirche, eines der folgen-

schwersten Ereignisse in der gesamteuropäischen Entwicklung. Die Spaltung wird anfänglich nicht als allzu tragisch empfunden, weil schon einige Male Schismen eingetreten waren, die immer wieder mit einer neuen Einigung geendet hatten.

Die Bedeutung des Byzantinischen Reiches für die weltgeschichtliche Entwicklung wurde lange Zeit unterschätzt und wird auch heute noch nicht richtig gewürdigt. In unserem Sprachschatz hat sich eigentlich nur der Ausdruck „Byzantinismus" lebendig erhalten, während andere große Kulturleistungen Ostroms der Vergessenheit anheimgefallen sind. Dazu gehört insbesondere die Abwehr der Araber im 8. Jahrhundert. „Während unsere Unterrichtsbücher den Sieg Karl Martells über die Araber bei Poitiers im Jahre 732 mit großen Lettern zu verzeichnen und die Jugend — mit Recht — auf die universalgeschichtliche Bedeutung dieses Ereignisses, der Abwehr der drohenden Arabisierung Europas, hinzuweisen pflegen, versäumen sie es meist, den Anteil Byzanz's daran zu erwähnen. Mit einer in der Weltgeschichte nur selten wiederkehrenden Wucht hatten nach dem Tode Mohammeds die fanatisierten Araberheere im Laufe des 7. Jahrhunderts Syrien und Kleinasien zur Rechten, Ägypten und ganz Nordafrika zur Linken überrannt und waren im Jahre 711 über die Meerenge von Gibraltar nach Spanien vorgedrungen Etwa gleichzeitig schickte sich jedoch ein gewaltiges Aufgebot von Heer und Flotte an, das Bollwerk Europas an der entgegengesetzten Seite, an der Meerenge des Bosporus, zu bezwingen. Wie von einer um das Mittelmeerbecken gelegten Zange war damals die christliche Ökumene von der arabischen Macht umfaßt. Diese Zange drohte nun beiderseits ihre zermalmenden Backen nach Norden und Nord-

osten vorzuschieben, um sie etwa dem Lauf der Donau entlang zu schließen. In dieser Schicksalsstunde war es der byzantinische Kaiser **Leon III.**, ein Mann zähen Willens und erprobter Feldherrntüchtigkeit, der 717 den scheinbar unwiderstehlichen Eroberungszug der Araber im Osten zum Stehen brachte, einer fast einjährigen Belagerung der Hauptstadt standhielt und schließlich den Feind zur Umkehr zwang. Man wird ihm billigerweise nicht minder als Karl Martell den Titel eines ‚Retters Europas' zugestehen dürfen" (Franz Dölger). Eine andere gewaltige Leistung der Byzantiner war die Christianisierung der Slawen. Die beiden Mönche **Cyrill** (gest. 878) und **Method** (gest. 890) brachten im 9. Jahrhundert den Glauben und die von ihnen geschaffene Schrift (Cyrillika) in das Großmährische Reich. 864 wurde der Bulgarenfürst **Boris** (852—888) und 988 der russische Großfürst **Wladimir** (980—1015) getauft, „wahre Marksteine auf dem Wege der kulturellen Entwicklung Europas" (Franz Dölger).

Österreich hatte schon als römische Provinz kurze Zeit zum Bereich des Oströmischen Reiches gehört. Es tritt nunmehr im Zeitalter des byzantinischen Herrscherhauses der Komnenen (1057—1185) in engere Beziehungen zu Byzanz, die nicht immer in ihrem wirklichen Werte berücksichtigt werden. Von dem Einfluß des byzantinischen Rechtslebens auf das Privilegium Minus (siehe dort) und von den byzantinischen Heiraten der Babenberger (siehe Babenberger) wird an den betreffenden Stellen gesprochen. Mit den byzantinischen Frauen der Babenberger kam auch byzantinische Sitte und Kunst nach Österreich. Die junge Herzogin **Theodora**, die Gemahlin Heinrichs II. Jasomirgott, war eine tat-

kräftige und energische Frau, wie das Annalenwerk der Continuatio Claustroneoburgensis zu ihrem Todesjahr 1189 (recte 1184) bezeugt: sie war durch das Privilegium Minus Herzogin im eigenen Recht in Österreich, eine frühe Vorfahrin der großen Kaiserin Maria Theresia. Auf sie und ihre byzantinischen Dienerinnen soll das alte griechische Wiegenlied „Heidi popeidi" (haidu mou peidion = Schlaf, mein Kindlein) zurückgehen, das in verstümmelter Form noch heute von Wiener Müttern ihren Kindern vorgesungen wird. Ihr zuliebe, die in der Kaiserstadt Byzanz ihre Jugend verbracht hatte, zog Heinrich Jasomirgott in die Stadt Wien und erhob sie damit zur Residenz der Herrscher von Österreich. Um sie zu ehren, wurde für Wien der griechische Name „Vindopolis" in den Urkunden verwendet. Unmittelbare Einflüsse auf Architektur, Buch- und Tafelmalerei in Österreich sind so gut wie bewiesen. In einer Wiener Handschrift von 1141 taucht zum erstenmal eine arabische Ziffer (in Wirklichkeit bekanntlich aus Indien durch die Vermittlung der Araber eingeführt) auf. Eine griechisch-byzantinisch gefärbte Renaissance wird so auf österreichischem Boden im 12. Jahrhundert sichtbar. Interessant ist es weiter, daß das einzige Werk, in dem über höfische Sitten am byzantinischen Kaiserhof Aufschluß geboten wird, die „Antapodosis" Luitprands von Cremona, nur in Handschriften des 12. und 13. Jahrhunderts, die aus Wien, Klosterneuburg und Zwettl stammen, überliefert ist. Für die Kenntnis der griechischen Sprache im damaligen Österreich zeugt die Tatsache, daß die griechischen Textstellen in diesem Buch ohne Übersetzung geboten werden. Auch die Liederdichtung der österreichischen Minnesän-

ger dieser Zeit weist neben südfranzösischs provencalischem auch mittelgriechisch-byzantinischen Einfluß auf.

Es war die große weltgeschichtliche Tragik, daß die Macht des byzantinischen Reiches, das Europa gegen den Islam geschützt hatte, von der blutigen und sinnlosen Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer 1204 ins Mark getroffen wurde. Damals ging das Kaiserhaus der Angeloi, dem die Herzogin **Theodora die Jüngere** von Österreich, die Gemahlin Leopolds VI., angehörte, zugrunde. Es entstand aber auch jener fürchterliche Haß zwischen „Lateinern" und „Griechen", der eine neue Union der beiden getrennten Kirchen zu hindern wußte. Zwar vermochten die Kaiser von Nicäa, deren Geschlecht **Sophia Laskaris,** die Gemahlin des letzten Babenbergers, angehörte, schon 1261 Konstantinopel wiederzuerobern und ein neues byzantinisches Reich zu begründen, aber dieses ging im Verlauf des 14. und 15. Jahrhundert im Kampf gegen die Türken zugrunde. Am 30. Mai 1453 fiel der letzte oströmische Kaiser **Konstantin XI.** bei der Verteidigung seiner Hauptstadt. An die Stelle des byzantinischen Reiches trat das Reich der osmanischen Türken, die übrigens in Verwaltung und Wirtschaft nicht wenig von den Byzantinern übernahmen. Der Untergang von Byzanz fällt in die gleiche Zeit, in der zum erstenmal die neue Donaugroßmacht der Habsburger durch Vereinigung von Österreich, Böhmen und Ungarn unter **Albrecht V.** und **Ladislaus V. Posthumus** (1437 1457) sich bildet, jenes Staatsgebilde, das dann in den folgenden Jahrhunderten die Hauptlast der Kämpfe gegen die Türken zu tragen hat.

Chemiker

Die Chemie entwickelte sich in allen europäischen Ländern aus der Alchemie, der „Goldmacherkunst". Sie beginnt ihre Geschichte als Wissenschaft erst im 18. Jahrhundert und ist auch da noch längere Zeit mit Nachbardisziplinen verbunden. Wenn man will, kann man allerdings schon in den Beschreibungen von Heilquellen Ansätze zu chemischer Forschung sehen. So veröffentlicht 1511 ein **Dr. Wolfgang Windtperger** aus Krems unter dem Namen Anemorinus eine Studie über die Heilquellen von Baden bei Wien. Der kaiserliche Leibarzt **Dr. Johann Wilhelm Mannagetta** (geb. 1558 zu Wilhelmsburg in Niederösterreich, 7 Mal Rektor der Universität Wien, gestorben 1667 und in St. Stephan begraben) trat mit einer ähnlichen Schrift über das Bad Deutsch-Altenburg (Niederösterreich) an die Öffentlichkeit. Von besonderer Bedeutung für die Entwicklung der österreichischen Chemie wurde dann Boerhave (gest. 1738), mit dessen Schüler **Gerhard van Swieten** (1700—1772) seine Anschauungen in Österreich Fuß faßten. Seit 1749 gab es eine Lehrkanzel für Chemie an der Wiener Universität. Das 19. Jahrhundert brachte dann eine Reihe von Forschern auf chemischem Gebiete in Österreich zur Geltung. **Anton Schrötter v. Kristelli** (1802—1875), Professor am Wiener Polytechnikum, entdeckte den roten Phosphor und schuf damit die Grundlage für die industrielle Verwertung der schwedischen Zündhölzer. Die Lieben'sche Jodoform-Reaktion hat ihren Namen nach dem Professor für organische Chemie in Wien **Adolf Lieben** (1836—1914). Nachfolger Windtpergers und Mannagettas in der Erforschung der Heilquellen wurde **Ernst Ludwig** (1842—1915), der auch über Gifte arbeitete

und die gerichtliche Medizin zur Wissenschaft erhob. Die Erforschung der China-Alkaloide betrieb **Zdenko Hans Skraub** (1850—1910), während **Josef Herzig** (geb. 1853) die Gerbstoffe und Pflanzenfarbstoffe zum Gegenstand seiner Forschungen gewählt hatte. **Rudolf Wegscheider** (1859—1932) veröffentlichte tiefgreifende Untersuchungen über chemische Thermodynamik und Reaktionsgleichgewichte. Auch die chemische Kinetik und Photochemie wurde von ihm bearbeitet. An der Grazer Technischen Hochschule wirkte auf dem Gebiet der anorganischen Chemie der Nobelpreisträger **Friedrich Emich** (1860—1940) und ein weiterer österreichischer Nobelpreisträger **Richard Zsigmondi** (1864—1929) wurde einer der Begründer der Kolloidforschung und Erfinder des Ultramikroskops. Die organische Mikro-Elementaranalyse wurde durch einen dritten Nobelpreisträger **Fritz Pregl** (1869—1930) ins Leben gerufen, während **Wolfgang Pauli** sen. (geb. 1869) umfangreiche Untersuchungen über die Elektrochemie der Eiweißstoffe anstellte. Über Katalyse schrieb **Emil Abel** (geb. 1875), während der Professor für physikalische Chemie in Graz **Anton Skrabal** (geb. 1877) die Theorie der Simultanreaktion aufstellte. Schließlich wollen wir noch **Hans Halban** (geb. 1877) und **Ernst Späth** (1886—1946) nennen, die beide an der Wiener Universität tätig waren. Ihnen gegenüber vertritt **Richard Kuhn** (geb. 1900) die Biochemie. Anorganische Mikroanalytik ist das Forschungsgebiet von **Friedrich Feigl** (geb. 1903). Als physikalische Chemiker haben sich endlich **Paul Harteck** (geb. 1902), Mitentdecker des Ortho- und Parawasserstoffes, und **Hermann Mark** (geb. 1895), dessen Forschungen den organischen Verbindungen von hochkomplizierter Zusammensetzung gelten, einen Namen gemacht.

Christentum

Die Anfänge des Christentums in Österreich gehen bereits auf römische Zeit zurück. Das erste Zeugnis dafür stellt die Florian-Legende dar. Sie erzählt vom Martyrium des „römischen Soldaten" **Florianus** der in Lorch (Laureacum) zur Zeit des Kaisers Diokletian hingerichtet wurde. In Wirklichkeit war Florian Kanzleichef des römischen Zivilgouverneurs(praeses) von Ufernoricum (Noricum ripense). Bodenfunde haben einen altchristlichen Grabstein in Ovilava (Wels) zu Tage gefördert und eine Öllampe mit dem christlichen Monogramm aus Lorch. Zur Zeit des hl. Severin (siehe Heilige) waren die römischen Provinzialen von Noricum bereits im wesentlichen christlich. Die Kirche von Lorch hatte ihre Mutterkirche in Sirmium an der Save. Das römische Österreich war in die zwei Kirchensprengel von Laureacum (Lorch) und Virunum (bei Maria-Saal auf dem Zollfeld in Kärnten) geteilt. An die alte römische Einteilung knüpfte im 10. Jahrhundert der Bischof Pilgrim von Passau an, als er den Versuch machte, das Erzbistum Laureacum mit seiner Jurisdiktion über ganz Ungarn wiederherzustellen. Um 620 beginnt die Christianisierung der Bajuwaren im Auftrag des Frankenkönigs Chlotar II. Der erste Glaubensprediger war **Eustasius.** Das Christentum aber hatte in der Zwischenzeit unter den in Österreich noch immer ansässigen Keltoromanen weitergeblüht. Auf österreichischem Boden ersteht dann das Bistum, bez. Erzbistum Salzburg, das auf den heiligen **Ruprecht** zurückgeführt wird. Salzburg (das römische Juvavum) war zur Zeit seiner Ankunft keineswegs eine verfallene Siedlung. Die Kirche verlegt neue Bischofssitze nicht in Ruinenstädte. Salzburg

hatte damals noch (davon zeugt heute der „Walchengau") überwiegend romanischsprechende Bevölkerung. Salzburg teilt sich dann friedlich und kämpfend mit dem Bistum Passau in die kirchliche Betreuung Österreichs, wobei Salzburg die christliche Mission im Südosten (Kärnten!), Passau die Donau hinunter (Ungarn!) durchführt. Das Christentum ist seit der römischen Zeit im Gebiet des heutigen Österreich niemals völlig ausgestorben. Kontinuität des Glaubens vom Altertum bis zur Gegenwart ist vorhanden.

Chronik der 95 Herrschaften

Die Chronik der 95 Herrschaften stellt eine sagenhafte Geschichte Österreichs von der Erschaffung der Welt bis auf die Gegenwart des Verfassers dar. Sie wurde von **Jakob Stainreuter** geschaffen, der aus dem Kreis der Gelehrten um Herzog Albrecht III. (1365—1395) stammt, ist aber ihrem geistigen Gehalt nach noch in die Zeit Rudolphs IV. des Stifters (1358—1365), des größten Habsburgers im Mittelalter, zu rechnen. Sie erzählt davon, daß es in Österreich 95 Dynastien (Herrscherfamilien) gegeben habe: heidnische, christliche, sogar jüdische. Die Namen der Herrscher und ihrer Frauen, ihre Familienbeziehungen zu den Nachbarländern werden ausführlich erörtert. Bemerkenswert ist, daß diese sagenhaften österreichischen Herrscher sehr häufig nach Böhmen, Ungarn und Polen, aber sehr selten in deutsche Länder heiraten. Die Chronik der 95 Herrschaften ist geschichtlich deshalb von größter Bedeutung, weil sie die geistige Einstellung des Österreichers in dieser Zeit zeigt: er empfindet sich bereits als ausgesprochene historische Individualität. Es ist ja dieselbe Zeit, in der Herzog Albrecht III. die Verordnung er-

läßt, daß alle jene Studenten, die aus den habsburgischen Ländern stammen, auf der Wiener Universität als „österreichische Nation“ zusammengefaßt werden sollen. **Enea Silvio,** der Geheimschreiber Kaiser Friedrichs IV. und spätere Papst Pius II., erklärt in einem seiner Geschichtswerke, die Österreicher verehrten die Chronik der 95 Herrschaften wie eine Bibel. Es ist möglich, daß in der Chronik der 95 Herrschaften auch noch Erinnerungen an alte österreichische Sagen erhalten geblieben sind.

Dichter

Über die österreichische Literaturentwicklung wird an anderer Stelle gesprochen (siehe Stichwort Literatur). Hier wollen wir auf eine Reihe bedeutender österreichischer Dichter hinweisen, ohne selbstverständlich bei der großen Fülle der Namen, die uns entgegentreten, auch nur annähernd Vollständigkeit erzielen zu können. Zu den ältesten Dichtern Österreichs gehören **Frau Ava** (gest. 1127), die erste Dichterin in der Volkssprache, und der Edelmann **Heinrich von Melk** (um 1160), dessen Satiren von der scharf realistischen Auffassung des späteren Mönches sprechen. Die unbekannten Dichter des Nibelungenliedes und der Gudrun (um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts), beide unzweifelhaft Österreicher, gehören ebenso hieher wie die großen Minnesänger der Zeit: **Walter von der Vogelweide** (um 1160—1230), wahrscheinlich aus Südtirol stammend, **Neidhart von Reuenthal,** ein gebürtiger Bayer, und der **Tannhäuser** (die beiden letzten zur Zeit Friedrichs II. des Streitbaren 1230—1246 wirkend). Der steirische Ritter **Ulrich v. Liechtenstein** (um 1255) gibt in seinem „Frauendienst“ die erste Selbstbio-

graphie und **Wernherr der Gärtner** (aus dem Innviertel) liefert zur gleichen Zeit seine erste Bauernnovelle „Meier Helmbrecht". Wie die ersten sind auch die letzten Minnesänger **Hugo von Montfort** (1357—1423) und **Oswald von Wolkenstein** (1367—1445) Österreicher. Im Jahrhundert des Humanismus und der Glaubenskämpfe finden wir dann den „Wiener Hans Sachs" **Wolfgang Schmelzl** (1500—1557), Schulmeister zu den Schotten, der uns in seinem „Lobspruch der Stadt Wien" ein anschauliches Bild seiner Zeit gibt. Der größte österreichische Lyriker des 16. Jahrhunderts aber bleibt **Christoph von Schallenberg** (1561—1597), dessen Verse auf den ungarischen Dichter Valentin Balassa einwirken. Für das 17. Jahrhundert finden wir in **Abraham a Sancta Clara** (eigentlich Ulrich Megerle 1644—1709) den Mann, dessen Ruhm als Sprachgestalter und Prediger bis in unsere Zeit noch gewachsen ist. Schiller hat eine seiner Schriften für die „Kapuzinerpredigt" in „Wallensteins Lager" verwendet. Neben ihm schreibt der Jesuitenpater **Nicolaus Avancinus** (1612—1686) lateinische Festdramen und der Protestant **Wolf Helmhard von Hohberg** (1612—1688) verherrlicht in seinem Barockepos „Der habsburgische Ottobert" die regierende Dynastie. Hofdichter ist auch der gebürtige Römer **Pietro Metastasio** (eigentlich Trapassi, 1698—1782), der sich selbst als Österreicher betrachtet und über fünfzig Jahre in Wien lebt: seine musikalischen Dramen sind der wesenhafte Ausdruck des Rokokozeitalters und werden von den berühmtesten Komponisten der Zeit (auch Mozart ist darunter) vertont. Auf dem Gebiete des Volksschauspieles wirkt aber als einer der größten Dichter Österreichs der Wiener **Philipp Hafner** (1735—1764), auf dessen Werk das spätere Wiener Volksstück aufbaut. Ein

Literarhistoriker wie Ernst Alker vergleicht einzelne seiner Werke rühmend mit Lustspielen Shakespeares. Mit Beginn des 19. Jahrhunderts blüht dann die österreichische Klassik, das Biedermeier, auf, das das unsterbliche Dichterdreigestirn unseres Vaterlandes hervorbringt: **Franz Grillparzer** (1791—1872) den „Dichter des österreichischen Staates", **Ferdinand Raimund** (1790—1836), den „Dichter des österreichischen Volkes" und **Adalbert Stifter** (1805—1868), den „Dichter der österreichischen Landschaft". Sie sind die größten Meister unserer eigenständigen Literaturentwicklung und können in der Vielzahl ihrer Werke und ihres Wesens hier nicht näher gewürdigt werden. Neben ihnen wirkt eine Reihe weiterer Dichter; darunter der große Lyriker **Nikolaus Lenau** (eigentlich Niembsch von Strehlenau 1802—1850), der Lustspieldichter **Eduard v. Bauernfeld** (1802—1890), der politische Dichter **Anastasius Grün** (eigentlich Graf Anton Auersperg 1806—1876), der Konkurrent Grillparzers auf dramatischem und beruflichem Boden **Friedrich Halm** (Eligius v. Münch-Bellinghausen), 1806—1871, als Dramatiker guter Durchschnitt, aber als Novellendichter einer der ersten Meister seiner Zeit. Exotische Farbenpracht macht **Charles Sealsfield** (in Wirklichkeit Karl Postl 1793—1864) zum Schöpfer des Reiseromanes. Und im Zeitalter der österreichischen Klassik lebt auch Österreichs größter Mundartdichter und Sprachgestalter des oberösterreichischen Dialektes **Franz Stelzhamer** (1802—1874) aus Piesenham. Den Übergang in eine neue Zeit bildet **Johann Nestroy** (1801—1862), dessen Lustspiele und Possen den überlegenen Sittenschilderer verraten. Auch zur Zeit des Realismus und Naturalismus ist Österreich führend: **Ada Christen** (Christine Frederik 1844—1901) eröffnet mit den

„Liedern einer Verlorenen" (1868) Neuland für die Dichtung. **Ferdinand v. Saar** (1883—1906) und **Maria v. Ebner Eschenbach** (1830—1916) beweisen ihre Kraft in der Schilderung der Gesellschaft des franzisko-josephinischen Österreich. In gleicher Weise schaffen **Jakob Julius David** (1859—1906) und **Karl Emil Franzos** (1848—1904), die sich teilweise entlegene Gebiete des Habsburgerreiches als Schauplatz ihrer Werke aussuchen. Im realistischen Epos aber ist **Maria Eugenie delle Grazie** (1864—1931) führend, neben deren Schaffen der zeitbedingte Ruhm **Robert Hamerlings** (1830—1889) zurücktritt. Der „Robespierre" delle Grazies (1894) bleibt eines der bedeutendsten realistischen Epen der neueren Zeit. Die Wiener Volksbühne findet nach dem Heimgang Raimunds und Nestroys in **Ludwig Anzengruber** (1839—1889) ihren neuen Vollender, während der Norddeutsche **Friedrich Hebbel** (1813—1863) durch seine Heirat mit der Burgschauspielerin Christine Enghaus auf österreichischem Boden Fuß faßt, ohne sich zum Österreicher wandeln zu können. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts sammelt sich dann im „Wiener Dichterkreis" eine Reihe von Talenten, die eine neue klassische Periode der österreichischen Literatur heraufführen: **Hermann Bahr** (1869—1934), der Bannerträger der neuen Richtung; **Karl Kraus** (gest. 1936), der sprachgewandte Wortkünstler; **Hugo v. Hoffmannsthal** (1874—1929), Österreichs „letzter Klassiker"; **Arthur Schnitzler** (1862—1931), der österreichische Maupassant; und **Anton Wildgans** (1881—1932), der Dichter des sozialen Mitgefühls. Einer der letzten, aber hervorragendsten Vertreter des „Wiener Dichterkreises" ist dann **Franz Werfel** (1890—1945), der bereits in die Gruppe der österreichischen Emigrantendichter hinüberführt. Die österreichische Ly-

rik der Moderne ist durch **Rainer Maria Rilke** (1871—1926) und **Georg Trakl** (1887—1914) vertreten, die beide von der schöpferischen Kraft österreichischen Dichtergeistes zeugen. Der Dritte im Bunde bleibt **Richard Schaukal** (1874—1942), Österreicher bis zuletzt. Und unter den lebenden Lyrikern sind **Theodor Kramer** (geb. 1897), **Ernst Waldinger** (geb. 1896) und **Rudolf Henz** (geb. 1897) zu nennen. Auf katholischem Boden entstand, von **Richard Kralik** (1852—1934) geistig geführt, der „Gralbund", dessen größte dichterische Kraft aber **Franz Eichert** (1857—1926) war. Neben den beiden standen noch **Karl Domanig** (1851—1913), **Eduard Hlatky** (1834—1913) und **Adam Trabert** (1822—1914). Die österreichische Heimatdichtung fand in **Enrica Handel-Mazzetti** (geb. 1871 in Wien) ihre Meisterin. Neben ihr wirkten und wirken: **Emil Ertl** (1860—1932) in Wien, **Peter Rosegger** (1843—1918) in der Steiermark, **Karl Schönherr** (1869—1943) als Vertreter Tirols. Die Arbeiterdichtung aber wird durch **Alfons Petzold** (1882—1923), **Josef Luitpolt Stern, Josef Bubl** (geb. 1899) und **Carl Tinhofer** (geb. 1906) getragen. Unter den Dichtern, die für Österreich in die Verbannung gingen, nennen wir neben schon genannten (wie Werfel, Kramer) vor allem **Joseph Roth** (1894—1939), in dessen „Radetzkymarsch" sich die untergehende österreichisch-ungarische Monarchie dichterisch wiederspiegelt. Wir notieren schließlich noch: **Franz Theodor Csokor** (geb. 1885 in Wien), **Heinrich Suso-Waldeck** (1873—1943) **Hermann Broch** (geb. 1886), **Ferdinand Bruckner** eigentlich Theodor Tagger geb. 1891 in Wien), **Hugo Huppert** (geb. 1902), **Robert Musil** (gest. 1942), **Ernst Lothar** (geb. 1890), **Alexander Lernet-Holenia** (geb. 1897). **Max Mell** (geb. 1882), **Erika Mitterer** (geb. 1900, **Fr. K. Ginzkey** (geb. 1871), **Paula Preradovic** (geb. 1887).

Dualismus

Der Dualismus war die Staatsordnung, die 1867 geschaffen wurde und die bis 1918 bestand. Nach dem unglücklichen Krieg von 1866 wurde aus dem einheitlichen Staatsgebiet Österreich die „Österreichisch-Ungarische Monarchie". Sie bestand aus „Zisleithanien" (oder den „im Reichsrat vertretenen Königreichen und Ländern" — kurz Österreich genannt) und „Transleithanien" (oder den „Ländern der Heiligen Ungarischen Krone"). Bosnien-Herzogewina, die seit 1878 von Österreich-Ungarn besetzt und seit 1908 annektiert waren, wurden als gemeinsame Reichsländer verwaltet. Die dualistische Staatsform gab Österreich und Ungarn getrennte staatliche Souveränität. Gemeinsam waren das Staatsoberhaupt (Kaiser und König), das Außenministerium, das Kriegsministerium und jener Teil der Finanzen, der für den gemeinsamen Haushalt notwendig war. Die gemeinsamen österreichisch-ungarischen Behörden führten die Bezeichnung „k. u. k", die österreichischen „k. k.", die ungarischen „kg. ung.". Es gab keine gemeinsame Volksvertretung, wohl aber die sog. „Delegationen", d. h. Vertretungen der beiden Parlamente, die abwechselnd in Wien und Budapest in getrennten Sitzungen tagten. Zu den gemeinsamen Ausgaben trug Österreich 72% und Ungarn 28% bei. Es bestand kein gemeinsames Zoll- und Handelsministerium, wohl aber ein Wirtschaftsbündnis, das alle zehn Jahre (im sog. „Ausgleich") erneuert werden mußte. — Der Dualismus sollte, nach der Idee seiner Gründer in Österreich dem deutschliberalen Bürgertum, in Ungarn der magyarischen Gentry (nicht dem magyarischen Volk) die Vorherrschaft sichern. Der Dualismus wurde je länger desto mehr zum Krebs-

geschwür des österreichisch-ungarischen Staatengebildes, weil er insbesondere den slavischen Völkern den ihnen gebührenden Anteil an der staatlichen Entwicklung verwehrte.

Entdeckungsreisende

Österreichische Forscher und Entdeckungsreisende hat es in großer Zahl gegeben. Wir finden deren schon in früher Zeit. Oder war nicht der Minnesänger **Oswald von Wolkenstein** (siehe Dichter) ein weitgereister Mann, der „Weltenwanderer Österreichs" im Mittelalter, der Litauen, Polen und Rußland ebenso gut kannte wie Armenien, Kleinasien, Ägypten, Palästina und Nordafrika? Vergessen wir auch nicht darauf, daß die erste Reisebeschreibung, die Rußland den westeuropäischen Ländern bekannt machte, vom österreichischen Gesandten **Sigismund von Herberstein** (1486—1566) stammte, der in der Wiener Michaelerkirche begraben liegt. Im Auftrage des römischen Kaisers Maximilian I., des „Letzten Ritters", übernahm er es, eine Botschaft an den russischen Zaren zu überbringen und weilte zweimal (1517 und 1526) am Moskauer Hof. Seine Reise beschrieb er in dem berühmten Werk „Rerum Moscoviticarum Commentarii", das 1549 in Wien in 1. Auflage erschien und bald in die wichtigsten Sprachen Westeuropas übersetzt wurde. Das Buch enthält eine Beschreibung Rußlands in geographischer, völkerkundlicher, politischer und naturwissenschaftlicher Beziehung. Der Geschichtsforscher Schlözer, der selbst die Länder Ost- und Südosteuropas in die moderne Geschichtsforschung einführte, bezeichnete Herberstein als den „zweiten Entdecker Rußlands". Das 17. Jahrhundert führt dann Österreicher als Mis-

sionäre (siehe dieses Stichwort!) in die Übersee. Und nun folgen, vom Zeitalter Maria Theresias an beginnend, die stolzen Namen österreichischer Forscher und Entdeckungreisender bis auf die Gegenwart: **Thaddäus Haenke** (1761—1817), der Schüler des Naturforschers Jaquin, ging 1789 nach Südamerika und bereiste in spanischen Diensten Bolivien, Peru, Chile, Argentinien und den Gran Chaco, lange vor den berühmt gewordenen Reisen Alexanders v. Humboldt. Der Zoologe und Völkerkundler **Johann Natterer** (1787—1843) kam als Mitglied einer von der österreichischen Regierung entsandten Expedition nach Brasilien, das er eingehend durchforschte. Sein Begleiter auf dieser Reise wurde **Johann Bapt. Emanuel Pohl** (1782—1834), der das zweibändige Buch „Reise im Innern von Brasilien" (1832—1837) veröffentlichte. Im Dienste Ägyptens erforschte der ehemalige österreichische Offizier **Eduard v. Callot** (geb. 1792) den Sudan und erkannte als erster die geographisch günstige Lage der heutigen sudanesischen Landeshauptstadt Karthoum. Den „heiligen Berg Athos", den Sitz des griechisch-orthodoxen Mönchtums, bestieg der Tiroler **Jakob Philipp Fallmerayer** (1790—1861), der auch als blendender Kulturschilderer in seinen vielgelesenen „Fragmenten aus dem Orient" lebendig geblieben ist. Eine Frau, **Ida Pfeifer** (1797—1858), wurde die erste österreichische Weltreisende, deren Bücher uns von ihren Fahrten in den Orient, nach Island, Amerika, Indien, Vorderasien und Madagaskar berichten. Mit Pohl und Natterer besuchte der spätere Direktor der Schönbrunner Schloßgärten **Heinrich Wilhelm Schott** (1794—1865) Brasilien und brachte von dort ausgedehnte Sammlungen mit nach Wien. In Vorderasien und Nordafrika aber wirkte **Josef v. Rußegger** (1802—

1863) als Montanist und Geologe. Seine Forschungen legte er in einem siebenbändigen Werke nieder, das in den Jahren 1841—1850 unter dem Titel „Reisen in Europa, Asien und Afrika" erschien. Weniger als Forscher, aber als Diplomat und Schriftsteller wirkte **Anton v. Prokesch-Osten** (1795—1876) als österreichischer Gesandter in Athen und später als „Internuntius" (Botschafter) bei der Pforte in Konstantinopel, aus dessen Feder das grundlegende Werk über die „Geschichte des Abfalls der Griechen vom türkischen Reich" (1867) stammt. In ähnlicher Weise schlägt sich der „Landsknecht" **Friedrich v. Schwarzenberg** (1800—1870) in Algier und Spanien im Dienste der Bourbonen und der Carlisten und bringt seine Erlebnisse in lebendigster Form in seinen Werken den Lesern zur Kenntnis. Wie Prokesch-Osten wirkt im Orient der spätere Feldzeugmeister **Franz v. Hauslab** (1798—1883), dessen Bibliothek (13.000 Bände, 4500 Karten und 2000 Blätter einer Kupferstichsammlung) nach dem Tode des Sammlers vom regierenden Fürsten Johann II. von Lichtenstein erworben wurde. Bis in den hohen Norden führten die beiden Forschungsreisenden **Karl Weyprecht** (1838—1881) und **Julius v. Payer** (1842—1915) die österreichischen Fahnen. Sie stoßen auf ihrer berühmten Expedition in den Jahren 1872—1874 bis zum 82. Grad vor und entdecken das Franz-Josephs-Land in der Arktis. Im heldenmütigen Rückzug gelingt es ihnen nach der Aufgabe des Expeditionsschiffes „Tegetthoff" wieder die Heimat zu erreichen. Auf Anregung Payers unterhielt Österreich seit 1882/83 auf der Insel Jan Mayen eine polare Forschungsstation. Den beiden stellen wir den feinsinnigen Reiseschriftsteller **Alexander v. Warsberg** (1836—1889) gegenüber, der wohl kein neues Land entdeckte, aber altbe-

kannte Gegenden des vorderen Orientes und der Levante mit feinen Strichen nachzeichnete und der Literatur erschloß. Ein einfacher Präparator, unternahm **Andreas Reischek** (1845—1902) in Neuseeland zahlreiche Expeditionen in das Innere des „Königslandes" und erforschte die untergehende Kultur der einheimischen Maori. Seine Sammlungen bilden heute den Stolz des Wiener Völkerkundlichen Museums. In Südafrika bereiste der Arzt **Dr. Emil Holub** (1847—1902) das Land der Bantu und der Maschukulumbe und brachte die ersten originalen Buschmanngravierungen nach Österreich. Zu gleicher Zeit kämpfte **Rudolf Slatin Pascha** (1857—1932) im Dienst Ägyptens und Englands gegen den Mahdi im Sudan und hinterließ uns in seinem Buch „Feuer und Schwert im Sudan" ein Denkmal dieser blutigen und bewegten Tage. Auf der Expedition des Grafen Széchenyi begleitete **Gustav v. Kreitner** (1848—1893) den ungarischen Forschungsreisenden und kam so durch Südwest- und Westchina nach Tibet und Hinterindien. Die ersten Nachrichten über weite Teile des chinesischen Reiches stammen aus seiner Feder. Und wieder nach Afrika führen uns die Namen **Oskar Lenz** (1848—1925), des Erforschers von Timbuktu und des Senegals, **Ludwig v. Höhnel** (1857—1942), der 1886—1889 zusammen mit dem Grafen Teleki den Rudolf- und Stefanie-See an der Grenze Abessiniens auffand, und **Oskar Baumann** (1864—1899), der 1885 das Kongogebiet zum Ziel seines geographischen Strebens machte. Den letzten Überrest des altägyptischen Pharaonenstaates, das geheimnisvolle Kaiserreich Kaffa, das 1897 von Abessinien unterworfen worden war, konnte **Friedrich Julius Bieber** (1873—1924) für die wissenschaftliche Forschung retten. Und schließlich wollen wir noch

des Professors **Rudolf Pöch** (1870—1921) gedenken, der in Indien, der Südsee, Australien und Neuguinea (wo er unbekannte Zwergvölker entdeckte) den österreichischen Namen mit Ehren vertrat.

Europa

Europa war immer mehr ein geistiger und kultureller als ein rein geographischer Begriff. Der Name unsers Erdteiles entstand im vorderen Orient, wo die Babylonier zwischen „ereb" (=Gegend, in der die Sonne untergeht) und „azu" (=Gegend, in der die Sonne aufgeht,) unterschieden. Während zur Zeit des Römischen Reiches im Altertum die Einheit des Mittelmeerbeckens gegeben war, zerbrach diese unter dem Ansturm der Araber und dieses Ereignis ist, wie der große belgische Historiker **Henri Pirenne** nachgewiesen hat, der eigentliche Beginn des europäischen Mittelalters. Unter den feudalen Herrschaften und Ländern aber bestand das Gefühl einer näheren Zusammengehörigkeit. Bei den Arabern (Sarazenen) wurden die Bewohner des westlichen und mittleren Europas als „Franken", bei den Byzantinern (Oströmern) als „Lateiner" bezeichnet. Gegen Ende des Mittelalters löste sich allmählich die geistige Einheit unseres Erdteiles auf. Aber gerade zu dieser Zeit entstanden die ersten Entwürfe zu einer europäischen Gemeinschaft, die nach den Begriffen der damaligen Zeit zugleich eine Gemeinschaft aller Menschen war. So schlug **Dante Alighieri** (1265—1321) in seiner „Monarchia" eine derartige Föderation unter dem Vorsitz des Römischen Kaiser vor. Etwas später (1324) machte **Marsilius v. Padua** in seinem berühmten Buch „Defensor pacis" (=Verteidiger des Friedens) die europäische Föderativrepublik zum

Kern seiner diesbezüglichen Gedankengänge. Hundert Jahre nach ihm forderte der Böhmenkönig **Georg v. Podiebrad** (1457—1478) zu einem Bündnis sämtlicher Staaten auf, die einen ständigen Gesandtschaftskongreß beschicken sollten. Zu Beginn der Neuzeit stoßen wir auf den sehr bekannten Plan des Ministers des französischen Königs Heinrich IV. **Sully** zur Errichtung einer „allgemeinen sehr christlichen Republik", geleitet durch einen Senat und einen obersten Gerichtshof (1634). Von katholischer Seite empfahlen dann **Tomaso Campanella** die Universalmonarchie mit dem Papst an der Spitze (1653) und Landgraf **Ernst v. Hessen-Rheinfels** einen katholischen Fürstenbund mit dem Hauptort Luzern (1666). Berühmt wurde auch der Plan des Philosophen **Leibnitz**, von 1676, nach dem die europäische Union unter der Ägide von Papst und Kaiser zu schaffen sei. Wenig später (1688) schlug Herzog **Karl V. von Lothringen** eine europäische Konföderation mit Österreich als Kern vor. Auch die englischen Denker befaßten sich mit ähnlichen Gedanken. **William Temple**, der Stifter der Quäcker, huldigte ihr um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts. Das größte Projekt des 18. Jahrhunderts stammt von dem französischen Abbé **Ch. Ir. Castel de St. Pierre**, der es 1712—1716 in seinem Buch „Projet de la paix perpétuelle" der Weltöffentlichkeit vorlegte. Darnach war ein ewiger Friedensbund der 24 europäischen Staaten geplant. Ein ständiger Rat sollte seinen Sitz in Utrecht haben. Jedes Land sollte nur 6000 Mann bewaffnete Streitkräfte besitzen. Gebietsveränderungen seien ausgeschlossen und alle Streitigkeiten müßten einem internationalen Schiedsgericht vorgelegt werden. In den Jahrzehnten der Französischen Revolution und des Napoleonischen Kaiserreiches wachsen

die Vorschläge zur Schaffung eines einheitlichen Europa aus dem Boden. Der Wiener Kongreß von 1815 beschließt die Gründung der „Heiligen Allianz" (Österreich, Rußland, Preußen), an die sich die europäische Pentarchie (Österreich, Rußland, Preußen, Frankreich, England) anschloß. Sie sollte nach dem Willen ihrer Gründer der Erhaltung der zu Wien geschaffenen Ordnung dienen. Mit dem Ende des Ersten Weltkrieges (1914—1918) entstand die Paneuropa-Bewegung, deren Wortführer der aus altösterreichischem Geschlecht stammende und als politischer Schriftsteller bedeutende **Richard Coudenhove-Calergi** (geb. 1894) wurde. Ihre Zentrale befand sich in Wien und bedeutende Staatsmänner der Zwischenkriegszeit, wie der französische Ministerpräsident **Aristide Briand** (1862—1932) und der österreichische Bundeskanzler **Dr. Ignaz Seipel** (1876—1932), sympathisierten mit ihr. Paneuropa sollte im Rahmen der internationalen Organisation des Völkerbundes gebildet werden. Diese Bestrebungen wurden nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wiederaufgenommen und führten 1949 zur Gründung eines Europa-Rates mit dem Sitz in Straßburg. Auch hier ist der Ausbau im Rahmen der UNO (Vereinten Nationen) gedacht. Der Standpunkt des bewußten Österreichers zu all diesen Fragen ist klar gegeben: er wird auf Grund seiner Geschichte jede aufrichtige internationale Zusammenarbeit begrüßen, die der Erhaltung des Friedens dient und ihm die Möglichkeit gibt, sich als völlig gleichberechtigtes Glied daran zu beteiligen.

Familien

Die historische Entwicklung hat es mit sich gebracht, daß eine Familiengeschichte in erster Linie in den Überlieferungen der ehemaligen Adelsgeschlechter zu finden ist. Daneben kennt auch der erbeingesessene Bauer die früheren Besitzer seines Hofes und noch vor wenigen Jahrzehnten existierte in alten Bürgerfamilien der Städte ähnlicher Stolz auf die eigenen Vorfahren, die an der Entwicklung des Vaterlandes ihren tätigen Anteil genommen hatten. Die Großstadt mit ihrem unaufhörlichen Wechsel der Bevölkerung hat dieses Familienbewußtsein zerbrochen und manche heutige Österreicher kennen kaum mehr die Herkunft und den Namen ihrer Groß- und Urgroßeltern. Familiengeschichte ist aber nicht Adelsgeschichte. Denken wir daran, daß jeder heute lebende Mensch 2 Eltern, 4 Großeltern, 8 Urgroßeltern, 16 Ururgroßeltern usw. besitzt, so werden wir, wenn wir nur verhältnismäßig wenige Generationen zurückgehen, die Tatsache feststellen müssen, daß wir alle ohne Ausnahme eine Unzahl von Ahnen haben. In jedes Adelsgeschlecht, ja in jedes Herrschergeschlecht ist Bauern- und Bürgerblut hineingeflossen und umgekehrt könnte bestimmt mancher heute lebende Menschen auf fürstliche Ahnen zurückblicken, wenn er seinen Stammbaum so weit verfolgen könnte. Gerade in dieser Hinsicht ist der klarste Beweis zu führen, daß Standesdünkel sinnlos ist und daß der Spruch der Bauernkriege „Als Adam grub und Eva spann — wo war denn da der Edelmann?“ seine tiefe Berechtigung hat. Der Adel besaß seine soziale Funktion im Zeitalter des Feudalismus. Er hat seine Standesvorrechte verloren, als

das Bürgertum zur politischen Macht kam, aber seine gesellschaftlichen Vorrechte beibehalten. Die Entwicklung des 20. Jahrhunderts führte dahin, daß auch die gesellschaftlichen Vorrechte des Adels zu Fall gekommen sind. Die österreichische Republik hat mit ihrem Gesetz vom 3. April 1919 den Adel abgeschafft und die Führung von Adelstiteln in Österreich verboten. Trotzdem muß sich der Historiker rückschauend mit dem Adel beschäftigen, denn es gab Zeiten, in denen er die Nation war. Der alte österreichische Adel hat eine Reihe von Namen aufzuweisen, die in der österreichischen Geschichte genannt werden müssen. Denken wir an die Geschlechter der Hoch- und Dienstadeligen der Babenbergerzeit (976—1246), die ihre Burgen im Land erbauten und unter deren Schutz Dörfer entstanden. Geschlechter wie die **Khuenringer** (im Waldviertel von Niederösterreich beheimatet und Träger des großen Aufstandes der Ministerialen, d. h. des niederen Adels, gegen Herzog Friedrich II. den Streitbaren von Österreich) sind noch heute in Lied und Sage wohlbekannt. Dieser altösterreichische Adel ist zum guten Teil ausgestorben oder lebt in den neuen Geschlechtern weiter fort, die mit Beginn der Habsburgerherrschaft ins Land kamen. Es waren schwäbische und schweizerische Familien, die Rudolf und Albrecht in das neuerworbene Österreich nachfolgten. Mit der Ausweitung der habsburgischen Macht kehrten Adelsfamilien aus Böhmen und Ungarn, aus Belgien und Italien, aus Spanien und den anderen katholischen Gebieten Europas am Wiener Hofe ein. Hatten die österreichischen Landesfürsten mit dem alten Adel um die Macht zu kämpfen gehabt und war im ganzen 16. Jahrhundert dieser politische Streit zwischen dem Herrscher als Träger des

neuer zentralistischen Beamtenstaates und den „Ständen" als Verfechtern der Freiheiten ihrer Standesgenossen in den Formen des Religionskampfes zwischen der katholischen Kirche und dem Protestantismus geführt worden, so wurde der österreichische Adel wahrhaft internationalen Gepräges nach dem Sieg des Katholizismus zum Hofadel der Habsburger. Jetzt wandern Familien wie die **Schwarzenberg** und **Liechtenstein**, die **Clam-Gallas** und **Clam-Martinitz**, die **Silva-Tarouca** und **Esterhazys** über die Bühne des österreichischen Zeitgeschehens. Sie alle heiraten ineinander und verschmelzen zu einem einzigen Adel des habsburgischen Ländergebietes, nehmen die zentralistische Entwicklung, die seit Maria Theresia und Joseph II. einsetzt, familiengeschichtlich voraus. Die Männer dieser Geschlechter werden — soweit sie auch heute noch in der Entwicklungsgeschichte des österreichischen Volkes genannt zu werden verdienen — an den gebührenden Stellen (Feldherrn, Staatsmänner, Gelehrte, Künstler usw.) gewürdigt. Neben ihnen stehen die vielen hunderte Familien ursprünglich bürgerlicher und bäuerlicher Herkunft, die im Staatsdienst geadelt wurden und so den eigentlichen „Beamtenadel" bildeten: auch sie in ihren besten Zeiten die Träger österreichischen Staatsbewußtseins und österreichischer Kultur. Der Rahmen war weit gezogen unter Maria Theresia, und unter Joseph II. konnten ehemalige leibeigene Bauern den Adelstitel erhalten und Offiziere werden. Von dieser Schicht der Bevölkerung spannt sich die Brücke zu den alten Patrizierhäusern der österreichischen Städte. Als Beispiele solcher Bürgerfamilien nennen wir in Wien die **Blümel** (seit 1814 führend in der österreichischen Schalindustrie, aus Oberösterreich stammend), die **Arthaber** (einer von ihnen

wurde der Mitbegründer des niederösterreichischen Gewerbevereins), die **Hornbostel** (deren Stammvater die erste Seidentrocknungsanstalt errichtete), die **Dreher** (Begründer der österreichischen Brauindustrie), die **Thonet** (von Metternich aus dem Rheinland nach Österreich verpflanzt), die **Artaria** (in deren berühmter Kunsthandlung die Klassiker der österreichischen Musik aus- und eingingen), die **Angeli** aus Venedig (seit 1757 in der Wiener Seidenindustrie tätig), die **Elias** aus Saloniki (die sich mit dem türkischen Handel beschäftigten und zu Österreichern wurden), die **Glossy** aus Mailand (denen der bekannte Wiener Literaturhistoriker Dr. Karl Glossy entstammt), die **Schlögl** (eine Urwiener Familie, der der Heimatforscher Friedrich Schlögl, 1821—1892, angehörte), die **Sonnleithner** (aus deren Familie die Mutter Franz Grillparzers kam). So wie diese Beispiele aus Wien könnten ebensolche aus allen anderen österreichischen Städten, auch den kleineren (wie Steyr, Krems, Eisenstadt) angeführt werden. — Es sollte die Aufgabe unserer Zeit sein, auch in der heute lebenden Generation eine solche Familientradition wieder wachzurufen: der Arbeiter hat ebenso das Recht, auf seine Vorfahren stolz zu sein wie der Bürger und der Bauer, der Adelige und der Herrscher. Denn es kommt — wie es schon der große spanische Barockdichter Calderon in seinem „Welttheater" ausgedrückt hat — nicht darauf an, welche Rolle der einzelne auf der Bühne des Lebens gespielt hat, sondern, wie er sie gespielt hat. Und gerade wir, die wir die Geschichte Österreichs nicht als eine Geschichte von Herrschern, Schlachten, Kriegen, sondern als eine Geschichte des Volkes auffassen, haben allen Grund, die Forderung aufzustellen: pflegt eure Familienüberliefe-

rung, denn jede Familie ist ein Teil des österreichischen Schicksals!

Flüsse

Wir bringen ein Verzeichnis der wichtigsten österreichischen Flüsse.

Rhein mit dem Nebenfluß **Ill** (Montafon und Walgau), **Bregenzer Ache** (mündet in den Bodensee).

Iller, Lech und **Isar** (mit der **Loisach**) entspringen auf österreichischem Boden.

Inn mit den Nebenflüssen: (links) **Sana;** (rechts) **Pitzbach, Ötztaler Ache, Sil** (Wipptal), **Ziller, Kitzbühler** oder **Große Ache, Salzach.**

Die Nebenflüsse der **Salzach:** (links) **Saalach;** (rechts) **Große** und **Kleine Arl, Fritzbach, Lammer.**

Die **Enns** mit ihren Nebenflüssen: (links) **Steyr;** (rechts) **Paltenbach, Erzbach, Salza.**

Die **Mur** mit ihren Nebenflüssen: (links) **Liesingbach, Mürz,** (rechts) **Kainach, Laßnitz, Sulm.**

Die **Drau** mit ihren Nebenflüssen: (links) **Isel, Möll, Lieser** (mit der **Malta**), **Gurk** (mit der **Glan**), **Lavant, Mur;** (rechts) **Gail** (mit der **Gailitz**).

Die **Raab** mit den Nebenflüssen: (links) **Lafnitz** (mit der **Feistritz**), **Pinka, Güns, Rabnitz.**

Die **Donau** mit ihren Nebenflüssen: außer Iller, Lech, Isar, Inn, Enns, die **Traun,** ferner (links) **Ager;** (rechts) **Krems, Ybbs, Erlauf, Traisen.**

Föderalismus

Unter Föderalismus (foedus, lat. = Bündnis) verstehen wir einen Staatsaufbau, in dem die gesamte Staatsmacht nicht in einer Zentrale zusammengeballt ist, sondern in der den einzelnen Gliedern eine mehr oder weniger große Selbstverwaltung (Autonomie) gelassen wird. Dabei können wir noch zwischen Staatenbund (bei dem die Souveränität in den Einzelstaaten liegt) und Bundesstaat (bei

dem die Zentralgewalt stärkere Befugnisse besitzt) unterscheiden. Die größten und mächtigsten Reiche der Gegenwart (das Britische Weltreich, die Vereinigten Staaten von Amerika, die Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken) sind föderalistisch organisiert. Auch in kleineren Staaten (wie in der Schweiz) ist der Föderalismus eine alte, organisch gewachsene Erscheinung. Der österreichische Föderalismus ist uralt. Er datiert eigentlich seit der berühmten Georgenberger Handfeste (1187), durch die die Steiermark nach ihrem Anfall an das Haus Babenberg ihre eigenen Landesrechte und -gewohnheiten beibehielt. Föderalistisch war auch der Aufbau der habsburgischen Donaugroßmacht seit 1526, denn Böhmen und Ungarn wurden keine österreichischen „Provinzen", sondern behielten ihre Staatssouveränität und -individualität bei. So kam es, daß im 19. Jahrhundert beim Erwachen der österreichischen Völker zuerst der Föderalismus in der Form der sogenannten „historisch-politischen Individualitäten" gepflegt wurde: die autonomen Gebilde sollten mit den ehemaligen mittelalterlichen Staatsgebilden (Böhmen, Ungarn, Kroatien) gleichgesetzt werden. Diese Art des Föderalismus wurde in erster Linie von den österreichischen Konservativen und vom österreichischen Adel verfochten. Im Oktoberdiplom (1860) errang er einen vorübergehenden Sieg, bis er durch das Februarpatent von 1862 zugunsten des dezentralisierten Einheitsstaates zurückgedrängt wurde. Die Aufrichtung des Dualismus (siehe dieses Stichwort) bedeutet keinen echten Föderalismus, sondern eher eine Erschwerung, zu einem solchen zu gelangen. Auch das Ministerium Hohenwarth-Schäffle (1871), das einen weiteren Schritt zu einem solchen Föderalismus der historisch-politischen Individuali-

täten durch Anerkennung des „böhmischen Staatsrechtes“ machen wollte, hatte infolge der konzentrischen Angriffe der Deutschliberalen und der magyarische Gentry, unterstützt durch das bismarckische Preußen-Deutschland, keinen Erfolg. Aber schon 1848 hatte der große tschechische Geschichtsschreiber und Politiker **Franz Palacky** (1798—1876) die Aufgliederung der habsburgischen Monarchie in einen Bundesstaat von sprachlich einheitlichen Gliedstaaten gefordert. Diese moderne Form des Föderalismus fand dann ihren programmatischen Ausdruck in dem Buch „Die Vereinigten Staaten von Großösterreich“, das der siebenbürgische Abgeordnete **Aurel Popovici** 1905 veröffentlichte. Seit dieser Zeit wurde der Name „Großösterreich“ für diese Form des österreichischen Föderalismus gebräuchlich. Seine Anhänger beschränkten sich auf das bestehende Staatsgebiet der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, die in einen Bund von Nationalstaaten gegliedert worden wäre, der den Dualismus von 1867 ablösen und Österreich-Ungarn dem Commonwealth of British Nations ähnlich machen sollte. Unter den österreichischen Staatsmännern standen insbesondere der Thronfolger Erzherzog **Franz Ferdinand d' Este** (1863—1914), durch dessen Tod zu Sarajewo der Erste Weltkrieg ausgelöst wurde, und der Wiener Bürgermeister **Dr. Karl Lueger** (1844—1910) diesen Plänen nahe. In etwas abweichender Form vertrat der spätere österreichische Staatskanzler und erste Präsident der Zweiten Österreichischen Republik **Dr. Karl Renner** den Gedanken einer Föderalisierung des Habsburgerreiches auf der Basis einer Verbindung von Territorial- und Personalprinzip. In besonderer Weise setzte sich auch die „Verbündete katholische Jugend Österreichs“ **Anton Orels** für

diese Idee ein. Nach dem Wunsch all dieser Gruppen sollte Österreich-Ungarn eine große „östliche Schweiz" werden. Doch als der letzte **Kaiser Karl I.** in seinem Oktobermanifest (16. Oktober 1918) zur Bildung solcher Nationalstaaten im Rahmen eines Bundesstaates aufrief, war die Entwicklung bereits darüber hinweggegangen. Die neugeschaffene österreichische Republik aber nahm für ihren Staatsbereich das föderalistische Prinzip an und Österreich wurde auf Grund der Bundesverfassung vom 1. Oktober 1920 ein Bundesstaat, der aus neun Bundesländern (Wien, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Vorarlberg, Tirol und Burgenland) zusammengesetzt ist.

Frauen

In ein „Handbuch des Österreichers" gehört auch ein Stichwort „Frauen". Die österreichische Frau hat in der Geschichte unseres Volkes schon in sehr früher Zeit eine geachtete und angesehene Rolle gespielt. Wir brauchen gar nicht auf Persönlichkeiten wie **Frau Ava** (siehe Dichter), die als erste in der Volkssprache schrieb, oder **Theodora Kommena** (siehe Stichwort Byzanz und Babenberg), die Gemahlin Heinrichs II. Jasomirgotts und Herzogin von Österreich im eigenen Recht, zurückkommen, um den Beweis dafür erbringen zu können. „Tatsächlich ist es zumindestens für Wien ungültig, daß die Emanzipation erst im 19. Jahrhundert eingesetzt hat. Die Österreicherinnen waren schon immer rechtlich auffallend günstig gestellt. Das System der sogenannten Gütertrennung bei der Ehe — sagte der berühmte Wiener Rechtslehrer Josef Unger — schuf eine einfache klare Ordnung, wie sie die Ehefrau weder in

Deutschland noch in Frankreich genoß und die sie in England erst durch den Married Woman Property Act des Jahres 1870 erlangte" (Ann Tizia Leitich). Wir finden schon früh Österreicherinnen in allen möglichen Berufen tätig. So hat am Ausgang des Mittelalters die Kammerfrau des jungen Königs Ladislaus V. Posthumus (1440—1457), die Burgenländerin **Helene Kottanerin** (Schwester des späteren Suffraganbischofs von Fünfkirchen Veit Huendler, in erster Ehe mit dem Ödenburger Bürgermeister Peter Gelusch, in zweiter mit dem Wiener Bürger Hans Kottaner verheiratet) durch die Entführung der ungarischen Königskrone aus der Plintenburg tief in die politischen Geschehnisse eingegriffen und die Krönung des unmündigen Ladislaus V. in Stuhlweißenburg ermöglicht. Im 17. Jahrhundert war eine **Susanne Cosmerovin,** geb. Sacher, „Kaiserlicher Majestät Hofbuchdruckerin" und stellte in ihrer Werkstatt graphisch ausgezeichnete Werke her. Zur gleichen Zeit lebte **Maria Elisabeth Stampfer** (1637—1695), aus deren „Gedenkbüchel" (einem echt österreichischen Memoirenwerk) wir von ihrem Leben als Frau, Mutter (von sechzehn Kindern) und Mitarbeiterin eines der weltberühmten steirischen Eisenherrn, dessen Hämmer in Vordernberg (Obersteiermark) pochten, erfahren. In der großen Kaiserin **Maria Theresia** (1740—1780), die selbst eine der bedeutendsten Frauen Österreichs war, fanden die Frauen immer die Hilfe ihrer Herrscherin. Sie stellte sich bei einem Streik der Seidenwebereien auf dem Brillantengrund (der damaligen Wiener Vorstadt), in dem es darum ging, ob Arbeiterinnen in den Manufakturen (d. i. Fabriken) geduldet werden sollten, entschieden auf Seite der letzteren. — Unter anderen berühmten Österreicherinnen, von denen so viele zu

nennen wären und an anderer Stelle auch genannt werden, sei aus jenen Tagen noch die Malerin **Angelika Kaufmann** (1741—1807), eine Vorarlbergerin, erwähnt, wenn auch ihr Vater zur Zeit ihrer Geburt im Dienste des Fürstbischofs zu Chur (Graubünden) lebte; die schöne **Nandl Baldauf** (1752—1815), genannt „La Belle Chocolatière", eine einfache Hausgehilfin (oder „Stubenmensch" wie es im mariatheresianischen Wien hieß), die von dem berühmten Schweizer Maler Jean Etienne Liotard 1777 als Typ der Wiener Hausgehilfin gemalt ward und im Jahre 1802 in der Wiener Michaelerkirche vom Fürsten Karl Dietrichstein zum Altar geführt wurde; **Karoline Pichler,** geb. Greiner (1769—1843), in deren Salon sich das künstlerische Österreich ein Stelldichein gab und deren „Denkwürdigkeiten" ein farbenfrohes Kulturbild des Wiener Biedermeier gewähren; die Freundin und Mitarbeiterin Joseph Haydns **Maria Anna Sabina Genzinger,** geb. Kayser (1755—1793), von deren feiner Hand viele Noten Haydnscher Tonwerke geschrieben sind; einige der schönsten Gedichte in Goethes „Westöstlichem Diwan" sind das geistige Eigentum der Oberösterreicherin **Marianne v. Willemer,** geb. Jung (1784—1860), die sich als Theaterkind mit 16 Jahren in das Herz des reichen Frankfurter Bankiers Willemer hineintanzte, der sie 1800 an Kindesstatt annahm und sich 1814 in aller Stille mit ihr trauen ließ. Sie hat nach Goethes eigenen Worten an der „Belebung und Steigerung des glücklichen Zustandes mitgeholfen, der sich einem jeden Reinfühlenden aus dem Diwan darbieten muß". Auf den Wiener Bühnen erntete zu gleicher Zeit die große Volksschauspielerin **Therese Krones** (1802—1830), die erste Verkörperung von Raimunds „Jugend" in dessen Märchenspiel „Der Bauer als Mil-

lionär", ihre Triumphe und mußte die wetterwendische Gunst des Theaterpublikums in ihren letzten so kurz bemessenen Lebensjahren erfahren, das ihr die unglückliche Liebe zu dem als Hochstapler entlarvten und des Mordes angeklagten Jaroszynski nicht vergeben wollte. Ebenfalls in Wiens Künstlerwelt führt uns der Name der Burgenländerin **Fanny Elßler** (1810—1884), deren wunderbarer Tanz ganz Europa entzückte und die das Herz berühmter Männer, wie des einflußreichen Mitarbeiters Metternichs, des Hofrates Friedrich v. Gentz, besaß. Dürfen wir im Zusammenhang damit auf die Postmeisterstochter von Aussee **Anna Plochl** (1804—1885) vergessen, die 1819 die Liebe des Erzherzog Johann von Österreich gewann, der sie 1827 in Vordernberg heiratete. Als Gräfin von Meran lebte das schlichte steirische Landkind an der Seite ihres Gatten; der Typus der alleinstehenden Frau in der franzisko-josephinischen Ära wurde **Betty Paoli,** eigentlich Elisabeth Glück (1814—1894), „die glänzendste Vertreterin der Wiener Frauenart". Sie war die erste Journalistin Österreichs. Und um auf die moderne Frauenbewegung überzugehen, erwähnen wir an erster Stelle die langlebige Mutter des ersten Präsidenten der Republik Österreich Dr. Michael Hainisch **Marianne Hainisch** (1839—1936). Die erste Abgeordnete, die 1919 in das Parlament einzog, wurde **Adelheid Popp,** eine Ottakringer Arbeiterin. Ihre Gesinnungsgenossinnen waren **Dr. Käthe Leichter** (1885—1942), die Leiterin des Frauenreferates der Arbeiterkammer, und die Gründerin der Organisation der Heimarbeiterinnen **Käthe Königstetter** (1874—1940). Im Dienste der christlichen Frauenbewegung wirkte die unvergeßliche **Hildegard Burian.** Als Schriftleiterin der „Österreichischen Frauenwelt" (1911—1919) trat **Hanni Brentano** unter

dem Namen M. Raphaela in das Benediktinerinnenstift Nonnberg in Salzburg ein. Klosterfrau wie sie war die berühmte Grödnertaler Bildschnitzerin **M. Katharina Perathoner** (1862—1899) bei den „Englischen Fräulein" in St. Pölten (Niederösterreich). Als Gründung einer Österreicherin ist die St. Peter-Claver-Sodalität in Salzburg anzusprechen, die von der heiligmäßigen **Maria Theresia Ledochowska** (1863—1922) ins Leben gerufen wurde: sie setzt sich die Verbreitung katholischer Schriften in den afrikanischen Negersprachen zum Ziel. Im Kloster der Schwestern vom Armen Kinde Jesu in Wien-Döbling schuf die Dichterin **Maria v. Greifenstein,** eine geborene Gräfin Schaffgotsch (1857—1909), ihre Werke (Jeane d'Arcs Maientage, Die Reiterin auf der Römerstraße). Über eine Stigmatisierte, die **Maria Theresia Mörl** (1812—1868) aus Kaltern hatte schon der Dichter Görres geschrieben. Und schließlich soll jenen vielen ungenannten und unbekannten österreichischen Frauen und Mädchen nicht vergessen werden, von denen Ann Tizia Leitich sagt: „Ach, es ist erstaunlich, wie bescheiden die Frauen sind, die arbeitenden Frauen, die von den Dichtern immer übergangen werden. Hat man sich je mit mitleidender dichterischer Phantasie der Nährmutter des Landes, der Bäuerin, angenommen, von denen es in Österreich nach der letzten Volkszählung zehntausende Selbständige gibt? Für Tänzerinnen und Sängerinnen, Kaiserinnen und Sünderinnen sind ungezählte Tonnen Papier verbraucht worden. Die Mütter sind vor allem in der bildenden Kunst verherrlicht worden. Doch von den Zweien im ewigen Joche, der Arbeiterin und der Hausfrau, singt niemand". Auf der österreichischen Frau, auf dem österreichischen Mädchen ruht die Zukunft der österrei-

chischen Familie, der stärksten Stütze österreichischen Volkstums.

Friedensbewegung

Unter dem Eindrucke der beiden fürchterlichen Weltkriege ist die Sehnsucht nach einem wahren und dauerhaften Frieden unter den Völkern stärker als jemals zuvor vorhanden. Einer solchen Friedenssehnsucht haben bereits in früheren Zeiten Menschen aller Länder und Religionen beredten Ausdruck gegeben. Es wurden schon die verschiedensten Projekte ersonnen, um einen dauernden Frieden herbeizuführen. Wenn wir Österreich in Betracht ziehen, so hat als einer der ersten Herzog **Karl V. von Lothringen und Bar,** der am 12. September 1683 die Schlacht auf dem Kahlenberge bei Wien gegen die Türken schlug, in seinem Testament 1688 den Vorschlag gemacht, eine internationale Staatenföderation unter der Führung Österreichs zur Herstellung eines dauernden Friedens zu schaffen. Schwere Bedenken gegen die Art und Weise, Streitigkeiten unter den Staaten mit kriegerischen Mitteln auszutragen, hatte auch der Sieger über Napoleon in der Schlacht bei Aspern (21. und 22. Mai 1809) **Erzherzog Carl von Österreich** (1771—1847). „Man muß das Schlachtfeld gesehen haben, um die Schrecken und Leiden des Krieges zu begreifen", warnte er einmal seine Söhne, die voll jugendlichen Überschwanges von kommenden Kriegstaten schwärmten. Und im Gegensatz zum preußischen Feldmarschall Moltke, der einmal erklärte, der „ewige Frieden sei ein Traum und nicht einmal ein schöner", betonte Erzherzog Carl in seinem militärstrategischen Hauptwerk: „Der Krieg ist das größte Übel, was einem Staate, was einer Na-

tion widerfahren kann". Denn „vergleicht man das Resultat des glücklichsten Krieges mit den dazu aufgewendeten Mitteln, so zeigt sich, daß man meistens ein viel größeres mit geringerem Aufwand von Kraft auf gelinderen Wegen erreichen konnte. Der Krieg sagt man liegt in der Natur sowie der Hang zum Bösen. Aber bezeichnet nicht der Sieg im fortwährenden Kampfe über das Böse die Laufbahn des Tugendhaften?" Und Österreich war es dann später, wo 1891 **Bertha von Suttner** (1843—1914) die „Österreichische Friedensgesellschaft" ins Leben rief und zusammen mit **Alfred H. Fried** (1846—1921) unermüdlich für die Erhaltung des Weltfriedens tätig war. In ähnlicher Weise bekannte sich auch der letzte Ministerpräsident des kaiserlichen Österreich-Ungarn, der große Völkerrechtslehrer **Dr. Heinrich Lammasch** (1853—1920) zu einem Ideal kampfloser Politik. Er nahm sich besonders des Schiedsgerichtsverfahrens an, das im Internationalen Gerichtshof im Haag (Holland) seinen sichtbaren Ausdruck gewonnen hat. Auch der radikale Pazifismus (Pazifismus, aus dem lateinischen Wort pax=Friede, bezeichnet die Bewegung, die auf Ächtung des Krieges hinarbeitet) im Sinne der Kriegsdienstverweigerung fand in Österreich bereits während des Ersten Weltkrieges (1914—1919) Eingang. In der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen war dieses Problem in der Ersten Republik nicht spruchreif, da sie bis 1935 keine allgemeine Wehrpflicht kannte. Neben den Kreisen, die sich um die von Bertha v. Suttner gegründete Friedensgesellschaft scharten, trugen österreichische Katholiken einzeln oder in Vereinigungen (Weißes Kreuz und **Dr. Joh. Ude** in Graz, Friedensbund österreichischer Katholiken in Wien) die Idee des Friedens und der Friedensgesinnung weiter. Auch

der österreichische Sozialismus bekannte sich zu der Forderung „Nie wieder Krieg", wie sie auf dem Denkmal der Gemeinde Wien für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges auf dem Wiener Zentralfriedhof zu lesen war. Der Zweite Weltkrieg (1939—1945) brachte dann für Österreich, das von der nationalsozialistischen deutschen Regierung mit Gewalt besetzt worden war, das doppelte Problem des Kampfes gegen den Krieg und für die Wiederherstellung Österreichs (siehe Stichwort Widerstandsbewegung). Als Opfer ihrer pazifistischen Einstellung — sie verweigerten grundsätzlich den Dienst mit der Waffe — fielen zwei Österreicher: der Priester **Franz Reinisch** aus Innsbruck (Tirol) und der Bauer **Franz Jägerstätter** aus St. Radegund (Oberösterreich), der erklärte: der Krieg sei ein Unrecht, an dem er sich nie beteiligen werde. Er wurde am 9. August 1943 im Zuchthaus Brandenburg hingerichtet. Seine Asche brachten Ordensschwestern nach Österreich zurück und am dritten Jahrestag seiner Hinrichtung wurden die Überreste in seiner Heimat beigesetzt. — Im Gegensatz zu anderen Ländern (wie Dänemark, Schweden, Norwegen, Holland und Finnland) hatte Österreich niemals eine gesetzliche Bestimmung, die es den Kriegsdienstverweigern aus Gewissengründen ermöglichte, anstelle des Militärdienstes Zivildienst zu leisten.

Geldwesen

Eine Geschichte des österreichischen Geldwesens ist zugleich ein Ausschnitt aus der Geschichte der österreichischen Wirtschaftsentwicklung. Noch heute finden wir auf unserem Boden keltische und römische Münzen, die von Handel und Wandel jener

fernen Tagen berichten. Die Münzen der Kelten sind meistens rohe Nachprägungen griechischer Münzen. Die Römer verwendeten die gleichen Münzstempel wie in den übrigen Provinzen ihres großen Reiches. Dieses System ist bis in die Karolingerzeit bei uns nachweisbar. Als erster eigentlicher österreichischer Münzwert ist der „Friesacher Pfennig" zu nennen, der eine Nachahmung des Regensburger ist, von dem die gesamten Donaugebiete zeitweilig beherrscht wurden. Auch Krems (Niederösterreich) ist schon zeitlich als Münzprägungsort bekannt: wir erfahren zum erstenmal 1157 von „Kremser Münze". Bedeutungsvoll aber wird die Schöpfung des „Wiener Pfennigs", der um 1200 in Umlauf gesetzt wurde. Es ist die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß er im Zusammenhang mit dem Lösegeld entstanden ist, das der englische König Richard Löwenherz zahlen mußte, als er auf dem Rückweg vom Kreuzzug im damaligen Dorfe Erdberg bei Wien (heute Wien, III. Erdbergerstraße 41) von Herzog Leopold V. gefangengenommen wurde. Österreich erhielt damals 20.000 Gewichtsmark Lösegeld. Davon wurden nicht bloß eine Reihe österreichischer Städte neu befestigt, sondern die Wiener-Neustadt verdankt ihre Gründung dieser gewaltigen Geldsumme, die auf einmal in das Babenbergische Österreich floß. Zum ersten Male wird der Wiener Pfennig 1203 in den Reiserechnungen des Bischofs Wolfger von Passau genannt. Die weite Verbreitung dieser Wiener Münzsorte brachte es mit sich, daß der Pfennig einen höheren Kurswert besaß, als sein Metallwert betrug. „Die münz was werung, dan must man sie nemen in Österreich", heißt es an einer Stelle. Die Überflutung Ungarns durch Wiener Geld brachte dann 1338 ein Verbot des „Wiener Pfennigs" in Ungarn mit sich.

An seine Stelle trat der Florentiner Goldgulden, der etwas später sich ebenfalls in Österreich durchzusetzen begann. Die Wertrelation betrug 1 Gulden = 6 Schilling = 180 Wiener Pfennig. Mit dem Ausgang des Mittelalters verliert der „Wiener Pfennig" an Wert, es kommt die Zeit der „Schinderlinge" und eine Inflation. Als im Frühjahr 1460 ein neuer Pfennig ausgeprägt wurde, war er nicht mehr imstande, seinen alten Ruf zu behaupten. An seine Stelle trat als zweite über die Grenzen Österreichs hinaus bekannte Münzsorte die Haller Silbermünze, die seit 1484 von Tirol aus ihren Weg nahm. Die wirtschaftliche Grundlage der neuen Währung boten die reichen Silbervorräte, die man im böhmisch-sächsischen Erzgebirge und in Tirol entdeckte. Die Wiener Münzverordnung von 1524 sah als Grundlage der Währung eine Silbermünze mit 25,7 g Feingewicht Silber vor. Nachdem der Reichstag von Eßlingen für das Heilige Römische Reich eine allgemeine Münzordnung erlassen hatte, wurde Österreich durch ein eigenes Privileg des Kaisers Karl V. von dieser Währungsnorm ausgenommen. Die folgenden Jahrzehnte brachten eine allmähliche Vereinheitlichung des Münzwesens der österreichischen Länder mit sich. Die Türken- und Schwedenkriege des 16.—17. Jahrhunderts verzehrten große Geldmittel und die österreichischen Münzstätten waren oft in sehr schwieriger Lage. Erst im Zeitalter Maria Theresias trat Österreich von neuem auf dem europäischen Geldmarkt mit einer Münzsorte auf: es war der berühmte Maria-Theresientaler. Er verdrängte im gesamten Morgenland die dort kursierenden holländischen und spanischen Münzsorten und wurde in den Gebieten von Palästina, Arabien, Ägypten und dem Sudan die eigentliche

laufende Währung. Noch bis ins 20. Jahrhundert hinein prägte die Wiener Münze Maria-Theresien-Taler mit dem Bilde der großen Kaiserin und der Jahreszahl 1780. So hatte „die österreichische Monarchie nach ihrer Konsolidierung unter Karl VI. und Maria Theresia, wie in der öffentlichen Verwaltung überhaupt, so im Münz- und Geldwesen maßgebende Einrichtungen geschaffen, die von europäischer Bedeutung waren" (August Loehr). Nach diesem großen Aufschwung begann aber dann das 19. Jahrhundert für den österreichischen Staat mit dem großen Staatsbankrott von 1811, der eine Entwertung des umlaufenden Papiergeldes auf ein Fünftel mit sich brachte. Erst die Neugestaltung der österreichischen Währung im Jahre 1857 stellte eine Relation von 1 fl (Gulden) Konv. M. = 1 fl neuer österreichischer Währung her. Nach den Ereignissen des Jahres 1866 versuchte man, zur Goldwährung überzugehen, doch erst 1892 erfolgte eine neue Valutareform, die an Stelle des Guldens die Krone (1 fl = 2 Kronen) einführte. Seit 1900 wurde sie zur ausschließlichen österreichischen Währung. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges traten dann mit dem Gesetz vom September 1924 die Schillinge an Stelle der Krone (1 S = 10.000 Kronen).

Geschichtsauffassung

Der Geschichtsdarstellung kommt eine wichtige Rolle bei der politischen Bildung des Volkes und der staatsbürgerlichen Erziehung der Jugend zu. Gerade in Österreich hat in früheren Jahrzehnten manchmal eine von Gegnern unseres Vaterlandes gelehrte Geschichte in den Köpfen viel Unheil angerichtet und der Verwirrung in größeren Kreisen

der österreichischen Intelligenz Vorschub geleistet. Damit ist nicht gemeint, daß österreichische Geschichtsschreiber Kritik an der Vergangenheit übten und neben den Licht- auch die unzweifelhaft vorhandenen Schattenseiten in der geschichtlichen Entwicklung unseres Volkes betonten. Auch der Gegensatz zwischen einer ökonomischen und anderen Geschichtsauffassungen soll damit nicht gemeint sein. Aber es war eine verkehrte Welt, wenn man die eigenstaatliche Entwicklung Österreichs entweder zu bagatellisieren oder als Fehlentwicklung zu beurteilen unternahm. Kein englischer oder französischer Geschichtsschreiber — wie immer es sonst in den zeitpolitischen Fragen denken mochte — hat jemals die Existenzberechtigung seines Landes geleugnet oder gar versucht, für die Geschichte Frankreichs oder Englands einen anderen Mittelpunkt als die eigene Staatsentwicklung zu suchen. In Österreich aber brach sich schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine stark nach Preußen-Deutschland gerichtete Geschichtsauffassung Bahn, die in den preußischen Hofhistoriographen ihre Meister verehrte, in jenen Männern, deren politische Tendenz am besten durch jene Äußerung gekennzeichnet ist, die der Berliner Universitätsprofessor Emil Du Bois-Reymond in seiner akademischen Rede am 3. August 1870 mit den Worten ausdrückte: „Die Berliner Universität, dem Palast des Königs gegenüber einquartiert, ist das geistige Leibregiment des Hauses Hohenzollern". In diesem Sinn wurde die Arbeit der „großdeutschen" Schule, deren bedeutendster Vertreter der hannoveranische Geschichtsforscher **Onno Klopp** (1822—1903) war, seit 1866 in Österreich in der Verbannung lebend, in erbitterter Weise bekämpft. Die „kleindeutschen" Ge-

schichtsschreiber, deren Herold Treitschke war und zu denen Männer wie Droysen, Häusser und Sybel gehörten, während ihnen auch der vielgerühmte Ranke nicht völlig fern stand, ließen an Österreich kein gutes Haar, richteten alles Licht auf Preußen, dem eine besondere „Mission" angedichtet wurde, und trugen so eine tendenziös gefärbte Darstellung der Vergangenheit in die breitesten Schichten der Intelligenz hinein. In der Form „populärer" Handbücher, wie in der „Deutschen Geschichte" von Einhart, hinter welchem Pseudonym sich der Führer des alldeutschen Verbandes Claß versteckte, fand diese sonderbare Art der Geschichtsschreibung in Österreich schon vor 1918 starke Verbreitung. „Großdeutsche" Geschichtsschreibung in diesem Sinn hatte nichts mit dem Begriff „großdeutsch" zu tun, wie er sich seit 1918 entwickelte. Die großdeutsche Historik kämpfte dafür, daß die österreichfeindliche Haltung der „Kleindeutschen" revidiert werde. Es war aber ihre Tragik, daß sie in der Haltung des Jahres 1866 stecken blieb. Demgegenüber erkannte die kleindeutsche Schule trotz oder wegen ihres fanatischen Österreichhasses sehr genau, wie die geschichtliche Entwicklung Österreich zu einem eigenständigen Schicksal berufe und es so immer weiter von der preußisch-neudeutschen Staats- und Nationalauffassung entferne. Nach dem Ersten Weltkrieg versuchte dann die „gesamtdeutsche" Geschichtsauffassung die „groß-" und „kleindeutsche" Auffassung in der Form miteinander zu verbinden und zu versöhnen, daß als Träger der Geschichte nicht der real vorhandene Staat und die wirklich wirksamen Faktoren der Entwicklung (wie Wirtschaft und Kultur), sondern ein „Volksgeist" postuliert wurde, dessen ideologische Begründung noch auf die romantische Zeit zurück-

ging. Die „gesamtdeutsche" Richtung hat einzelne aufschlußreiche Werke auf Spezialgebieten hervorgebracht, konnte jedoch das Problem aus ihrer Grundeinstellung heraus nicht lösen. Das moderne Österreich kann selbstverständlich nur eine österreichische Geschichtsdarstellung pflegen. Das bedeutet, daß man sich nur der eigenständigen Entwicklung des österreichischen Staates und Volkes verbunden fühlt. Das bedeutet eine moderne Wiederaufnahme der Forderung, die bereits der österreichische Geschichtsschreiber **Alexander v. Helfert** (1820—1910) im Jahre 1853 in seinem Essay „Über Nationalgeschichte und den gegenwärtigen Stand ihrer Pflege in Österreich" folgendermaßen ausdrückt: Das Wort ‚national' dürfe in Österreich nicht vom sprachlichen, sondern nur vom politischen Gesichtspunkt aus betrachtet werden. Wir dürften uns nicht auf die Seite derer stellen, für die sich der Begriff Nation in der Sprache erschöpfe. Unter Berufung auf das Altertum müssen wir die Nation in der gleichen Weise auffassen, in der ein Grieche, ein Spanier, ein Kleinasiate sagen konnte: Civis Romanus sum (Ich bin römischer Bürger). Nationalgeschichte sei für uns nicht die Geschichte irgendeiner Gruppe innerhalb der vielen Rassen der Menschheit, sondern die Geschichte eines durch geographische und politische Notwendigkeiten vereinten Volkes, das derselben Staatsgewalt untertan ist und denselben Gesetzen gehorche. Die nationale Geschichte Österreichs sei für uns die Geschichte des österreichischen Staates. Diese Auffassung Helferts läßt sich ohneweiters mit unserer Auffassung vereinigen, daß der Träger der Entwicklung nicht so sehr ein Herrscherhaus, sondern vielmehr das gesamte österreichische Volk in

allen seinen Lebenäußerungen darstellt. Insbesondere wird die moderne österreichische Geschichte die wirtschaftlich-ökonomische Entwicklung, die nur zu sehr vernachlässigt wurde, mit zur Erklärung heranziehen müssen. Das soll nicht bedeuten, daß nicht die Rolle von Einzelpersönlichkeiten im Rahmen ihrer Zeit erkannt wird. Vor allem aber muß die moderne österreichische Geschichte der Auffassung entgegentreten (die österreichfeindlichen Ursprunges ist), als ob Österreich nur das Ergebnis dynastischer Hausmachtpolitik sei. Die Entwicklung zum eigenständigen österreichischen Staat und Volk läßt sich bereits unter den Babenbergern erkennen. Bei einer solchen Betrachtungsweise läßt sich eine gemeinsame österreichische Geschichtstradition erarbeiten, die trotz verschiedener Baurteilung von Einzelfragen in ihrer Gesamtschau den Weg zeichnet, der zum modernen österreichischen Staat führte. So wie die französische Geschichtsschreibung die großen Könige, die Jungfrau von Orleans und die Französische Revolution als gemeinsames nationales Erbe anerkennt. Nur so werden wir in Zukunft die noch immer nachwirkenden Folgen des kleindeutschen Geschichtsbildes restlos überwinden können.

Gewerkschaften

Die österreichischen Gewerkschaften blicken auf eine lange Geschichte zurück. Ihre Anfänge reichen bis in die Zeit, in der sich das Selbstbewußtsein des Arbeiters bildete (siehe Arbeiterbewegung!). Vorformen waren die mittelalterlichen Zünfte und Bruderschaften. Schon Ferdinand Lassalle hatte versucht, in Österreich einen Arbeiterbildungsverein zu

gründen. In einer großen Demonstration am 13. Dezember 1869 forderten die Arbeiter das Koalitionsrecht, d. h. das Recht, sich zum Schutze ihrer Rechte zusammenschließen zu können. Seit 7. April 1870 war dann die Koalitionsfreiheit gesetzlich verankert. Zuerst wurden Fachvereine (z. B. der der Buchdrucker) gegründet, die aber in der schweren wirtschaftlichen Krise der Siebzigerjahre, die auf die Wiener Weltausstellung und den „schwarzen Freitag" von 1873 folgten, meist wieder eingingen. Die der Sozialdemokratischen Partei nahestehenden „Freien Gewerkschaften" erlebten seit der Einigung der Sozialdemokratischen Partei in Hainfeld einen bedeutenden Aufstieg. Am 1. Mai 1890 wurde die erste Mai-Feier abgehalten. Das älteste Blatt, „Die Gewerkschaft", erschien seit 15. Juni 1893. Schon im Oktober des vorhergehenden Jahres 1892 hatte ein Kongreß der Gewerkschaften stattgefunden. Seit 1895 versah **Anton Hueber** (1861—1935) das Amt des ersten Sekretärs der Gewerkschaftskommission. Auf dem zweiten Gewerkschaftskongreß 1896 erfolgte eine Spaltung in eine deutschsprachige und tschechischsprachige Gruppe, weil die Anstellung eines zweiten (tschechischen) Gewerkschaftssekretärs verweigert wurde. Die sozialen Gesetze der Jahre 1907—1909 entstanden sodann unter maßgeblicher Beteiligung der Gewerkschaften. Nach der Auflösung der Österreichisch-Ungarischen Monarchie wurde der alte Gewerkschaftsführer **Ferdinand Hanusch** (1866—1923) der erste Sozialminister der Republik (siehe Sozialpolitik). Neben den „Freien Gewerkschaften" waren unterdessen auch andere entstanden, von denen insbesondere die „Christlichen Gewerkschaften" zahlenmäßig die nächste Stelle einnahmen. Bedeutende Männer dieser Richtung waren der Vorsitzende der

Zentralkommission der christlichen Gewerkschaften **Franz Spalowsky** (1875—1938) und **Dr. Franz Hemala** (gest. 17. X. 1943). Über das zahlenmäßige Verhältnis der einzelnen Gewerkschaften gibt am besten nachstehende Statistik Aufschluß:

Name	1921	1928	1931
Freie Gewerkschaft	1,079.777 (85,1 %)	766.168 (75,6 %)	582.687 (72,2 %)
Christliche Gewerkschaft	149.000 (11,8 %)	115.000 (11,3 %)	108.420 (13,4 %)
Deutschnationale Gewerkschaft	40.163 (3,1 %)	46.882 (4,7 %)	49.645 (6,2 %)
Unabhängige Freie Gewerkschaften	———	40.000 (4,0 %)	24.500 (3,0 %)
Neutrale Gewerkschaften	———	45.000 (4,4 %)	42.000 (5,2 %)

In der Internationalen Gewerkschaftsbewegung hatte Österreich einen ehrenvollen Platz. Es kam 1928 an dritter Stelle, nach England und Deutschland, aber vor Frankreich, der Tschechoslowakei, Belgien und Schweden. — Während der Ära Dollfuß-Schuschnigg (1933—1938) wurde eine österreichische Einheitsgewerkschaft aufgerichtet, deren Leitung der christliche Gewerkschaftsführer **Johann Staud** (1882—1939) innehatte. Daneben arbeiteten aber Gruppen der Freien Gewerkschaften im verborgenen weiter. Mit der Besetzung Österreichs durch nationalsozialistische deutsche Truppen wurde diese Einheits-

gewerkschaft aufgelöst und ihre führenden Persönlichkeiten gingen in den Kerker und in das KZ. An ihrer Stelle wurde auch in Österreich die Deutsche Arbeitsfront (DAF) eingeführt, die mit dem Sinn und Zweck einer Gewerkschaft gar nichts mehr zu tun hatte. In der Zeit der nationalsozialistischen Fremdherrschaft führten Gewerkschafter des sozialistischen und christlichen Lagers gemeinsam den Kampf um die Unabhängigkeit Österreichs und hatten manche Blutopfer zu beklagen, z. B. **Dr. Richard Wagner** (1888—1942), gefallen als Widerstandskämpfer, **Hans Riedl** (1896—1943), als Widerstandskämpfer hingerichtet, und **Viktor Stein** (1876—1944), gestorben im KZ. Mit der Wiederherstellung Österreichs im Jahre 1945 wurde die Gründung des neuen „Österreichischen Gewerkschaftsbundes" beschlossen, der Mitglieder aller politischen Gruppen und Richtungen zu gemeinsamer Arbeit umfaßt.

Glaubensgemeinschaften

In Österreich herrscht Glaubensfreiheit. Wir finden neben der zahlenmäßig am stärksten vertretenen römisch-katholischen Kirche auch noch Gläubige der verschiedensten Richtungen, und Menschen, die sich zu keiner Glaubensgemeinschaft bekennen („Konfessionslose", zur Zeit des Nationalsozialismus auch „Gottgläubige" genannt). Im nachstehenden bringen wir ein statistisches Verzeichnis der wichtigsten Glaubensgemeinschaften:

I. Katholische Kirche:

1. Römisch-katholische Kirche:

a.) Erzbistum Wien (gegründet 1469, Erzbistum seit 1722).
Einwohnerzahl (1937) 2,266.164

davon Katholiken	2,051.230
Einteilung: Dekanate	51
Seelsorgestellen	624
Weltpriester	1.056
Ordensangehörige männlich	1.179
weibliche	5.902

b) Diözese St. Pölten (Niederösterreich), gegründet 1784 durch Übertragung des Bistums Wiener-Neustadt nach St. Pölten.

Einwohnerzahl (1948)	630.000
davon Katholiken	602.000
Einteilung: Dekanate	27
Seelsorgestellen	409
Weltpriester	447
Ordensangehörige männlich	357
weiblich	1.350

c) Diözese Linz (Oberösterreich), errichtet 1785.

Einwohnerzahl (1948)	987.736
davon Katholiken	931.036
Einteilung: Dekanate	35
Seelsorgestellen	451
Weltpriester	764
Ordensangehörige männlich	729
weiblich	2.686

d) Apostolische Administratur Burgenland, errichtet 1922.

Einwohnerzahl (1948)	273.480
davon Katholiken	234.530
Einteilung: Dekanate	15
Seeelsorgestellen	169
Weltpriester	237
Ordensangehörige männlich	31
weiblich	237

e) Erzbistum Salzburg, errichtet um 696.

Einwohnerzahl (1948)	456.337
davon Katholiken	380.000
Einteilung: Dekanate	19
Seelsorgestellen	196
Weltpriester	1133
Ordensangehörige männlich	303
weiblich	1.404

f) Diözese Gurk (Kärnten), gegründet 1070. Seit 1787 hat der Bischof seinen Sitz in Klagenfurt.

Einwohnerzahl (1946)	473.187
davon Katholiken	435.000
Einteilung; Dekanate	26
Seelsorgestellen	329
Weltpriester	378
Ordensangehörige männlich	170
weiblich	495

g) Diözese Seckau (Steiermark), gegründet 1218, 1786 nach Graz verlegt; 1857 wurde die Diözese Leoben mit der Diözese Seckau-Graz vereinigt.

Einwohnerzahl (1949)	1,027.654
davon Katholiken	951.958
Einteilung: Dekanate	45
Seelsorgestellen	387
Weltpriester	717
Ordensangehörige männlich	450
weiblich	1.846

h) Apostolische Administratur Innsbruck-Feldkirch, errichtet nach dem ersten Weltkrieg für die österreichischen Teile der Diöze Brixen (Südtirol).

Einwohnerzahl (1947)	493.264
davon Katholiken	?
Einteilung: Dekanate	20
Seelsorgestellen	390
Weltpriester	645
Ordensangehörige männlich	381
weiblich	2.290

i) Konsistorialabtei Wettingen-Mehrerau (Vorarlberg), gegründet 1227 in Wettingen, 1854 nach Mehrerau verlegt.

Zahl der Ordenspriester	50
Laienbrüder	31

2. Griechisch-katholische Kirche (uniert):

Griechisch-katholische Zentralpfarre zu St. Barbara in Wien

Katholiken des orientalischen Ritus zirka . . . 12.000

Einteillung: 1 Pfarrkirche in Wien, die dem jeweiligen Erzbischof von Wien als Administrator-Ordinarius für

alle Katholiken des byzantinischen Ritus in ganz Österreich untersteht.
Priester: in Wien 3, in den Bundesländern 7.
Kirchliche Vereine: St. Barbara Bruderschaft und St. Josaphat-Verein in Wien, St. Andreas-Fraternität in Innsbruck.

II. Griechisch-orientalische Kirche (nichtuniert):

Gläubige des griechisch-nichtunierten Ritus . 1.000
Einteilung: zwei Kirchengemeinden, zuständig für ganz Österreich.
3 Kirchengebäude, 2 Pfarrkirchen in Wien.
Priester: 1 Archimandrit.
Griechisch-orientalische Gemeinde zur Hlg. Dreifaltigkeit in Wien, I.

III. Armenische Kirche (nichtuniert):

„Armenische Kirche in Wien".
Gläubige in ganz Österreich 300
Einteilung: 1 Pfarre in Wien für ganz Österreich.
Priester: 1 armenischer Pfarrer
1 armenische Kapelle (Wien, I.)
Kirchliche Vereine: Armenischer Verein in Österreich, Armenischer Kirchenverein.

IV. Altkatholische Gemeinde:

„Altkatholische Kirche Österreichs"
Gläubige, rund 45.000
Einteilung: 12 Pfarrämter Wien I.; Wien III.; Wien X.; Wien XV.; Wien XVII.; Wien XX.; Graz, Klagenfurt, Krems-St. Pölten, Linz, Ried i. I., Salzburg.
Priester: 1 Bischof, 20 Pfarrer.
Kirchengebäude: 16.
Kirchliche Vereine: Verband der Alt-Katholiken Österreichs; Fürsorgewerk der alt-katholischen Kirche Österreichs; Kirchliches Außenamt zur Pflege der zwischenkirchlichen Beziehungen mit dem Ausland.

V. Evangelische Gemeinde:

„Evangelische Kirche A. und H. B. in Österreich".
Gläubige (Stand vom 31. XII. 1947) . . . 362.385
dazu deutschsprachige Flüchtlinge evangelischen

Bekenntnisses 75.000
Einteilung: Superintendenzen (Diözesen) . 7
davon 6 augsburgischen (lutherischen) und 1 helvetischen (reformierten) Bekenntnisses.
Pfarrgemeinden 131
Filialgemeinden 66
Geistlichkeit: Bischof 1
Superintendenten . 7
Senioren . . . 5
Pfarrer und Religionsprofessoren . 153
Vikare (Hilfsgeistliche) 30
Dazu Flüchtlingsgeistliche, Pfarrlehrer, Prediger u. Missionäre 45
Kirchengebäude: Kirchen . . . 153
Pfarrhäuser . 116
sonstige kirchl. Gebäude . . . 193
Kirchliche Vereine: Evangelischer Verein für die Innere Mission; Evangelischer Gustav-Adolf-Verein; Evangelischer Bund in Österreich; Evangelisches Hilfswerk in Österreich.

VI. Jüdische Gemeinde:

„Israelitische Kultusgemeinde" in Wien (für Wien, Niederösterreich, Burgenland); Comité Israelite de Bregenz (Vorarlberg); Israelitische Kultusgemeinde in Graz; Jüdische Gemeinde Salzburg; Israelitische Kultusgemeinde Innsbruck; Jüdische Gemeinde Bad Ischl; Jüdische Gemeinde Steyr.
Die jüdischen Gemeinden sind selbständig und besitzen keine gemeinsame Oberleitung.
Gläubige (der Wiener Kultusgemeinde) . . 10.727
Kirchengebäude: 1 Tempel in Wien.
Geistlichkeit: 3 Rabbiner, 2 Kantoren.
Religiöse Vereine: Chewra-Kadischa (Verein für fromme Taten); Bikur Cholim (Krankenpflege); Bne Brith (Humanitärer Verein); Wizo (Frauenverein).

Griechenland

Über die älteren Beziehungen Österreichs zum Griechentum wird an anderer Stelle (siehe Byzanz) gesprochen. Die Blütezeit des Neugriechentums in Wien ist das ausgehende 18. und das beginnende 19. Jahrhundert. Damals entstand jene 1723 zum ersten Mal erwähnte griechische Kaufmannskolonie, die 1814 gegen 4000 Mitglieder zählte. Eine Reihe Alt-Wiener Familien sind griechischen Ursprungs: so die **Dumba**, die **Duka**, die **Spirta**, die **Kapra**. Der bedeutendste Bankier des vormärzlichen Österreich wurde **Georgios Simonos Sina** (1772—1856), der an allen österreichischen Staatsanleihen beteiligt war und dessen Bank der Mittelpunkt für den gesamten Balkanhandel wurde. Auf griechischen Einfluß geht die Begründung ganzer Industriezweige in Österreich zurück, so die der Schwechater Kattunindustrie. Umgekehrt waren es Wiener Einflüsse, die die Errichtung der ersten Baumwollfabrik in Griechenland (Ambelakia in Thessalien) verursachten. Noch sind in Wien (III. Ungargasse 37) Überreste jener im orientalischen Stil erbauten Karawansereien mit riesigen Magazinen und dem Brunnen im Hof erhalten, in denen die Kaufleute aus Saloniki, Serres Monastir und Jannina einzukehren pflegten. Seit 1796 wohnte der geistige Vorkämpfer der griechischen Unabhängigkeitsbewegung gegen die Türken, **Rhigas Velestinli**, in Wien und sandte von hier aus seinen Thurios, den Nationalgesang der Hetairien, in die ferne Heimat. Im Café Herzog am Fleischmarkt war der Versammlungsort der Verschwörer, bis sie verhaftet und an die Türkei ausgeliefert wurden. In Wien erschien am 31. Dezember 1791 die erste neugriechische Zeitung, der **Ephimeris**, in der Buch-

druckerei der Gebrüder Pulji. Von der Wiener griechischen Kolonie wurden die Schulen in der Heimat unterstützt. Wien wurde das Mekka der griechischen Musik: 1842 gelang dem Wiener **Randhartinger** die Harmonisierung des griechischen Kirchengesanges. **Konstantin Christomanos,** der Griechischlehrer der Kaiserin Elisabeth und Mitbegründer der „Wiener Rundschau" (1892), wurde nach seiner Heimkehr 1901 einer der beiden Erneuerer der griechischen Bühnenkunst. Der zweite war der in Wien geborene Grieche **Th. Ikonomu,** der das königliche Theater reorganisierte. Von der österreichischen Wissenschaft aber empfingen der griechische Historiker **Spiridion Lambros** und der Mathematiker **Georgios Vuris,** der 1860 in Wien starb, entscheidende Anregungen.

Habsburger

Die Dynastie Habsburg kam mit dem Sohn Rudolfs I. von Habsburg 1282 in Österreich zur Herrschaft und regierte ohne Unterbrechung bis 1918. Es ist klar, daß eine derartig lange Herrschaftsdauer einer Familie in einem Lande bedeutende Spuren hinterläßt, aber trotzdem muß der Legende entgegengetreten werden, als ob die Habsburger die einzigen und ausschließlichen Gründer Österreichs, beziehungsweise der österreichischen Großmacht gewesen wären. Die Entwicklung zum späteren modernen österreichischen Staat war schon unter den letzten Babenbergern vorbereitet. Das Haus Habsburg ist alemannisch-elsässischen Ursprunges. Fabelhafte Genealogien wollten es in der Barockzeit bis auf römische Kaiser und merowingische Könige zurückführen. Wir können heute mit einiger Sicherheit annehmen, daß der Herzog **Eticho,** der im

7. Jahrhundert im Elsaß regierte, der erste nachweisbare Ahnherr der habsburgischen Familie war. Um das Jahr 1030 baute ein Graf **Ratbot** im Aargau die Habsburg (eigentlich Habichtsburg), von der dann später das Geschlecht seinen Namen führte. Die Mutter Rudolfs von Habsburg war die Erbtochter des berühmten und reichen Geschlechtes der Kyburger Grafen, so daß all ihr Vermögen und Besitztum dadurch an die Habsburger fiel. Außer den Nachkommen Rudolfs von Habsburg bestand noch eine sogenannte Habsburg-Laufenburgische Linie, von der noch männliche Nachkommen vor einigen Jahrzehnten in England lebten. **Rudolf von Habsburg**, auf den die Macht des Geschlechtes zurückgeht, war das Patenkind Kaiser Friedrichs II. aus dem Hause der Hohenstaufen und gehörte bis zu seiner Königswahl zur kaiserlich-antipäpstlichen Partei. Er nahm auch am Zuge des letzten Hohenstaufen Konradin nach Italien teil (1268), verließ ihn aber noch vor dem Ende. Rudolf von Habsburg wurde zum römischen König gewählt (1273), war aber selbst niemals österreichischer Landesfürst. Am Weihnachtstag 1282 übergab er die dem Böhmenkönig Ottokar II. abgenommenen babenbergischen Länder Österreich und Steiermark seinen Söhnen Albrecht und Rudolf. Erst mit diesen beginnt die Herrschaft der Habsburger in Österreich. Die ersten Mitglieder des Geschlechtes fühlten sich noch immer mehr als Schweizer denn als Österreicher und es dauerte ungefähr ein Menschenalter, bis sich die Österreicher, die damals schon ein sehr lebhaftes eigenständiges österreichisches Bewußtsein besaßen (wir brauchen bloß die Gedichte des sogenannten Seifried Helbling zu lesen), mit der neuen Dynastie und ihren „Schwaben", die sie mitgebracht hatten, aussöhnten: völlig erst dann,

als die Habsburger nach Verlust ihrer Schweizer Stellung sich auf Österreich beschränken mußten. Nach mittelalterlicher Gewohnheit teilten sich die Habsburger einige Male in verschiedene Linien. 1379 wurde in Neuberg an der Mürz die Trennung in eine „niederösterreichische", „innerösterreichische" und (als Folge davon später) „Tiroler" Linie beschlossen. 1564 wurde nach dem Tod Kaiser Ferdinands I. abermals eine Trennung in eine „innerösterreichische" (steirische), „tirolerische" und „niederösterreichische" Linie vorgenommen. In beiden Fällen überlebte die steirisch-innerösterreichische Linie die beiden anderen und trat unter Friedrich IV., beziehungsweise Maximilian I., dem „Letzten Ritter", im 15. und unter Kaiser Ferdinand II. im 17. Jahrhundert das Erbe der anderen Linien an. Zum letzten Mal wurde eine eigene Linie in Tirol durch den Bruder Kaiser Ferdinands II. geschaffen, die aber schon im selben Jahrhundert ausstarb und deren letzte Prinzessin ihren Verwandten Kaiser Leopold I. heiratete (Claudia Felicitas). Von größerer Bedeutung wurde die Heiratspolitik der Habsburger, die sie zuerst einmal unter Maximilian I. nach Burgund führte, damals eines der reichsten und kulturell am weitesten fortgeschrittenen Länder Europas, und ihnen von diesem Burgund aus das spanische Erbe samt allen spanischen Kolonien verschaffte. Seit 1522 (Vertrag von Brüssel) gab es eine österreichische und eine spanische Linie der Habsburger. Aber auch in Spanien nannte sich die Familie, wie es in Österreich üblich geworden war, „Casa d'Austria" (= Haus Österreich). Der spanische Zweig der Habsburger starb 1700 mit König **Karl II.** im Mannesstamme aus, die letzte österreichische Habsburgerin war Kaiserin **Maria Theresia,** die Tochter

Kaiser Karls VI. Der letzte männliche Habsburger, der überhaupt geboren wurde, war Leopold (geb. 1716, gest. 1717), der Bruder Maria Theresias. Im Volksmund führte das österreichische Herrscherhaus auch nach Maria Theresia noch den Namen Habsburg, der offizielle Name aber war Habsburg-Lothringen. Es ist interessant zu wissen, daß die habsburgische Familie in weiblicher Linie ganz eigenartige Verwandtschaftsverhältnisse aufweist: so stammen seit Ferdinand I. die Habsburger von Mohammed dem Propheten ab (über die Könige von Portugal und Spanien, deren einer eine Maurenprinzessin heiratete); in den Habsburgern fließt das Blut des englischen Dichters Geoffrey Chaucer (gest. 1400), der zu den Ahnen der Prinzessin Anna von Böhmen und Ungarn gehört, die die Gemahlin Ferdinands I. von Österreich wurde.

Zu den bedeutendsten Gestalten des Hauses Habsburg und damit der österreichischen Geschichte gehören: **Rudolph IV. der Stifter** (1358—1365), der größte habsburgische Regent des Mittelalters und geniale Verfechter des österreichischen Staatsgedankens; Kaiser **Maximilian I. der „letzte Ritter"** (1493—1519), der Begründer des modernen österreichischen Staates und der österreichischen Staatsverwaltung; **Karl V.** (1519—1556), der Beherrscher des österreichisch-spanischen Weltreiches, in dem „die Sonne nicht unterging"; **Ferdinand II.** (1619-1637), der Vorkämpfer des Katholizismus und hartnäckige unerbittliche Gegner des evangelischen Glaubens; **Maria Theresia** (1740—1780), die „große Kaiserin" und Gestalterin weitreichender Reformen. Einer der bedeutendsten Feldherrn seiner Zeit war der uneheliche Sohn Karls V., **Don Juan d'Austria**, der als Admiral die Seeschlacht von Lepanto (1571) gewann.

Als Freund der Kunst und Wissenschaft hat sich Erzherzog **Ferdinand von Tirol,** der Sohn Kaiser Ferdinands I. und Gemahl der Augsburger Bürgerstochter Philippine Welser, einen Namen gemacht (Sammlung auf Schloß Ambras in Tirol). Der erste Habsburger auf dem böhmischen Thron war **Rudolf,** der Sohn König Albrechts I., der von 1306—1307 in Prag regierte. Die erste Vereinigung Österreichs mit Ungarn und Böhmen unter dem Hause Habsburg erfolgte 1437 unter **Albrecht V.** und seinem Sohne **Ladislaus Posthumus** (gest. 1457). Die zweite Vereinigung wurde nach der Schlacht von Mohács (1526), in der der König von Böhmen und Ungarn, Ludwig II., das Leben verlor, herbeigeführt.

Habsburg-Lothringer

Durch die Verheiratung der Kaiserin Maria Theresia mit dem Herzog **Franz Stephan** von Lothringen (1736) wurde das Haus Habsburg-Lothringen begründet, das das Erbe der Dynastie Habsburg übernahm und bis zum Ende der Österreichisch-Ungarischen Monarchie (1918) weiterführte. Die Familie Lothringen zählt gleichfalls zu den ältesten Geschlechtern Europas und wurde von einigen Genealogen sogar mit der Familie Habsburg in eine Urverwandtschaft gebracht. Zu den Ahnen der Lothringer Herzöge zählt der Anführer des I. Kreuzzuges **Gottfried v. Bouillon,** Herzog von Niederlothringen, (um 1099). Der Sage nach soll er ein Nachkomme Lohengrins, des Schwanenritters, sein. Die Herzöge von Lothringen teilten sich im späteren Mittelalter und in der beginnenden Neuzeit in verschiedene Zweige, von denen einer die Familie der **Guisen** war, die in den französischen Hugenottenkriegen eine

große Rolle spielte und aus der die Mutter der schottischen **Königin Maria Stuart** stammte. Im 17. Jahrhundert ging Lothringen das erste Mal an Frankreich verloren und **Herzog Karl V. von Lothringen** kämpfte als kaiserlicher Oberbefehlshaber in der Schlacht am Kahlenberg (1683) und im darauffolgenden Türkenkrieg. Er war mit einer Schwester Kaiser Leopolds I. (1657—1705) vermählt. Sein Enkel war der Gemahl Maria Theresias, Franz Stephan, der also auch ihr Cousin im 2. Grad war. Herzog Franz Stephan, der 1745 zum römischen Kaiser gewählt wurde, vertauschte anläßlich der Hochzeit mit Maria Theresia sein Herzogtum Lothringen mit dem Großherzogtum Toscana welches nunmehr (mit kurzer Unterbrechung während der Zeit Napoleons) bis 1860 im Besitz der Familie Habsburg-Lothringen war. Neben dieser Nebenlinie Habsburg-Lothringen-Toscana wurde durch die Heirat eines Sohnes der Kaiserin Maria Theresia mit der Erbprinzessin von Modena die Linie Habsburg-Lothringen-Modena begründet, die bis 1860 im Besitz des italienischen Herzogtums Modena blieb und 1875 im Mannesstamm ausstarb. Die österreichische Hauptlinie der Familie wurde durch den zweitältesten Sohn Maria Theresias, Kaiser **Leopold II.** (1790—1792), weitergepflanzt. Sie verzweigte sich wieder in zahlreiche Nebenäste. Sie bestehen zum größten Teil noch heute. In weiblicher Linie konnte das Haus Habsburg-Lothringen seine Abstammung über die italienischen **Gonzaga,** die altserbische Herrscherfamilie der **Nemanjiden,** über die mittelalterlichen georgischen Könige (darunter die große **Thamar,** gest. 1212) bis auf **Schapur I.** (gest. 272), den mächtigen Herrscher des mittelpersischen Reiches der Sassaniden zurückführen; eine andere weibliche Linie verbindet die Habsburg-Lothringer

mit **Etienne Marcel,** dem französischen Revolutionshelden des Mittelalters (gest. 1358). In der Seitenlinie Habsburg-Lothringen-Modena floß das Blut das **Lucretia Borgia** und der Päpste **Alexander VI., Innozenz VIII.** und **Paul III.**

Zu den erwähnenswertesten Gestalten der österreichischen Hauptlinie der Familie Habsburg-Lothringen gehören **Joseph II.** (1780—1790), der älteste Sohn Maria Theresias und bedeutende Reformkaiser; **Franz I.** (1792—1835), der Kaiser der Aera Metternich, und **Franz Joseph I.** (1848—1916), der am längsten regierende Herrscher Österreichs. Durch seine Heirat mit der Postmeisterstochter Anna Plochl von Aussee hat sich **Erzherzog Johann** (gest. 1859) vor allem in der Steiermark populär gemacht. Vertreter liberaler Ideen blieben **Kaiser Maximilian von Mexiko** (1863—1867), der Bruder Kaiser Franz Josephs, in Queretaro erschossen, nachdem er vergeblich versucht hatte, sich der mexikanischen Krone zu bemächtigen, und der Sohn Franz Josephs **Kronprinz Rudolph** (1858—1889), dessen tragisches Ende in Meyerling allgemein bekannt ist. Der Tod des **Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand d'Este,** der 1914 in Sarajewo erschossen wurde, löste den Ersten Weltkrieg aus. Der letzte regierende Habsburg-Lothringer war **Karl I.,** der 1922 in der Verbannung auf der Insel Madeira starb.

Heer

Die zusammenhängende Geschichte des österreichischen Heeres beginnt 1649, als Kaiser Ferdinand III. verfügte, daß trotz des eben erfolgten Friedensschlusses von Münster und Osnabrück 9 Infanterie- und 10 Reiterregimenter nicht abrüsten,

sondern im kaiserlichen Dienst verbleiben sollten. Darunter befand sich das älteste Dragonerregiment ganz Europas, Graf Montecucculi Nr. 8. Freilich waren schon weit früher kaiserliche Truppen als geschlossene Einheiten in Erscheinung getreten: so gilt Kaiser Maximilian I. mit Recht als Vater der Landsknechte, die in dem berühmten **Georg von Frundsberg** ihren hervorragenden Anführer gefunden hatten. Schließlich ist kein geringerer als **Wallenstein,** Herzog von Friedland, 1634 zu Eger in Böhmen ermordet, als Ahnherr des österreichischen Heeres zu betrachten, denn die 19 Regimenter des Jahres 1649 stammten ja aus der Wallenstein'schen Armada.

Seine große Bewährung erfuhr das österreichische Heer in den Türkenkriegen des ausgehenden 17. Jahrhunderts. Eine Reihe hervorragender Feldherrn **(Karl von Lothringen, Ludwig von Baden, Max Emmanuel von Bayern** und der unvergeßliche **Prinz Eugen von Savoyen)** führten es von Sieg zu Sieg (1683 Befreiung Wiens, 1686 Eroberung von Budapest, 1688 erste Eroberung von Belgrad, 1697 Schlacht bei Zenta, 1717 die liedberühmte zweite Eroberung Belgrads durch den Prinzen Eugen), auch im 18. Jahrhundert bewahrte die österreichische Armee ihren Ruf in den Kriegen um die spanische und österreichische Erbfolge. Prinz Eugen schlug zusammen mit dem englischen Feldherrn Malborough (dem Ahnherrn des britischen Premierministers des Zweiten Weltkrieges Winston Churchill) die Franzosen und Bayern bei Hochstädt (1705), die Feldherrn **Daun** und **Laudon** vernichteten den preußischen Waffenglanz in den drei Schlesischen Kriegen (Kolin 1757, Kunersdorf 1759). Im Kampf gegen das militärische Genie eines Napoleon war es der

österreichische Feldherr **Erzherzog Carl**, der „Überwinder des Unüberwindlichen" (Heinrich v. Kleist), der ihm zum ersten und einzigen Mal, als Einzelner gegen ihn stehend, bei Aspern (21. und 22. Mai 1809) eine Niederlage beibrachte. Denn in der Schlacht bei Leipzig (16.—19. Oktober 1813), in der Napoleon unter dem Oberbefehl des österreichischen Feldmarschalls **Fürst Schwarzenberg** und nach den Plänen des österreichischen Generalstabschefs **Graf Radetzky** besiegt wurde, kämpfte der französische Kaiser gegen eine ganze Front von Alliierten (Österreich, Preußen, Rußland, Schweden). Das 19. Jahrhundert sah das österreichische Heer im Kampf auf italienischem und dänischem Boden (Radetzky bei Santa Lucia, Custoza und Novara 1848/49, Erzherzog Albrecht bei Custoza 1866, Gablenz bei Oeversee 1864). Auch die Niederlage Österreichs im preußischen Krieg 1866 bei Sadova (Königgrätz), nach dem Sieg über die Preußen bei Trautenau, ließ die Tapferkeit der österreichischen Soldaten aller Zungen aufleuchten (Die „Batterie der Toten"). Der Erste Weltkrieg hat dann von der Armee der Österreichisch-Ungarischen Monarchie Gewaltiges verlangt und Teile des Heeres — nicht bloß deutschsprachige — kämpften noch an der italienischen Front, als es bereits kein Österreich mehr gab.

Wichtiger noch als die rein militärische Geschichte des österreichischen Heeres ist seine kulturelle Geschichte. Die alt-österreichische Wehrmacht hatte ihre Fehler und Mängel und je mehr man in den letzten Jahrzehnte ihres Bestandes versuchte, sie der preußischen anzugleichen, umso deutlicher traten diese in Erscheinung, aber es muß doch darauf hingewiesen werden, daß sie durchaus nicht so kastenabge-

schlossen und „militaristisch" war wie die preußische Armee. Niemals stellte man in Österreich einen Leutnant an Rang über die höchsten Zivilbeamten wie unter Friedrich Wilhelm I. von Preußen, niemals wurde das österreichische Offizierskorps als alleinige Domäne des Adels betrachtet. Schon unter Maria Theresia und Joseph II. konnten einfache leibeigene Bauern Offiziersstellen erlangen und adelig werden. Im Hofkriegsrat (so hieß damals das Kriegsministerium) gab es unter Joseph II. bedeutend mehr bürgerliche Beamte als adelige. Die österreichische Armee besaß das eigenartige und wohl kaum zu übertreffende Privileg, einen militärischen Orden für „Ungehorsam" zu besitzen, den Militär-Maria-Theresien-Orden, der von der großen Kaiserin nach der Schlacht bei Kolin gestiftet worden war. Er wurde an Offiziere für eine Tat verliehen, die entscheidend zum Sieg beitrug und die ohne oder sogar gegen den ausdrücklichen Befehl der Vorgesetzten begangen worden war. Das gerade Gegenteil eines „sturen Kadavergehorsams", wie ihn etwa Heinrich v. Kleist im „Prinzen von Homburg" zeichnet.

Aus den Reihen des österreichischen Heeres sind auch eine Reihe bedeutender österreichischer Dichter hervorgegangen. Viele österreichische Offiziere verbrachten ihre Freizeit mit einer Liebhaberei, sei es Malen, Musizieren oder Dichten. Solche Dichter-Offiziere waren z. B. **Prokesch-Osten** (zugleich Staatsmann und Geschichtsschreiber), **Schönhals** (der Biograph Radetzkys im italienischen Feldzug mit blendendem Stil), **Ferdinand von Saar** und **Stephan Milow.** Der „Landsknecht" **Friedrich v. Schwarzenberg** brachte farbensprühende Reiseschilderungen zu Papier und **Karl v. Torresani** wurde einer der Vertreter

des österreichischen Naturalismus. Auch der große österreichische Klassiker **Rainer Maria Rilke** trug eine Zeitlang den Soldatenrock. Ebenso war der Verteidiger des revolutionären Wien gegen die kaiserlichen Truppen, **Cäsar Wenzel Messenhauser** (erschossen am 16. November 1848), einer jener dichtenden Offiziere des alten Heeres. Das österreichische Bundesheer der Ersten Republik hat sich dann bemüht, die Überlieferung der alten Wehrmacht weiterzuführen. Auch ein neues österreichisches Bundesheer müßte, unter vollster Berücksichtigung der demokratischen Ausgestaltung der Heeresorganisation, wie sie dem Heute entspricht, die guten (nicht mangelhaften) Seiten des österreichischen Heeres zum Vorbild nehmen.

Heilige

Österreich besitzt nicht bloß große, sondern auch heilige Männer und Frauen. Und wer als Nicht-Katholik auch die Heiligkeit nicht ehrt, muß die Größe der Menschen ehren, von denen wir hier sprechen. Es würde zuviel Raum einnehmen, eingehend über Leben und Werke all der Heiligen zu berichten. Wir müssen uns mit der notdürftigsten Namensnennung und den einfachsten Erklärungen begnügen.

Noch aus der römischen Zeit dringen die Namen der Heiligen **Maximilian** (Fest am 12. Oktober, Gründer der Kirche von Lorch=Laureacum), **Cassian** (Fest: 13. August, Bischof von Säben in Südtirol), **Florian** (Fest: 4. Mai, römischer Beamter, Märtyrer unter Kaiser Diokletian 303), **Romedius** (Fest: 15. Jänner, Einsiedler aus dem Unterinntal bei Thaur),

und **Valentin** (Fest: 7. Jänner, Bischof in Passau, gestorben um 472 in Mais bei Meran) an unser Ohr. Durch die Lebensbeschreibung seines Schülers Eugippius ist uns das Leben des heil. **Severin** (Fest: 8. Jänner) ganz nahe gebracht. Zur Zeit der ausgehenden römischen Herrschaft in den österreichischen Ländern wirkte er als Schutzwehr und Hort der keltoromanischen Bevölkerung gegen die einbrechenden Germanen. Sein Lieblingsaufenthalt war Favianis, das heutige Mautern. Severin wird sehr oft falsch gesehen. Er war nicht bloß Mönch, sondern übte auch die Funktion eines römischen Verwaltungsbeamten in Noricum aus. Er predigte den Germanen nicht das Christentum, er stärkte bloß die bereits christliche Landesbevölkerung darin. Am bekanntesten ist sein Zusammentreffen mit dem Häuptlingssohn Odowakar, der dann König in Italien wurde. Severin starb 482. Nach seinem Tod räumte Odowakar die österreichischen Donauländer und zog die römische Verwaltung ab, es wäre aber falsch, daraus einen völligen Abzug der Römer zu konstruieren, wie es oft geschieht: die einheimischen Keltoromanen blieben im Land.

Aus dem frühen Mittelalter begegnen uns eine Reihe weiterer Heiliger: **Ingenuin** (Fest: 5. Februar, Bischof von Säben), **Kolumban** (Fest: 21. November, aus Irland gebürtig, predigte den Alemannen in der heutigen Schweiz und Vorarlberg), **Gallus** (Fest: 16. Oktober, predigt in Vorarlberg und gründete St. Gallen in der Schweiz); **Rupert** (Fest: 24. September, Bischof und Landespatron von Salzburg); **Ehrentraud** (Fest: 4. September, Nichte des hlg. Rupert); **Vitalis** (Fest: 20. Oktober, Bischof von Salzburg als Nachfolger des hlg. Rupert); **Magnus** (Fest: 6. September, Prediger des Christentums am Bodensee und im

Allgäu); **Amandus** (Fest: 6. Februar, Missionär in Kärnten); **Domitian** (Fest: 5. Febr., der Legende nach Herzog der Slawen in Kärnten, Förderer des Christentums); **Johannes** (Fest: 16. Februar, Bischof in Salzburg); **Pirmin** (Fest: 3. November, Bischof und Reorganisator des klösterlichen Lebens in Oberösterreich, Stadtpatron von Innsbruck); **Modestus** (Fest 5. Febr., Prediger in Kärnten unter dem Herzog Chettimar); **Virgil** (Fest: 27. November, Bischof in Salzburg und Förderer des Kultes des hlg. Rupert, Rupprechtkirche in Wien 783, Freund des Bajuwarenherzogs Thassilo III., des Stifters von Kremsmünster); **Arno** (Fest: 24. Februar, 1. Erzbischof von Salzburg); **Eusebius** (Fest: 31. Jänner, schottischer Herkunft, Einsiedler in Rankweil in Vorarlberg, predigt gegen die Entweihung des Sonntags und wird deshalb erschlagen); **Agatha Hildegardis** (Fest: 5. Februar, der Legende nach Markgräfin von Prosnica im Jauntal, noch heute werden an ihrem Festtag die Hildegardstriezel verteilt); **Gerold** (Fest: 19. April, aus rätischem Hause, Einsiedler im Walgau bei Feldkirch); **Pilgrim** (Fest: 31. Mai, Bischof von Passau, aus dem Hause der Grafen von Pöchlarn, Verbreiter des Christentums in Ungarn, von ihm wird die ungarische Herzogsfamilie, darunter der spätere König Stephan der Heilige, getauft; der Überlieferung nach ließ er auch von seinem Schreiber Konrad das Nibelungenlied in lateinischer Fassung aufzeichnen; im Nibelungenlied erscheint er als der Oheim Kriemhilds); **Wolfgang** (Fest: 31. Oktober, Bischof von Regensburg, Prediger des Christentums in Ober-, Niederösterreich und Ungarn, stirbt 994 im Dorfe Pupping in Oberösterreich); **Gebhard** (Fest: 24. August, Bischof von Konstanz, aus dem Geschlecht der Grafen von Hohenbregenz); **Albuin** (Fest: 5. Februar,

Bischof von Säben, Sohn der hlg. Agatha Hildegardis, verlegt den Sitz des Bistums nach Brixen).

Das Hochmittelalter schenkt Österreich weitere Heilige. An erster Stelle den ältesten Landespatron **Koloman** (Fest: 13. Oktober, schottischer oder irischer Herkunft, auf der Rückkehr von der Wallfahrt nach Jerusalem 1012 bei Stockerau als angeblicher ungarischer Spion von der Bevölkerung gelyncht); ferner: **Hartwig** (Fest: 14. Juni, aus dem Hause der Grafen von Sponheim, Erzbischof von Salzburg, gest. 1023); **Hemma** (Fest: 29. Juni, geb. 983 als Tochter des Grafen von Peilstein, verm. mit dem Grafen von Friesach und Zeltschach, Stifterin von Gurk und Admont, gest. 29. Juni 1045. Ihr Kloster Gurk wurde 1072 zur Stiftung des gleichnamigen Bistums verwendet, das 1787 nach Klagenfurt übertragen wurde); **Baldwin** (Fest: 8. April, Erzbischof von Salzburg 1041—1060); **Gebhard** (Fest: 16. Juni, Erzbischof von Salzburg, nicht zu verwechseln mit Gebhard v. Konstanz, im Streit zwischen Kaiser und Papst auf Seite des letzteren, 1077—1086 aus seiner Diözese verbannt, gest. 1088 in Werfen, begraben in Admont); **Adalbero** (Fest: 6. Oktober, geb. um 1010 aus dem Hause der Grafen von Lambach-Wels, Bischof von Würzburg, Stifter von Lambach, wo er am 6. Oktober starb und begraben wurde); **Altmann** (Fest: 8. August, Bischof von Passau, enger Mitarbeiter Papst Gregors VII. im Kampfe gegen den König, Stifter von Göttweig und Lehrer des hlg. Markgrafen Leopold III. von Österreich, gest. 8. August 1091); **Thiemo** (Fest: 28. September, Erzbischof von Salzburg, auf dem 1. Kreuzzug am 28. September 1102 von den Mohammedanern getötet); **Leopold III.** (Fest: 15. November, Landespatron von Österreich, geb. 1073 in Melk, Markgraf 1096—1136,

Gründer von Klosterneuburg und Heiligenkreuz, 1485 heiliggesprochen); **Berthold** (Fest: 29. Juli, Abt von Garsten, gest. 1142); **Konrad** (Fest: 22. März, Abt von Mondsee seit 1127, Wiederhersteller der gesunkenen Klosterzucht, von Feinden am 15. Jänner 1145 überfallen und erschlagen); **Eberhard** (Fest: 22. Juni, Erzbischof von Salzburg, 1147—1164); **Hartmann** (Fest: 23. Dezember, Bischof von Brixen 1140—1164, im Kampf zwischen Kaiser Friedrich Barbarossa und Papst Alexander III. auf Seite des Papstes); **Gerhoch** (Fest: 27. Juni, Abt von Reichersberg 1132—1169, Organisator der Kirche in der Mark Pitten im südöstlichen Niederösterreich); **Hyacinth** (Fest: 17. August, Dominikaner aus Polen, Gründer des Dominikanerklosters in Friesach 1218, gest. in Krakau 1257); **Wilburgis** (Fest: 11. Dezember, Einsiedlerin bei St. Florian in Oberösterreich 1248—1289, wallfahrtete nach Santiago die Compostella in Spanien); **Engelbert** (Fest: 12. Mai, Abt von Admont in Obersteiermark 1297—1313, einer der bedeutendsten Geschichtsschreiber und Gelehrten des mittelalterlichen Österreich); **Notburga** (Fest: 13. September, geb. 1268 in Rattenberg in Tirol, Dienstmädchen, gest. 1313); **Johann v. Capestran** (Fest: 28. März, geb. 1386 in Süditalien, Franziskanermönch, Prediger im großen Türkenkrieg, seit 1451 in Österreich, wo er auch in Wien predigt, Capestrankanzel an der Stephanskirche, Mitstreiter in der großen Schlacht bei Belgrad vom 22 Juli 1456, in der der ungarische Reichsverweser Johann Hunyadi die Türken aufs Haupt schlägt, stirbt schon am 23. Oktober des gleichen Jahres, 1724 heiliggesprochen. Die allgemein gebräuchliche Namensform Capistran ist f a l s c h, vgl. Ernst Tomek: Kirchengeschichte Österreichs, II. Bd. S. 26, Innsbruck, 1949).

In der Neuzeit finden wir folgende Heilige, die entweder Österreicher waren oder auf österreichischem Boden lebten und wirkten: **Stanislaus Kostka** (Fest: 13. November, aus polnischem Adel am 28. Oktober 1550 geboren, studiert in Wien und hat hier in seiner Krankheit die Erscheinung der hlg. Barbara, die ihm die Kommunion reicht, tritt später in den Jesuitenorden ein und stirbt in Rom 1568. Sein Krankenzimmer in Wien, I. Seitzergasse 3, ist heute Kapelle, heiliggesprochen 1726); **Magdalena** (Fest: 11. September, geboren 14. August 1532 in Innsbruck als Tochter Kaiser Ferdinands I., Schülerin des hlg. Petrus Canisius. Seit 1564 im Kloster zu Hall in Tirol, gest. 11. September 1590 in Hall); **Petrus Canisius** (Fest: 27. April, Kirchenlehrer, Jesuit, geb. 8. Mai 1521 in Nymwegen in den damals habsburgischen Niederlanden, Gründer des Jesuitenkollegiums in Wien, Lehrer an der Wiener Universität, 1554/1555 Verweser des Bistums Wien, Verfasser des berühmten, noch heute gebrauchten „Römischen Katechismus", später in Tirol, wo er Jesuitenniederlassungen in Innsbruck und Hall gründet, stirbt 1597 in Freiburg in der Schweiz); **Johann Olgivie** (Fest: 10. März, geb. 1580 in Schottland, Jesuit, Lehrer an der Jesuitenschule in Graz, Glaubensprediger in Schottland, wo er am 10. März 1615 am Galgen starb); **Markus Körösi** (Fest: 7. September, kroatischer Herkunft, studiert in Wien, später in Graz, wird in Rom Priester und von Kardinal Pazmany zum Domherrn von Gran und Verwalter der Abtei Szeplak bei Kaschau ernannt. In der Nacht vom 6. auf den 7. September 1619 in Kaschau von Kalvinern getötet, 1905 seliggesprochen); **Laurentius von Brindisi** (Fest 7. Juli, Kapuziner, geb. 22. Juli 1559, Gründer der ersten Kapuzinerklöster in Wien und Graz, Feldprediger

im Türkenkrieg, vor allem in der siegreichen Schlacht von Stuhlweißenburg am 11. Oktober 1601, später Ordensgeneral, stirbt zu Lissabon am 22. Juli 1619; er sprach fließend lateinisch, griechisch, italienisch, deutsch, tschechisch, französisch, spanisch, und hebräisch. Seine hinterlassenen Werke umfassen 14 Foliobände); **Johannes Sarkander** (Fest: 17. März, geb. 1576 zu Skotschau im damaligen Österr.-Schlesien, studiert in Prag und Graz, seit 1616 Pfarrer in Holleschau in Mähren, gest. am 17. März 1620 im Kerker zu Olmütz als Märtyrer des Beichtsiegels und 1860 seliggesprochen); **Fidelis** (Fest: 24. April, Kapuziner, geb. 1577 in Sigmaringen, ursprünglich Rechtsgelehrter in Ensisheim, dem Sitz der Regierung von Vorderösterreich, seit 1611 Ordensmann, Guardian zu Feldkirch in Vorarlberg, Prediger gegen den Kalvinismus in der Schweiz, nach einer Predigt in Seewis erschlagen; der erste Märtyrer seines Ordens); **Josaphat Kunzewitsch** (Fest: 14. November, geb. um 1580 in Wolhynien, mit 24 Jahren Basilianermönch, seit 1609 Priester, 1614 Archimandrit-Abt im Kloster zu Wilna, Vorkämpfer der Union mit Rom, später Erzbischof von Polozk, 1623 ermordet und in den Fluß geworfen. Sein Leichnam heute in der St. Barbara-Kirche in Wien, I. Postgasse); **Dominikus** (Fest: 16. Febr., Karmelitermönch, gebürtiger Spanier, Vertrauter Kaiser Ferdinands II., in dessen Armen er am 16. Febr. 1630 starb, Mithelfer in der Schlacht am Weißen Berge bei Prag. Von ihm wurde das Bild „Maria mit dem geneigten Haupte" nach Österreich gebracht, wo es jetzt noch in der Karmeliterkirche Wien-Döbling verehrt wird. In derselben Kirche ruht auch der Leichnam des Heiligen); **Heinrich Gaßner** (Fest: 17. September, geb. 1610, seit 1649 Stiftsdekan im Chorherrenstift

Spital am Phyrn. Nach heiligmäßigem Lebenswandel gest. in der Nacht vom 16. auf den 17. September 1684); **Markus d'Aviano** (Fest: 13. August, Kapuzinermönch, Freund und Ratgeber Kaiser Leopolds I., geb. 17. November 1631 in Friaul, Prediger in Italien, Österreich, Frankreich, Belgien und den Niederlanden, 1683 päpstlicher Legat beim Entsatzheer und Mitstreiter in der Schlacht auf dem Kahlenberg, gest. 13. August 1699 im Wiener Kapuzinerkloster); **Liberat** (Fest: 3. März, Franziskanermissionär, gest. 3. März 1716 in Abessinien); **Klemens Maria Hofbauer** (Fest: 15. März, geb. 26. Dezember 1751 in Südmähren, Bäckerlehrling in Znaim, Pilger nach Rom, tritt bei den Redemptoristen ein und wird 1786 zum Priester geweiht, wirkt in Warschau und kommt 1808 nach Wien, wo er gewaltigen Einfluß auf die geistige Entwicklung nimmt; er sammelt um sich einen Kreis von Dichtern, Gelehrten und Forschern und stirbt am 15. März 1820. Zuerst in Maria-Enzersdorf begraben, ruht jetzt sein Leib in der Kirche Maria-Stiegen in Wien. Stadtpatron von Wien); **Josef Passerat** (Fest: 23. April, Redemptorist, Schüler des hlg. Klemens Maria Hofbauer, geb. 1772 in Joinville, seit 1820 Nachfolger seines Meisters in Wien, verbreitet die Kongregation der Redemptoristen in Österreich, seit 1848 in Belgien, gest. 30. Oktober 1858 in Tournai); **Engelbert Kolland** (Fest: 6. Juli, Franziskanermärtyrer, gest. 10. Juli 1860 in Damaskus); **Agnes Klara Steiner** (1813—1862, aus Taisten im Pustertal, Franziskanerin in Assisi, Verfasserin der Regel der gemilderten Klarissinnen, Ratgeberin von Papst Pius IX, Seligsprechungsprozeß 1944 beendet); **Johann Bapt. Stöger** (Fest: 3. November, Redemptoristenbruder, geb. 4. Oktober 1810 in Enzersfeld bei Korneuburg in Niederösterreich, Klosterbruder in

Maria am Gestade, gest. nach heiligmäßigem Leben am 3. November 1883); **Franz Joseph Rudigier** (Fest: 29. November, Bischof von Linz, geb. 6. April 1811 in Parthenen in Vorarlberg, 1845—1848 Studiendirektor an der höheren Priesterlehranstalt St. Augustin in Wien und Hofkaplan, später Domherr in Brixen, seit 1852 Bischof von Linz. Glühender Patriot und Österreicher, 1869 wegen eines Hirtenbriefes zu 14 Tagen Gefängnis verurteilt, aber vom Kaiser begnadigt. Am 1. Mai 1862 legt er den Grundstein zum neuen Linzer Dom zu Ehren der Unbefleckten Empfängnis Mariä. Gest. am 29. November 1884); **Josef Freinadametz** (Fest: 28. Jänner, geb. 15. April 1852, Missionär in China, 1900 Provinzialoberer für Süd-Schantung, gest. 28. Jänner 1908); **P. M. Anton Schwartz** (1852—1929), Stifter der Kongregation der Arbeiterpriester); **Arnold Janssen** (Fest: 15. Jänner, geb. 1837 im Rheinland, Begründer der Steyler Missionsgesellschaft, erwirbt die österreichische Staatsbürgerschaft und begründet 1889 das Missionshaus St. Gabriel bei Mödling in Niederösterreich, sowie das Haus St. Rupert bei Bischofshofen in Salzburg, gest. 15. Jänner 1909); endlich **Wilhelm Janauschek** (Fest: 30. Juni, Redemptoristenpater, geb. 19. Oktober 1859 in Wien. 1882 Priester, 1901 Provinzial der Redemptoristen, Rektor in Wien-Hernals, Maria Stiegen und Leoben, gest. 30. Juni 1926).

Es ist eine reiche Fülle von Männern und Frauen, deren Namen wir hier nennen durften. Wir möchten im Anschluß daran darauf hinweisen, daß es unsere Pflicht ist, das Andenken an sie zu bewahren. Dies können wir am besten tun, wenn wir unseren Kindern die Namen von österreichischen Männern und Frauen geben, die ihnen Vorbilder sein können. Es ist besonders in letzten Jahren die

Unsitte eingerissen, den Kindern alle möglichen fremden, vor allem auch Namen zu geben, die deutlich ihre Herkunft vom anti-österreichischen, rassischen Affekt verraten (z. B. Horst, Siegrune u. ä. m.) Ihnen gegenüber nennen wir unsere Kinder wieder nach alter österreichischer Sitte: Karl, Franz, Josef, Maria, Johannes, Theresia, Magdalena usw.

Heiliges Römisches Reich deutscher Nation

Einer der beliebtesten Ausdrücke im Munde vieler Redner und Schriftsteller ist der vom „Heiligen Römischen Reich deutscher Nation". Es ist notwendig, uns hier mit der Frage zu befassen, wie es sich damit eigentlich verhält.

Das Heilige Römische Reich war jenes universale Gebilde des Mittelalters, das — mit modernen staatsrechtlichen Begriffen nicht meßbar — am Weihnachtstag 800 geschaffen wurde, als Papst Leo III. dem Frankenkönig Karl dem Großen die Kaiserkrone auf das Haupt setzte (vgl. Kaisertum). Dieses Gebilde wurde in der ersten Zeit einfach „Imperium" (= Reich) oder „Sacrum Imperium" (= Heiliges Reich) oder „Imperium Romanum" (= Römisches Reich) genannt. Denn nach der Geschichtsphilosophie des Mittelalters handelte es sich nicht um ein neues Reich, es handelte sich auch nicht um irgend ein nationalstaatliches Imperium, sondern einfach um die Wiederherstellung des alten Römischen Reiches, das im Osten noch immer bestand (vgl. Byzanz) und das im Westen nur dadurch nicht in Erscheinung getreten war, weil es seit der Absetzung des jugendlichen Herrschers Romulus Augustulus

durch den späteren König Odowakar im Jahre 476 keinen Kaiser des Westens mehr gegeben hatte. Dieser Gedanke der „renovatio imperii“ (= Wiederherstellung des Reiches) ist besonders unter **Otto III.** (983—1002) lebendig geworden. Die beiden Ausdrücke „Sacrum Imperium“ und „Romanum Imperium“ verschmelzen in der Mitte des 13. Jahrhunderts (ganz genau seit König Wilhelm von Holland, etwa um 1254) zur Bezeichnung „Sacrum Imperium Romanum“ (=Heiliges Römisches Reich). Also auch dieser Begriff ist noch hochmittelalterlich. Er wird aber ohne den Zusatz „deutscher Nation“ gebraucht. Erst im Jahre 1442 finden wir in der sogenannten Reformation Kaiser Friedrichs IV. den Ausdruck „Römisches Reich und deutsche Lande“. 1512 taucht zum erstenmal die volle Form „Heiliges Römisches Reich deutscher Nation“ auf. Sie bedeutet aber etwas ganz anderes, als was heute in sie hineingedeutet wird. Karl Zeumer hat schon 1910 darüber geurteilt: „Soll durch den Zusatz ‚deutscher Nation‘ die Herrschaft der deutschen Nation oder ihrer Beherrscher über das Römische Reich angedeutet werden? Das ist völlig ausgeschlossen. Schon der Umstand, daß die Bezeichnung ‚Reich deutscher Nation‘ die ältere ‚Reich und deutsche Nation‘ ersetzt und gleichbedeutend mit ihr gebraucht wird, macht es im hohen Grad wahrscheinlich, daß hier wie dort nur der deutsche Teil des Reiches hervorgehoben werden soll. Das ‚Römische Reich deutscher Nation‘ ist das Römische Reich, soweit und insofern es deutscher Nation, d. i. deutscher Nationalität, ist. Die Bezeichnung enthält eine territoriale Einschränkung des Romanum Imperium“ (vgl. Heiliges Römisches Reich deutscher Nation. Eine Studie über den Reichstitel. IV. Band, Heft 2 der „Quellen und

Studien zur Verfassungsgeschichte des Deutschen Reiches", Weimar, 1910, S. 20). Tatsächlich verschwindet der Ausdruck „Heiliges Römisches Reich deutscher Nation" aus dem öffentlichen Gebrauch gegen Ende des 16. Jahrhunderts wieder. Dagegen wird von den Staatsrechtslehrern des 17. Jahrhunderts, also der Zeit, in der die Ausbildung des modernen fürstenabsolutistischen Beamtenstaates erfolgte, diese Bezeichnung im Sinne eines Herrschaftsanspruches über das gesamte „Heilige Römische Reich" aufgefaßt Der erste, der diese Meinung vertritt, ist **Limäus** in seinem „Jus publicum" (1629). Aber noch hundert Jahre später sagt **J. J. Moser** darüber (1766): „Es ist und bleibt eine angenommene Redensart, welche weder nutzet noch schadet". Und es ist interessant zu beobachten, daß im gleichen Zeitraum, in dem sich der Ausdruck „Heiliges Römisches Reich deutscher Nation" als Zeichen einer Abkehr vom mittelalterlichen Universalismus ankündigt, in den österreichischen Kanzleien und im Munde des Österreichers der Brauch aufkommt, Österreich deutlich gegen dieses Reich abzugrenzen und die alten „Erbländer" dem „Reich" gegenüberzustellen (vgl. Otto Brunner: Adeliges Landleben und europäischer Geist, Salzburg, 1949, S. 229).

Die Bezeichnung „Heiliges Römisches Reich deutscher Nation" in dem Sinne, in dem sie heute in vielen Schriften aufscheint, wurde zuerst wieder von **Karl Friedrich Eichhorn** im Jahre 1812 verwendet. Dann übernimmt sie der bekannte Historiker **Johann Böhmer** und endlich wird sie durch **Julius Ficker** (bekannt durch seinen Streit mit Sybel über die Bedeutung des mittelalterlichen Kaisertums) in der historischen Literatur populär. Sie ist aber niemals der amtliche Name des mittel-

alterlichen Reiches gewesen. Mit Recht sagt daher Karl Zeumer (a. o. a. o. S. 38), es könne sich „kaum jemand der Überzeugung verschließen, daß ernsthafte wissenschaftliche Historiker den Ausdruck in der seit Eichhorn und Ficker hergebrachten Weise nicht mehr verwenden dürfen. Länger freilich wird es dauern, bis man auch in der populären und Schulliteratur auf den Gebrauch der so gelehrt klingenden und voll tönenden Phrase verzichten wird". Wir fügen dem nur hinzu, daß seit 1910 schon genug Zeit verflossen ist, um die Bezeichnung „Heiliges Römisches Reich deutscher Nation" oder „Römisch-deutsches Reich" durch den der historischen Wirklichkeit allein entsprechenden Ausdruck „Heili es Römisches Reich" zu ersetzen.

Heilquellen

Wir bringen im nachstehenden ein Verzeichnis der wichtigsten österreichischen Heilquellen:

a. Einfache kalte Quellen:

Barbarabad bei Grades (Metznitztal, Kärnten)
Grünmoos bei St. Jakob (Bez. Lienz, Osttirol)
Bad Iselberg bei Dölsach (Mölltal, Kärnten)
Bad Jungbrunnen bei Lienz(Osttirol)
Kirchschlag bei Urfahr (Oberösterreich)
Medraz bei Fulpmes (Tirol)
Roßbad, Bez. Bregenz (Vorarlberg)
St. Veit („Vitusbad") an der Glan (Kärnten)
St. Wolfgang-Bad Fusch (Salzburg)

b. Einfache warme Quellen:

Bad Gastein (Salzburg)
Fischau (Niederösterreich)
Hintertux (Bez. Innsbruck, Tirol)
Hofgastein (Salzburg)
Tobelbad (Steiermark)

Warmbad Villach (Kärnten)
Bad Vöslau (Niederösterreich)

c. Einfache Säuerlinge:

Bad Gleichenberg (Steiermark)

d. Erdige Säuerlinge:

Obladis dei Landeck (Tirol)
Sulzegg-Sauerbrunn (Bez. Leibnitz, Steiermark)
Thalheim, Bez. Judenburg (Steiermark)
Weißenbach (Lavanttal, Kärnten).

e. Alkalische Quellen:

Deutsch-Kreutz (Burgenland)
Eisenkappel (Kärnten)
Bad Gleichenberg (Steiermark)
Kalsdorf bei Graz (Steiermark)
Preblau (Lavanttal, Kärnten)
Sauerbrunn (Burgenland)
Sulz bei Güssing (Burgenland)
Tuffbad im Lessachtal (Kärnten)
Bad Vellach (Kärnten)

f. Kochsalzquellen:

Bad Abtenau (Salzburg)
Bad Aussee (Steiermark)
Bad Hall (Oberösterreich)
Hall in Tirol
Hallein (Salzburg)
Hallstatt (Oberösterreich)
Bad Ischl (Oberösterreich)
Salzerbad, Gemeinde Kleinzell (Bez. Hainfeld, Niederösterr.)
Wels (Oberösterreich)

g. Bitterquellen:

Grins (Bez. Landeck, Tirol)
Häring (Franziska-Bad) bei Kufstein (Tirol)
Mehrn bei Brixlegg (Tirol)
Mitterndorf (Bez. Gröbming, Steiermark)
Mödling (Niederösterreich)

h. Eisenquellen:

Andelsbuch (Vorarlberg)
Bad Burgwies (Bez. Zell a. See, Salzburg)
Bad Einöd bei Neumarkt (Steiermark)

Bad Igelsberg bei Winklern (Bez. Spital a. d. Drau, Kärnten)
Kitzbühel (Tirol)
Kobersdorf (Burgenland)
Ladendorf bei Mistelbach (Niederösterreich)
Maria Luggau i. Lessachtal (Kärnten)
Maximilianbad bei Hötting (Tirol)
Mellau bei Bregenz (Vorarlberg)
Bad Pyrawarth (Bez. Gänserndorf, Niederösterreich)
Bad Tatzmannsdorf (Burgenland)
Bad Vellach (Kärnten)

Schwefelquellen:

Baden bei Wien (Niederösterreich)
Bad Burgwies bei Zell a. See (Salzburg)
Bad Deutsch-Altenburg (Niederösterreich)
Fieberbrunn (Tirol)
Goisern (Oberösterreich)
Hohenems (Bad Schwefeck, Vorarlberg)
Hopfleben (Bez. Bregenz, Vorarlberg)
Bad Ischl (Oberösterreich)
Ladis (Unterladis), (Tirol)
Längenfeld (Bez. Imst, Tirol)
Leitha-Prodersdorf (Burgenland)
St. Leonhard i. Lavanttal (Kärnten)
Mehrerau (Bez. Bregenz, Vorarlberg)
Nofels bei Altenstadt (Bez. Feldkirch, Vorarlberg)
Obladis (Tirol)
Bad Schallerbach (Oberösterreich)
Bad Scharten bei Efferding (Oberösterreich)
Schattwald (Bez. Reutte, Tirol)
Schnifis (Bez. Feldkirch, Vorarlberg)
Wien (Pfaun'sches Bad, XII. Bez.)
Windischgarsten (Püriglerbad, Oberösterreich)
Wöschach, (Steiermark).

Industrieentwicklung

Die industrielle Entwicklung Österreichs ging denselben Weg wie die der übrigen Länder Europas. Über den Großhandel gelangte man im Zeitalter des Merkantilismus, dessen Herold der Franzose Colbert war und der auch in Österreich von namhaften

Männern (siehe Volkswirtschaftslehrer) vertreten wurde, zur Begründung von „Manufakturen", wie die Fabriken in der ältesten Zeit genannt wurden. Sie zeichneten sich in erster Linie dadurch aus, daß sie von der noch aus dem Mittelalter stammenden Zunftordnung durch landesfürstliche Privilegien, genannt „Privativa", befreit waren. Diese ersten Manufakturen gehörten vor allem der Textilbranche an: Verlagssystem und Hausindustrie wurden von den ersten „Fabrikanten" der meist nicht besonders großen Fabriken gepflegt. Kaiser Karl VI. riß dann durch die „Schutzdekrete" von 1725 eine zweite Lücke in die alte Wirtschaftsordnung. Um die Produktion zu heben, griff man zu allen Mitteln: Prämien, Berufung ausländischer Facharbeiter, Errichtung von Fachschulen (Spinn- und Webschulen) und schließlich im Fall des Versagens einzelner Unternehmungen zur Übernahme dieser Fabriken in den Staatsbesitz. Um den Handel innerhalb der österreichischen Monarchie zu fördern, erfolgte am 15. Juli 1775 die Aufhebung der meisten Zwischenzollinien der einzelnen Kronländer. Von diesem Augenblick an bildete die gesamte Monarchie im wesentlichen ein einheitliches Wirtschaftsgebiet. Um der Industrie den einheimischen Markt zu sichern, ging die Regierung zur schärfsten Schutzzollpolitik über (Zollordnung vom 27. August 1784). Das Toleranzedikt von 1781 brachte die Einwanderung zahlreicher kapitalkräftiger Nicht-Katholiken mit sich, infolge dessen sich die industrielle Entwicklung des josephinischen Österreich beschleunigte. Eine Reihe von Gewerben (Textilindustrie, Metallgewerbe, Orgel- und Instrumentenfabrikation) wurden nunmehr dem Zunftzwang völlig entzogen. Seit 1785 ging der Staat auch dazu über, Unternehmen zu subventionieren.

Trotzdem kann man zur Zeits Josephs II. noch nicht von einer richtigen Großindustrie in Österreich sprechen. Dazu war erst die Einführung des modernen Maschinenwesens notwendig. Vorerst freilich war die Zeit der Napoleonischen Kriege der Vermehrung der Industrie auch schon aus dem Grunde nicht günstig, weil die Regierung in ihrer Sorge um den Einbruch revolutionärer Ideen die Vermehrung der Fabriksbetriebe und damit der Arbeiterschaft zu hindern trachtete. Der Polizeiminister Graf Pergen nannte die Fabriksarbeiter 1794 die „größte Gefahr" für jeden Staat. So kommt es zur Erklärung vom 9. Jänner 1795, es solle „streng darauf gehalten werden, daß die Anlegung neuer Fabriken in der Hauptstadt auf alle Art verhindert, hingegen die Errichtung derselben auf dem Lande begünstigt werde". Dagegen erscheinen die Unternehmer militärgesetzlich begünstigt: von 1791—1804 waren Werkführer, Gesellen und Lehrbuben mit mindestens einjähriger Lehrzeit von der Assentierung ins Heer befreit. Wir können diese Verordnung erst würdigen, wenn wir wissen, daß sich Österreich seit 1792 in dauerndem Krieg mit Frankreich befand, der erst 1798 sein vorläufiges Ende (Friede von Campo Formio) fand. Auch in den folgenden Jahren waren im Schoß der staatlichen Behörden schwere Meinungsverschiedenheiten darüber vorhanden, ob und welche Fabriken in der Hauptstadt zugelassen werden sollten. Aber erst seit 1809 war es wieder erlaubt, sich in Wien und den Vorstädten anzusiedeln. Zu gleicher Zeit wurde „die gesetzmäßig vorgeschriebene Industrialfreiheit zur unabweichlichen Grundlage der Kommerzialleitung" für ganz Österreich erklärt. Freilich brachten die allgemeinen Zeitläufte vorläufig eine Wirtschaftsdepression mit sich. Nach

dem unglücklichen Frieden von Schönbrunn erklärte Österreich 1811 den Staatsbankrott. In dieser Situation sprachen sich selbst Fabrikanten für die Aufhebung der Gewerbefreiheit aus. Über die soziale Lage der Arbeiter um das Jahr 1820 sagt ein Bericht: „Für die Verfertigung eines Stückes Tuches, an welchem ein Tuchmacher samt seinen Angehörigen 14 Tage zu arbeiten hat, erhält er von der Tuchlieferungsgesellschaft 16 Gulden (fl), wovon ihm jedoch nur 8 fl bleiben, da er von den übrigen den Spinnerlohn und seine Werkzeuge herbeischaffen muß. Doch selbst von diesem kargen Lohne, welcher geringer als der eines gemeinen Taglöhners ist, werden ihm Abzüge gemacht, weil gewöhnlich die den Tuchmachern von den Lieferanten gegebene Wolle schlecht ist und überklaubt sowie auch gereinigt werden muß, wodurch sich an der zum Verarbeiten geeigneten Wolle ein bedeutender Abzug ergibt, welchen der Tuchmacher ersetzen muß". Auch die Kinderarbeit war in den österreichischen Fabriken daheim. Hatte Joseph II. Gesetze zum Schutz der Kinder in der Fabriken erlassen (am 20. November 1786), so waren diese Bestimmungen in Vergessenheit geraten. Die Fabrikanten waren sogar stolz darauf, Kinder zu beschäftigen. So heißt es in einer Besprechung der „Vaterländischen Blätter" (1812): „Wie viel Geduld und Aufopferung kostete es, einige hundert kleine Kinder von 6—10 Jahren — die Erwachsenen hielten diese Arbeit für entehrend — mit Spinnarbeit zu beschäftigen". Eine wesentlich andere Situation ergab sich für die Weiterentwicklung der österreichischen Industrie nach 1830. Um dieses Jahr waren die Nachwirkungen der Krise von 1811 verschwunden, die Industrie hatte schon begonnen, sich zu organisieren und selbständige Politik zu machen,

und die Dampfmaschine fand auch in Österreich stärkeren Eingang. 1829 entstand der Böhmische Gewerbeverein, 1837 der Innerösterreichische und 1839 der Niederösterreichische Gewerbeverein. In ihnen sammelten sich die neuen Großindustriellen und in diesen ihren Organisationen fanden sie den Rückhalt im Kampf mit den Kleinbetrieben, der bald einsetzte. Die Maschinen und die Cholera von 1831 hatten die Handwerker in eine Krise gestürzt und sie gaben der neuen Entwicklung die Schuld. Tatsächlich nahm Kaiser Franz I. auf Grund der Vorstellungen der Handwerkerschaft in einem Dekret vom 10. August 1831 gegen die „Überfüllung von Gewerbe- und Handelsbefugnissen" Stellung, „wodurch auch oberflächlich verfertigte Waren erzeugt werden, den Verfall der Industrie mit sich bringen, zur Verarmung der Familien beitragen und auf den öffentlichen und privaten Kredit nachteilig einwirken". Bei der nun folgenden Enquete sprachen sich sieben Länder für und nur eines (Mähren-Schlesien) gegen die bestehende liberale Gewerbeordnung aus; von den befragten 82 Zünften waren allerdings 80 dagegen. Der Kaiser erlebte das Ende des Kampfes nicht. Nach seinem Tod (1835) wurde seinem Nachfolger ein Gewerbekonzessionsgesetzentwurf vorgelegt (1836), der aber niemals Gesetzeskraft erlangte. Als 1840 Kübeck, ein Anhänger noch weitergehender Gewerbefreiheit, als sie bestand, Hofkammerpräsident (= Finanzminister) wurde, zog er den Entwurf zurück und versuchte ihn durch einen neuen zu ersetzen, den er 1846 den Landespräsidien zur Begutachtung zugehen ließ. Es kam zwar vor der Revolution von 1848 zu keiner endgiltige Regelung, aber dafür fand die Frage der Kinderarbeit in den Fabriken eingehende Untersuchung. Die Regierung arbeitete ein Kinderschutz-

gesetz aus, nach dem im allgemeinen Kinder vor dem 12. Lebensjahr nicht zur Arbeit herangezogen werden durften und eine Höchstarbeitszeit (von 12 Stunden täglich) bestimmt wurde. Außerdem wurden eine Reihe weiterer Aufsichtsbestimmungen getroffen. Der Niederösterreichische und der Böhmische Gewerbeverein sprachen sich gegen die meisten der Bestimmungen, insbesondere gegen die Festsetzung einer Höchstarbeitszeit, aus. Trotzdem wurde der Regierungsentwurf im September 1843 der Beratung unterzogen. Die Verhandlungen zogen sich auch hier bis zum Jahre 1848 hin, ohne eine Erledigung zu finden. — Über den Stand der Industrialisierung des vormärzlichen Österreich gibt am besten eine kurze Zusammenstellung der Dampfmaschinen Aufschluß; die erste wurde in der Brünner Feintuchfabrik J. H. Offermann 1816 aufgestellt. Im heutigen österreichischen Staatsgebiet fand sie seit 1826 in Niederösterreich Eingang. Im Jahre 1841 fanden sich in

Niederösterreich	56 Maschinen mit	758 Pferdekräften
Oberösterreich	2 Maschinen mit	12 Pferdekräften
Steiermark	1 Maschine mit	8 Pferdekräften
Tirol	1 Maschine mit	14 Pferdekräften

Über den Nutzen der Maschinen war man geteilter Meinung. Zur Zeit Josephs II. erteilte man Fabrikanten hohe Geldvorschüsse zu ihrer Anschaffung, in den Tagen von Franz I. wurde anfangs diese Politik fortgesetzt (so erhielt 1795 der Tuchfabrikant Tuschner zwei goldene Gedenkmünzen, weil er Maschinen aus dem Ausland durch eigene Initiative eingeführt hatte, und 1806 erklärte die Hofkammer: „Überhaupt kann die Verfertigung von Maschine und die Verwendung derselben nicht gleich einem Handwerk behandelt werden und derjenige, welcher sein ganzes Vermögen und seine morali-

schen Kräfte auf Erfindung oder Anwendung neuer Maschinen verwendet, verdient besondere Rücksicht, wäre es auch nur, um den Geist der Industrie zu beleben und anzueifern"), aber bereits 1803 war eine kaiserliche Entschließung erflossen, in der davon die Rede war, keine Privilegien für Spinnmaschinen mehr zu erteilen, ehe man sich nicht über den Einfluß der Maschinenarbeit auf den Nahrungszustand der ärmeren Klassen der Untertanen ein Bild gemacht habe. Tatsächlich finden wir auch in Österreich ähnliche Bestrebungen wie die der englischen Maschinenstürmer, die die Not der Fabriksarbeiterschaft den neuen Arbeitsgeräten zuschrieben und sie zu zerstören suchten. Am 23. März 1829 mußte die Polizei den Plan einer Gruppe von Tuchmachergesellen in Brünn, die Tuchschermaschine des Herrn von Cochelet zu zerstören, vereiteln. Der Bericht der Polizei sprach übrigens davon, daß die Tuchscherer durch diese Maschine von Arbeitslosigkeit bedroht würden und sich ihnen die menschlich verständliche Sympathie der Bevölkerung zuwende. Und das mährische Landespräsidium zeigte sich wohl über die Leistungen der Maschine befriedigt, bedauerte aber, daß deren Einführung gerade in diese Zeit einer großen Arbeitslosigkeit falle. Sogar noch 1844 (Reichenberg in Böhmen) und 1846 (Wien) kam es zu Arbeiteraufständen gegen die Maschinen, bei denen es Zusammenstöße gab und Fabriksbesitzer und Werkführer tätlich mißhandelt wurden. Freilich konnte die Technisierung der Industrie dadurch nicht verhindert werden. — Über die industrielle Produktion Österreichs vor 1848 sollen nun abschließend noch einige Zahlen genannt werden, um sie mit dem Industriepotential der österreichischen Republik von heute vergleichen zu können. Die Baumwollin-

dustrie blühte bereits im 18. Jahrhundert Die erste Fabrik entstand 1723 in Schwechat. Die berühmte Pottendorfsche Spinnerei wurde 1801 durch den Engländer Johann Thorton ins Leben gerufen. 1828 gab es in Niederösterreich allein 30 Unternehmungen, 1843 waren sie bereits auf 41 angewachsen. In Vorarlberg arbeiteten schon 1796 über 600 Weber. Im Jahre 1828 gibt es bereits 10 Baumwollspinnereien im Lande, die 1843 auf 15 angewachsen sind. In Oberösterreich finden wir die erste Fabrik 1786, 1843 sind es bereits 5, während Tirol zu dieser Zeit 2 Unternehmen zählt. In Innerösterreich (Steiermark, Kärnten, Krain, Küstenland) entsteht eine Fabrik in Graz 1782; im Jahre 1845 finden wir in Steiermark allein deren zwei.

Die Produktion betrug 1841 an Webereien in

Niederösterreich	10.000 Zentner im Wert	2,000.000 fl
Oberösterreich	4.000 Zentner im Wert	320.000 fl
Innerösterreich	5.600 Zentner im Wert	640.000 fl
Tirol u. Vorarlberg	8.400 Zentner im Wert	1,000.000 fl

Die Schafwollerzeugung wurde als Großindustrie erst Ende des 18. Jahrhunderts ins Leben gerufen. Die erste Tuchfabrik auf dem Boden der damaligen Monarchie entstand 1672 in Linz. Ihr Gründer war Christian Sind. Dessen Erben traten sie 1716 an das Wiener Armenhaus ab und dieses verkaufte sie 1722 an die Österreichische Orientalische Kompagnie. Im Jahre 1754 gelangte sie in Staatsbesitz. Damit wurde sie die bedeutendste Wollenzeugfabrik in ganz Mitteleuropa: sie beschäftigte 1784 samt Spinnern und Webern ein Personal von 27.878 Menschen. Seit der Zeit der Franzosenkriege ging es abwärts. Im Jahre 1841 hatte sie nur mehr 12 Beamte, 1074 Diener und Arbeiter und 125 Pensionisten. Im Jahre 1852 löste sie der Staat auf. Da-

neben war als erste Fabrik dieser Art 1815 in Niederösterreich (Rittersfeld) von Nikolaus Leopold The Losen aus Eupen ein Unternehmen entstanden. In Wien arbeitete seit 1810 die bekannte Firma Philipp Haas zuerst nur als Baumwollfabrik. Für das Jahr 1841 betrug die Produktion an Schafwollwaren in

Niederösterreich	382.000 Stück, Wert	7,365.000 fl
Oberösterreich	9.000 Stück, Wert	350.000 fl
Innerösterreich	30.000 Stück, Wert	1,050.000 fl
Tirol	30.000 Stück, Wert	650.000 fl

Eine andere weit verbreitete Industrie war die Leinenweberei. Der Hauptsitz der Fabriken lag in Böhmen und Mähren. In Niederösterreich entstand 1838 die Pottendorfer Spinnerei, die 1845 540 Arbeiter beschäftigte. Oberösterreich hatte eine Reihe von Fabriken in Freistadt, Laßberg und Neumarkt. Für das Jahr 1841 haben wir an Erzeugung in

Niederösterreich	90.000 Stück im Wert von	500.000 fl
Oberösterreich	200.000 Stück im Wert von	1,000.000 fl

Die Seidenindustrie sollte bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts in Niederösterreich eingeführt werden. In Südtirol und Görz war sie schon seit dem Ende des Mittelalters heimisch. Seit Maria Theresia und Joseph II. nahm sie dann mit staatlicher Unterstützung raschen Aufschwung. Bereits 1772 gab es in Niederösterreich 9 Betriebe, in Görz finden wir 1760 23 Seidenzeugmeister und in Südtirol schätzte man die Zahl der Samtwebstühle auf etwa 300. Die Erzeugung von Rohseide betrug um das Jahr 1840 in

Tirol	30.000 Wiener Zentner	(= 15.000 Meterzentner)

Der Wert der Seidenwarenerzeugnisse belief sich ungefähr zur gleichen Zeit in

Wien auf 12,000.000 fl.

Für die Lederindustrie finden wir 1830 in Niederösterreich 14 Betriebe angegeben, in Wien gab es zur selben Zeit 1557 bürgerliche Schuhmachermeister. In Oberösterreich können wir 1809 zusammen 150 Rot- und Weißgerbermeister zählen. Die Ledererzeugung betrug im Jahre 1841 in

Wien	22.000 Zentner	i. Wert v.	2,000.000 fl
Niederösterreich	16.675 Zentner	i. Wert v.	2,029.000 fl
Oberösterreich	15.240 Zentner	i. Wert v.	1,852.000 fl
Steiermark	12.895 Zentner	i. Wert v.	1,698.000 fl
Kärnten, Krain	18.660 Zentner	i. Wert v.	2,394.000 fl
Tirol	28.340 Zentner	i. Wert v.	2,997.000 fl

Die Papierindustrie war vor 1848 noch in den Anfängen und von der Einfuhr aus dem Ausland stark abhängig. In Niederösterreich existierten 1780 schon mehrere Papiermühlen, von denen besonders die in Klein-Neusiedel und Ebergassing (1767 gegründet) zu erwähnen wären. In der Steiermark gab es bereits die Fabriken von Leykam und Kienreich in Graz. Im Jahre 1841 erzeugten die Wiener und niederösterreichischen Papierfabriken 71.125 Zentner im Wert von insgesamt 1,227.693 fl; sie standen damit an erster Stelle in der gesamten Monarchie. Die Erzeugung der steirischen Betriebe belief sich auf 11.265 Zentner im Wert von 199.956 fl. Die 5 Tiroler Fabriken lieferten um 555.683 fl Papier.

Von besonderer Bedeutung erscheint ferner im 19. Jahrhundert das Eisen. In den Alpen wurde es schon in vorrömischer Zeit von Illyrern und Kelten gewonnen. Die Bergleute waren bereits unter Maria Theresia von der Assentierung zum Heer befreit. Die Eisenerzeugung im Jahre 1841 verteilte sich auf

Niederösterreich	20.725 Zentner	(2) Roheisen		
Oberösterreich	34.293	2. Roheisen,	4.914	2. Gußeisen
Steiermark	635.441	2. Roheisen,	30.375	2. Gußeisen

Kärnten	387.425 2. Roheisen,	16.528 2. Gußeisen
Tirol	57.626 2. Roheisen,	17.243 2. Gußeisen

An Betriebsstätten gab es in Nieder-, Oberösterreich, Steiermark, Kärnten und Tirol 1841 zusammen

Hochöfen	60
Kupolöfen	11
Eisen- und Stahlhämmer	344
Puddlingwerke	8
Walzwerke	18
Gußstahlöfen	9
Mechanische Werkstätten	7

Was den Erzberg im besonderen betrifft, so teilten sich seit alters die Vordernberger und die Innernberger Gewerkschaft in den Betrieb. Der untere Teil des Kegels gehörte nach Innernberg, die Kuppe nach Vordernberg. Schon 1625 hatte Kaiser Ferdinand II. die bisher selbständigen „Radgewerken", „Hammergewerken" und „Verleger" (die in Steyr saßen) zum Abschluß einer gemeinsamen Kapitulation genötigt. Die Verwaltung der neugegründeten Innernberger Hauptgewerkschaft stand unter unmittelbarer Aufsicht des kaiserlichen Kammergrafenamtes. Nach vierzig Jahren guter Geschäftsführung stellten sich jedoch schwere Mängel in diesem System heraus und 1669 kam es zu einer Ergänzung der Kapitulation von 1625, durch die die staatliche Kammergrafenbehörde erweiterte Befugnisse erhielt. 1782 gewährte dann Joseph II. der Hauptgewerkschaft die freie Selbstverwaltung. Seit 1798 versuchte nun die „Kanal- und Bergbaugesellschaft", in deren Plänen der Bau eines Kanals zwischen Wien und Triest lag, die Vormacht in der Gewerkschaft zu erlangen und führte schließlich deren Geschäfte. Als sie sich auflöste, folgte 1805—1807 ein staatliches Moratorium, bis 1808 die Gewerkschaft in den Besitz des Staates kam. Seit 1816 leitete die k. k. Innernberger Eisen-

werksdirektion das Unternehmen. Neunzehn Zwanzigstel gehörten dem Staat, ein Zwanzigstel war Privatbesitz. Im Gegensatz zur Innernberger war die Vordernberger Gewerkschaft schon seit dem ausgehenden Mittelalter in Tätigkeit. Im 16. Jahrhundert finden wir sie bereits bei Vertretung gemeinsamen Angelegenheiten vereint auftretend. Seit 1510 hatte sich die „Radmeisterkommunität" (wie die Gesellschaft der Radgewerken genannt wurde) ein gleichförmiges gesellschaftliches Verfahren angewöhnt. 1822 war Erzherzog Johann durch Ankauf eines Radwerkes Mitglied der Radmeistergewerkschaft geworden und er ließ 1824 eine geologische Untersuchung des Erzberges durchführen. Auf das Urteil des Professors Riepl hin, es gäbe nur eine einzige Möglichkeit, den Bergbau ergiebig zu gestalten, nämlich „durch Vereinigung der Vordernberger Gewerken zu einem gemeinschaftlichen zweckmäßigen Tag- und Grubenbau", erfolgte 1825 der Zusammenschluß von 12 Radgewerken. Der Vertrag wurde mit dem 29. Juni 1829 rechtskräftig und von nun an begann der Abbau schneller und billiger vor sich zu gehen. (Vgl. auch das Buch: Dr. Ed. Stepan: Der Steirische Erzberg und seine Umgebung, Wien, 1924). Das Wirtschaftsgebiet, das diesen Industriezweigen — zu denen noch eine Reihe anderer (Glas, chemische Industrie, Zuckererzeugung) kommen, die wir nicht näher besprechen können — zur Verfügung stand, hatte eine Bevölkerung von

28,3 Millionen Menschen im Jahre 1800
26,7 Millionen Menschen im Jahre 1820 und
31,4 Millionen Menschen im Jahre 1840.

Dabei sind die beiden italienischen Provinzen der österreichischen Monarchie (das Lombardo-Venetianische Königreich), die in mancher Beziehung eine

Sonderstellung genossen, in diese Ziffer nicht mit inbegriffen. Von den Beamten, die im Geiste der Industrialisierung wirkten und die so dazu beitrugen, den Übergang Österreichs in die modern-industrielle Welt mit vorzubereiten, sind vor allem drei zu nennen. **Josef Franz Stanislaus Graf v. Herberstein-Moltke** (1757—1816), der sein Leben als Präsident der k. k. Hofkammer beschloß; **Philipp Ritter v. Stahl** (1762—1831), der Präsident der Kommerzhofkommission und seit 1824 Kanzler der Vereinigten Hofkanzlei war, und schließlich **Anton Ritter v. Krauß-Elislago** (geb. 1777, seit 1849 im Ruhestand), der von sich selbst sagte, sein Leben sei „in fortwährenden Kämpfen mit dem Zunft- und Monopolgeiste der Handels- und Gewerbekorperationen verstrichen, welche keine Mittel und Wege unversucht ließen, um dem in der Richtung der allmählichen Befreiung des Handels und der Industrie von verderblichen Hemmungen ihrer gedeihlichen Entwicklung fortschreitenden Geiste der Gesetzgebung Hindernisse aller Art in den Weg zu legen und veraltete Vorurteile geltend zu machen" (Zur Einführung in die Industrieentwicklung Österreichs vor 1848 leistet auch heute noch wertvolle Dienste: Dr. Johann Slokar: Geschichte der österreichischen Industrie und ihrer Förderung unter Kaiser Franz I., Wien, 1914).

Josephinismus

Der Josephinismus ist eine der merkwürdigsten und für die geistige Entwicklung Österreichs folgenschwersten Bewegungen der neueren Zeit. Wir können ihn ganz kurz als katholische Aufklärung im österreichischen Gewand bezeichnen. Seine Eltern sind die gesamteuropäische Auf-

klärung, die in England ihren Anfang nimmt und deren eifrigste Vertreter in Frankreich sitzen; ferner der Jansenismus und das Staatskirchentum, das sich auch in den katholischen Ländern Europas unter dem Einfluß des Absolutismus immer stärker herausgebildet hat (Gallikanismus in Frankreich, Febronianismus in Deutschland). Der Josephinismus ist aber nicht Atheismus. Die Persönlichkeit Josephs II. würde bei einer solchen Behauptung vollkommen verzerrt erscheinen. „Joseph II. selbst war ein gläubiger Katholik, allerdings überzeugt von seinem Herrscherrecht auch der Kirche gegenüber... Wenn man liest, daß er in der Karwoche die Heiligen Gräber in den Wiener Kirchen besuchte und tadelte, daß einmal irgendwo kein Priester vor dem ausgesetzten Allerheiligsten die Anbetung verrichtete, wenn man weiß, daß er sich während seiner Italienreise an dem allzu familiären Gebahren mancher Gläubigen und Kleriker in den Kirchen ernstlich stieß, wird man ihn sogar fromm nennen dürfen. Er wollte keine Irreligiosität; seine Toleranz erstreckte sich auf die christlichen Bekenntnisse, aber nicht auf den Unglauben. Er wollte eine Kirche und eine Religiosität, die seiner Zeit, dem aufgeklärten 18. Jahrhundert, entsprechen und in der Lage sein sollte, die Geister zu befriedigen, die Gemüter zu fesseln und bei den gesteigerten Bildungsbedürfnissen erzieherische Arbeit zu leisten" (Andreas Posch: Vom Weg des Abendlandes, Graz, 1948, S. 170 ff.). Was wir hier vom Kaiser persönlich ausgesagt haben, gilt freilich nicht von jedem seiner Mitarbeiter und hier besitzt auch heute noch in vielen Dingen die beißende Kritik des überaus geistreichen und scharf antijosephinisch eingestellten **Sebastian Brunner** (1814—1893; Hauptwerke gegen den Josephinismus: Die theologische Dienerschaft am

Hofe Josephs II., Mainz, 1868; Die Mysterien der Aufklärung in Österreich, Mainz, 1869) ihre volle Berechtigung. Immerhin werden heute auch von kirchlicher Seite aus die religionspolitischen Maßnahmen des Josephinismus bedeutend ruhiger beurteilt: seine Verdienste um die Katechetik, die Patristik und die liturgische Erneuerung ind anerkannt (vgl. Franz Sissulak S. J.: Das Christentum des Josephinismus, in: Zeitschrift für katholische Theologie, 71. Bd., 1. Heft, 1949, S. 54 ff.). Als „gute Früchte" der josephinischen Zeit werden ferner das richtige, geschichtlich begründete Verstehen der heiligen Messe, der Volksgesang während des Gottesdienstes, das Verlangen nach öfterer heiliger Kommunion und nach Spendung des Altarssakramentes in der Messe bezeichnet (vgl. Johann Zabel: Die Meßfeier in der Dorfseelsorge einst und jetzt, Wien, 1946, S. 84 ff.). Es ist aber interessant zu hören, daß Joseph II. den Antrag, die Messe in deutscher Sprache feiern zu lassen, energisch ablehnte (vgl. A. Vierbach: Die liturgischen Anschauungen des Vitus Anton Winter, München, 1929, S. 33 ff.). Jedenfalls darf Österreich das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, als erstes Land die Wissenschaft der Pastoraltheologie eingeführt zu haben (1774) und in dieser Disziplin auch heute noch maßgebend zu sein (Swoboda: Großstadtseelsorge), wobei insbesondere auf die Arbeit des Wiener Seelsorge-Institutes mit seinen verschiedenen Einrichtungen (u. a. dem Theologischen Laienjahr) hingewiesen werden muß.

Der Josephinismus war aber nicht bloß eine Bewegung, die sich mit dem Verhältnis zwischen Kirche und Staat beschäftigte. Es ist auch die Zeit, in der der österreichische Staatsgedanke eine besondere Ausprägung dadurch erfährt, daß er

nunmehr nicht ausschließlich dynastisch bezogen wird. Durch Heranbildung eines verantwortungsbewußten Beamtentums, eine tadellos funktionierende Staatsmaschinerie, die von Zentralstellen aus gelenkt und kontrolliert werden sollte (vgl. das Stichwort Zentralverwaltung), glaubte der Josephinismus Österreichs Bestand sichern und erhalten zu können. Joseph II. selbst plante nichts geringeres als die Errichtung eines österreichischen Kaiserreiches, wie es dann von seinem Neffen Franz I. im Jahre 1804 tatsächlich geschaffen wurde (vgl. Paul v. Mitrofanov: Joseph II., Wien, 1910, I. Teil, S. 256 ff.). Typisch für diese josephinische Staatsgesinnung bleibt der große Roman „Dya-Na-Sore" (1787) des österreichischen Hauptmanns **Friedrich Wilhelm von Meyern** (1762—1829). Der josephinische Staatsgedanke hat weit über den Tod seines Namensgebers hinweg in der tragenden Schicht des habsburgischen Reiches seine Kraft beibehalten. Erst mit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts werden die bedingungslos österreichischen Traditionen des josephinischen Beamtentums unter Einfluß der von bismarckisch-preußischen Anschauungen beherrschten jungen Hochschulgeneration untergraben. In ähnlicher Weise vollzieht sich unter der Geistlichkeit eine Abkehr vom josephinischen Staatskirchentum, die sich jedoch in der Nachfolge des großen österreichischen Heiligen **Klemens Maria Hofbauer** (vgl. über ihn: P. Adolf Innerkofler: Der hlg. Klemens Maria Hofbauer, ein österreichischer Reformator, Regensburg und Rom, 1913) im durchaus positiv-österreichischen Sinn auswirkt.

Der Josephinismus würde nicht vollständig dargestellt, wenn wir nicht auch noch auf seine Bedeutung für die Donauländer zu sprechen kämen. Wien

erscheint in jenen Jahrzehnten als Ausstrahlungszentrum für alle Teile des habsburgischen Staatenkörpers. „Die Wiener Schulpolitik kam vor allem den Serben und Rumänen zugute. **Theodor Jankovitsch** leitete die nationalen Schulen des Banates in diesem Sinne, schon 1772 werden 5000 Schulbücher in rumänischer und serbischer Sprache verteilt. 1778 gelangte ein Lesebuch in 16.000 Exemplaren zur Ausgabe. Der kroatische Schriftsteller **Relkovitsch** schrieb im Auftrage des österreichischen Kriegsministeriums (des damaligen Hofkriegsrates) populäre Schriften für die Bevölkerung des Militärgrenzgebietes. In den österreichischen Regimentern stiegen Serben, Rumänen und Kroaten, manchmal leibeigene Bauern, bis zu hohen Offiziersstellen hinauf und erhielten den Adel. Auch die italienische und französische Sprache und Literatur fanden in erster Linie über Wien ihren Eingang in den Donauraum. Auch die Weimarer Klassiker zogen zum Teil über Wien und Österreich ein. Wieland und sein österreichischer Erbe Blumauer erfreuten sich der größten Beliebtheit, der tschechische Dichter **Franz Jaromir Rubesch** (1814—1853) war ebenso sein Gefolgsmann wie der rumänische Schriftsteller **Joan Budai-Deleanu**, dessen komisches Epos „Tiganiada" von Blumauers „Travestiertem Äneas" abhängig ist. Auch **Joseph v. Sonnenfels** gewann mit seinen Schriften Einfluß auf das Geistesleben in diesem Gebiet: niemand geringerer als der berühmte Sprachenforscher **Revay** übersetzte sein Spiel, das er 1765 zur Geburtstagsfeier der Kaiserin gedichtet hatte, ins Ungarische. Seine Werke wurden viel gelesen und in den Vorlesungen der Professoren herangezogen. Die Wiedergeburt der nationalen Sprachen ging vielfach gleichfalls von Wien aus: so gaben österreichische Re-

gierungsstellen den ersten Anstoß zur Pflege der serbischen Volks- als Schriftsprache, in Wien holte sich **Wuk Stefanowitsch Karadschitsch** (1787—1864) bei Kopitar seine wissenschaftliche Schulung, mit deren Hilfe er die Volkssprache endgültig als Schriftsprache durchsetzte. Die rumänische Sprachforschung gewann mit den 1779 und 1780 in Wien erschienen Lehrbüchern von **Samuel Klein** und **Georg Sincai** (1754—1816) festen Boden unter den Füßen. Der geniale **Josef Dobrovsky** (1753—1829) und **Jan Kollar** (1793—1852), Professor für Slawistik an der Wiener Universität, treten für die moderne tschechische und slowakische Sprachforschung in die Schranken" (vgl. E. J. Görlich: Österr. Literaturgeschichte, 3. Aufl., Wien, 1948, S. 66). Auch das Zeitungswesen der Donauvölker wird durch den Josephinismus beeinflußt: 1780 gab Matthias Rath in Preßburg die ungarische Zeitung „Magyar hirmondo" heraus; seit 1791 erschien in Wien die serbische Zeitung „Serbskaja Novini" und 1797 tritt das slowenische Blatt „Lublanske Novice" ins Leben.

Der Josephinismus bleibt der große Motor, der das barocke Österreich in das neue Zeitalter der beginnenden Industrialisierung vorwärtsgetrieben hat. Er hat es, mit seinen guten und schlechten Seiten, dem Österreicher ermöglicht, die Zeit der Napoleonischen Kriege in Ehren zu überstehen. Aus barocker Überlieferung, josephinischem Gedankengut und romantischen Formen entstand schließlich das österreichische Biedermeier der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Zeit der Blüte für Österreichs Dichtung, Musik und Gesellschaftskultur.

Kaisertum

Der Titel Kaiser stammt vom Familiennamen des römischen Staatsmannes und Feldherrn **C. Julius Caesar** (100 v. Ch.—44 v. Ch.), der in griechischer Umschrift „Kaisar" gelesen wurde und in dieser Form zu den germanischen Völkerschaften kommt, während ihn die Slaven als „Zar" übernehmen. Die romanischen Nationen kennen dafür den Titel „Imperator", der den siegreichen römischen Feldherrn (und später den Kaisern) gegeben wurde (empereur, imperatore, emperador). Das römische Kaisertum wird nach allgemeiner geschichtlicher Auffassung vom Großneffen Caesars **Augustus** (30 v. Ch.—14 n. Ch.) begründet und zuerst in einer Art Dyarchie (= Zweiherrschaft) zwischen dem „Princeps" (= dem „Ersten" des Staates) und dem Senat geführt. Dieses Prinzipat stützt sich auf das republikanische Amt des Volkstribunen, der ursprünglich ein Schützer des Volkes (der plebs) gegen Übergriffe der herrschender Schichten (der Patrizier und der Nobilität, die Grundbesitz und Geldmacht verkörperten) war. Seit **Diokletian** (284—305) verwandelte sich das Prinzipat in eine absolute Monarchie. Im Jahre 395 erfolgte nach dem Tod des Kaisers **Theodosius des Großen** (378—395) die endgültige Teilung in ein ost- und weströmisches Kaisertum. Das östliche (byzantinische) bestand bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken 1453 (siehe auch unter Byzanz) „Die Form des byzantinischen Kaisertums ist die Autokratie. Des Kaisers Herrschaft galt als von Gott eingesetzt; er war der Stellvertreter Gottes auf Erden. Er regierte durch Christus, dessen Bild neben dem seinen deshalb auch auf den Münzen erscheint. Der weltliche Staat ist nur ein Abbild des

göttlichen Staates" (Karl Roth: Sozial- und Kulturgeschichte des byzantinischen Reiches, Berlin und Leipzig. 1919. S. 12). Daneben aber bildete das Volk, „obwohl ohne eigentliche politische Rechte . . . doch einen Machtfaktor, mit dem die Kaiser stets zu rechnen hatten, der ebenso beschränkend in die kaiserliche Machtsphäre eingreifen konnte, wie der Herrscher in diesem Volke auch wieder eine Stütze in seinem Kampfe gegen Adel und Kirche finden konnte" (Karl Roth a. v. a. o. S. 23). Die byzantinischen Kaiser haben sich stets als die einzig legitimen Erben der altrömischen Cäsarenwürde gefühlt. Seit der Wiederherstellung des Westkaisertums fügten die byzantinischen Herrscher ihrem Titel ostentativ den Zusatz „Kaiser der Römer" (basileus ton Romaion) hinzu. An das oströmische Kaisertum knüpfen dann ideologisch die Großfürsten von Moskau und Zaren von Rußland an, die auch mit dem letzten byzantinischen Kaiser **Konstantin XI.** (1448—1453) aus dem Hause der Palaiologen verwandtschaftliche Beziehungen angeknüpft hatten. Das westliche Kaisertum war schon 476 zugrundegegangen, als der germanische Söldnerführer **Odowakar** (=Odoakar) den jugendlichen **Romulus Augustulus** (475—476) stürzte, ohne einen neuen Kaiser einzusetzen. Gewöhnlich wird dieses Ereignis als Ende des „Altertums" in der Geschichte angegeben. Dieses westliche Kaisertum aber wurde nach der Auffassung des abendländischen Mittelalters durch **Karl den Großen** (768—814) wiederhergestellt, als er am Weihnachtstage des Jahres 800 in Rom aus den Händen des Papstes Leo III. die Kaiserkrone empfing. Karl der Große nannte sich nicht „Kaiser der Römer", sondern bloß „Kaiser", aber es ist darunter weder ein „fränkisches", noch ein „deutsches" Kaisertum

zu verstehen. Von „deutschen" Kaisern im Mittelalter zu sprechen, ist ein historischer Anachronismus. Den Zusatz „Kaiser der Römer" vermied Karl vielmehr, um den byzantinischen Herrscher nicht zu reizen. Dafür aber bezeichnete er sich als „gubernans Romanum imperium" (= das Römische Reich regierend). Siehe darüber die Belegstellen bei Eichmann (Die Kaiserkrönung im Abendland, Würzburg, 1942). Im Jahre 871 nennt sich dann Ludwig II. „imperator augustus Romanorum (= erhabener Kaiser der Römer) und vom Jahre 1000 an ist es selbstverständlich, daß der vom Papst gekrönte Herrscher den Titel „Kaiser der Römer" oder „römischer Kaiser" führt. Für den Herrscher, der nicht gekrönt ist, aber den Anspruch auf die Kaiserwürde erhebt, wird dann der Titel „rex Romanorum" (= König der Römer oder römischer König) gebräuchlich. Er findet sich zum ersten Male 1007 bei **Heinrich II.** (1002—1024) und wurde dann der „amtliche Titel der deutschen Könige in Hinsicht auf die Kaiserkrone" (Eduard Eichmann, a. o. a. o. I. Bd., S. 274). Der Titel „Deutscher König" selbst, den noch Gregor VII. in seinem Kampf gegen Heinrich IV. verwendet, ist „an der Kurie nicht durchgedrungen" (Eduard Eichmann, a. o. a. o. I. Bd., S 274, Anm. 28). Das weströmische Kaisertum war zwar seit der Kaiserkrönung Ottos des Großen 962 niemals mehr in den Besitz eines westfränkischen oder italienischen Herrschers gekommen (wie dies zwischen 800 und 962 einige Male geschehen war), aber es gehörte grundsätzlich durchaus nicht zur fränkischen (bez. deutschen) Krone. So schreibt um das Jahr 1000 der Abt des Alexiusklosters in Rom, Johannes Canaparius: „Rom allein macht die Könige zu Kaisern". Und um 1211 erklärt

der Kanzler Kaiser Ottos IV. (1208—1212) **Gervasius von Tilbury:** „Das Kaisertum ist nicht dein, sondern Christi, nicht dein, sondern Petri; nicht von dir kam es dir zu, sondern vom Statthalter Christi und Nachfolger Petri. Durch die Wohltat des Papstes ward es dem König der Franken verliehen, durch die Wohltat des Papstes gehört es jetzt dem König der Deutschen, nicht dem der Franken; auch fällt das Kaisertum nicht dem zu, dem Deutschland zufällt, sondern dem, welchem es der Papst zu geben beschließt". Wenn dann später im Kampfe Ludwigs IV. von Bayern mit dem Papsttum die Kurfürsten zu Rhense (1338) ihren bekannten Beschluß über die Nichteinmischung des Papstes in die Königswahl faßten, so wurde dies auch von der Kurie in bezug auf das Kaisertum niemals anerkannt. Tatsächlich wurde freilich als letzter **Friedrich IV.** 1452 in Rom gekrönt. Der Kaiser **Maximilian I.** nahm 1508, als er verhindert wurde, nach Rom zu gehen, den Titel „erwählter römischer Kaiser" an. Diese Bezeichnung führten von nun an alle Kaiser bis zum Erlöschen der Würde. Nur Kaiser **Karl V.** war noch vom Papste (nicht in Rom, sondern in Bologna 1530) gekrönt worden. Schon zwei Jahre, ehe der letzte römische Kaiser **Franz II.** am 6. August 1806 die Krone niedergelegt hatte, war von ihm 1804 das Erbkaisertum Österreich geschaffen worden, das bis 1867, bzw. bis 1918 bestand. Dieses übernahm auch Farben (schwarz-gelb) und Wappen (Doppeladler) des Heiligen Römischen Reiches. Der erste deutsche Kaiser wurde am 18. Januar 1871 in der Person **Wilhelms I.** von Preußen zu Versailles ausgerufen. Von einer „Wiederherstellung" der deutschen Kaiserwürde, wie in der Kaiserproklamation die Rede war,

darf selbstverständlich vom Standpunkt der historischen Überlieferung aus nicht gesprochen werden. Dieses wilhelminische Kaisertum ging im Jahre 1918 nach kaum fünfzigjährigem Bestande zugrunde. Die Kaisertitel, die im Verlaufe des 19. Jahrhunderts in verschiedenen Staaten geschaffen wurden (Brasilien 1822, Indien 1876) stehen mit der Tradition des altrömischen Kaisertums ebenfalls nicht in Beziehung. Sie knüpfen eher an jenen mittelalterlichen Gebrauch an, nach dem sich Herrscher, die über mehrere Königreiche und Völker geboten, nach dem Muster des römischen Kaisers auch „imperator" nannten. So wurde schon im 8.—10. Jahrhundert die Festlegung dieser Würde im frühen England der Angelsachsen versucht (besonders unter König **Edgar** 973). Auch in Spanien bezeichnet sich **Alfons III.** (860—910) in Urkunden als Kaiser und 1135 läßt sich **Alfons VII.** von Kastilien „auf göttliche Inspiration" hin zum Kaiser ausrufen. „Aber diese ‚nichtrömische' Kaiseridee hatte sichtlich keinen breiteren Boden und ist sehr bald der anderen gewichen" (Eduard Eichmann a. o. a. o. I. Bd., S. 117). Der Kaisertitel, den wir in unseren Geschichtswerken den Herrschern von China, Japan und Äthiopien zu geben pflegen, beruht auf bloßer Analogiebildung. China kannte eigentlich nur einen „Sohn des Himmels", Japan hat einen „Tenno" und der Herrscher Abessiniens ist der „Negus Nagasti" (= König der Könige).

Klöster

Das Mönchtum ist eine uralte Einrichtung der Christenheit. Im Morgenland entstanden, fand es durch das Wirken des heiligen **Benedikt v. Nursia**

(gest. 543) im lateinischen Europa seine Umgestaltung und abendländische Formung. Der Wahlspruch der Benediktiner „Ora et labora" (= Bete und arbeite) setzte an Stelle des rein aszetischen Ideals das einer Verbindung von Aszetik und Arbeit. Nicht als Eremit und Anachoret lebte der Mönch, sondern als Glied einer Gemeinschaft, die der Mittelpunkt eines Kultur- und Wirtschaftsraumes wurde. Sie war selbstverständlich nach den feudalen Wirtschaftsprinzipien des Mittelalters organisiert. Mönche waren es, die in den österreichischen Alpenländern das Christentum verkündeten (vgl. das Stichwort Christentum). Als der alte Geist des benediktinischen Mönchtums verlorenzugehen drohte, erhob er sich von neuem in der großen Reform von Cluny (im 10. Jahrhundert), mit der das Hochmittelalter eingeleitet wurde. Die österreichischen Klöster nahmen schon sehr früh an ihr Anteil. Eines der ersten Reformklöster wurde St. Peter in Salzburg (987). Sein erster Abt **Tito** kam aus der Abtei St. Emmeran in Regensburg. Auch die Frauenkonvente übernahmen die neue Ordnung: als erstes der Nonnberg in Salzburg, die Stiftung der heiligen Ehrentrudis. Vom Nonnberg aus wird St. Georgen in Kärnten (zwischen 1022—1023) besiedelt, von St. Georgen aus das Kloster Sonnenburg in Tirol; seit 1020 wirken Nonnberger Schwestern in Göß bei Leoben. Es war das erste Kloster der Steiermark. Zur gleichen Zeit bauten Nonnbergerinnen Neumünster (später Traunkirchen) an Stelle des zerstörten Altmünster wieder auf. **Hemma von Gurk** berief Salzburger Nonnen in das von ihr gegründete Stift. In Niederösterreich wird von ihnen Erla geschaffen. Die österreichischen Landesfürsten aus dem Geschlechte der Babenberger stehen all diesen

Ordensgründungen wohlwollend gegenüber. Bischof **Altmann von Passau** gründet Göttweig (1083); St. Florian wurde in ein Augustinerstift umgewandelt (1071). Bischof **Adalbero von Würzburg** ein gebürtiger Graf von Lambach-Wels, führte Benediktiner in das schon 1040 von seinem Vater gestiftete Lambach. **Gerhard von Salzburg** legte nach 1074 den Grundstein zu Admont in der Obersteiermark. Von **Leopold III. dem Heiligen** stammen Klosterneuburg, als Sühnestiftung für seinen Schwiegervater König Heinrich IV., und Heiligenkreuz im Wienerwald. Zur selben Zeit entstehen die Abteien Seitenstetten in Niederösterreich (1112), Gleink bei Steyr in Oberösterreich (1120), St. Georgenberg bei Schwaz in Tirol (1138), Altenburg am Kamp in Niederösterreich (1144). Schon früher war Stift Garsten in Oberösterreich gegründet worden (1087), aus dem der große Klosterreformator **Berthold von Garsten** hervorging. In Tirol führte Bischof **Reginbert von Brixen** um 1120 die Prämonstratenser nach Wilten bei Innsbruck. Sie ließen sich dann noch in Nieder-Geras, 1153) und weiters Oberösterreich (Schlägl, 1218) nieder. Aus diesen österreichischen Abteien gehen große und bedeutende Männer hervor (z. B. **Otto von Freising** und **Engelbert von Admont;** die älteste österreichische Dichtung wird von Mönchen und Klerikern getragen: der Satiriker **Heinrich von Melk,** die Kärntner geistliche Dichtung „Genesis" und „Exodus"). Rodung von Land und Neugründung von Siedlungen sind ihr Werk. In vorbildlicher Weise wirken die Zisterzienser am Neusiedlersee im heutigen Burgenland.

Den älteren Orden entsteht später in den Minderbrüdern ein jüngerer Bruder, der jedoch aus

der werdenden Stadtwirtschaft kommt und sich in seinem Verhalten schon ganz auf sie einstellt. Der „stabilitas" der älteren Klöster gegenüber (der Mönch gehörte einem bestimmten Kloster an, diese waren autonom und nur in Kongregationen lose verbunden) wird das Prinzip der unmittelbaren Zugehörigkeit zur Ordensgemeinschaft entgegengestellt, die Versetzungen von einem zum anderen Ordenshaus möglich macht und zugleich eine straffere zentralistische Führung des gesamten Ordens verlangt. Dazu kommt die starke Betonung der Armut nicht nur für den einzelnen, sondern auch für die ganze Ordensfamilie. **Franz v. Assisi,** der größte Heilige der katholischen Kirche und eine der größten Persönlichkeiten der Weltgeschichte (1182—1227), ist ihr geistiger Vater. Schon zu seinen Lebzeiten kommen seine Jünger nach Österreich. 1221 erscheinen **Jakob von Treviso** und **Albert von Pisa** in Wien und erhalten von Herzog Leopold VI. dem Glorreichen, dem Stifter Lilienfelds (1206), eine Niederlassung. In rascher Folge entstehen die Franziskanerkonvente zu Stein, Tulln, Wiener-Neustadt, Laa, Hainburg, Linz, Wels, Graz, Judenburg, Wolfsberg und Villach. Schon um 1300 gehören 25 Männer- und 8 Frauenklöster zu den Minoriten. Auch die Dominikaner waren schon zu Lebzeiten ihres Stifters, des heiligen **Dominikus** (1170—1221), in Österreich vertreten: ihr erstes Kloster erstand 1219 in Friesach (Kärnten). Hier predigte auf seiner Reise nach Köln der große Kirchenlehrer **Thomas v. Aquino** (1225—1274), das Haupt und die Blume der Scholastik. Nach Wien kamen Dominikaner aus Ungarn im Jahre 1225. Ihre Kirche wurde 1237 vom Salzburger Erzbischof geweiht. Im Verlauf des 13. Jahrhunderts fanden auch sie noch

an verschiedenen Orten Österreichs Gelegenheit zur Niederlassung (Wiener-Neustadt, Krems, Klosterneuburg, Tulln, Leoben und Bozen).

Die katholische Reform des 16. Jahrhunderts verknüpft sich in Österreich wie in vielen anderen Ländern Europas mit der „Gesellschaft Jesu" (den Jesuiten), die durch den spanischen Edelmann **Ignazius von Loyola** (1491—1556), im Baskenland daheim, 1531 gegründet und 1540 von Papst Pius III. genehmigt wurde. Der erste Jesuit betrat am 25. April 1551 den Boden Wiens. Von 1552 an wirkte der große holländische Jesuit **Petrus Canisius** (1521—1597) in Österreich. Ihre Niederlassungen wurden wie die Klöster der alten Orden im Mittelalter Zentren der neuaufblühenden Barockkultur (Jesuitenstil, Jesuitendrama) Ein unvoreingenommenes Urteil muß zugeben, daß sie zur Zeit ihrer Blüte in vielen Belangen führend waren. Neben ihnen wirkte der Schulorden der Piaristen und die erneuerte franziskanische Bewegung der Kapuziner, die sich besonders der Volksmission widmeten. Die Klosteraufhebungen Josephs II. (1780—1790) trafen dann im 18. Jahrhundert vor allem jene Orden, „die weder Kranke warten, noch Schule halten, also dem Nächsten ganz und gar unnütz sind". Es war dies der Standpunkt der Aufklärung (siehe Stichwort Josephinismus), die den reinen Nützlichkeitsstandpunkt vertrat und dem bloß beschaulichen Leben kein Verständnis abgewinnen konnte. Die Zeit war dem Ordenswesen als solchem ungünstig. Wurde doch sogar der Papst **Clemens XIV.** (1769—1774) von den katholischen Regierungen der bourbonischen Staaten (Frankreich, Spanien, Neapel) genötigt, 1773 den Jesuitenorden aufzuheben.

Heute sind die meisten großen Orden der katholischen Kirche mit Niederlassungen auf österreichischem Boden vertreten. Es gibt männliche Orden und Kongregationen: 45, weibliche: 80. (Nähere Angaben darüber im Ecclesia-Almanach 1949, Wien, 1949.)

Königreich Österreich

Es hat niemals ein Königreich Österreich gegeben. Aber es ist interessant zu wissen, daß dreimal im Verlauf der Geschichte der Gedanke auftauchte, aus den heutigen österreichischen Ländern ein Königreich zu machen. Im Jahre 1245 sollte der letzte Babenberger **Friedrich II. der Streitbare** vom gleichnamigen Kaiser zum „König von Österreich" erhoben werden. Nach den Geschichtsschreibern war die Urkunde schon ausgefertigt und der Herzog zog nach Italien, um als König zurückzukehren. Sein Hofsänger, der Tannhäuser, sang damals: „In kurzer zît es nun geschîht, daz man eine krone schone ûf sînem haupte sît". Die Erhebung scheiterte daran, daß der Kaiser die Hand der Nichte und Erbin Friedrichs, der Prinzessin Gertrud von Österreich, forderte, und diese sich weigerte, den um vieles älteren Kaiser, der sich übrigens gerade im Kirchenbann befand, zu ehelichen. Ein Vierteljahrtausend später plante Kaiser **Maximilian I.** in den letzten Jahren seiner Herrschaft (1516/17), aus den österreichischen Ländern ein Königreich für einen seiner beiden Enkel zu machen. Auch sein Nachfolger **Karl V.** (1519—1556, gest. 1558) beschäftigte sich kurz mit diesem Projekt. Das letzte Mal taucht dann der Gedanke zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges auf, als Kaiser **Ferdinand II.** (1619—1637) gleichfalls kurze

Zeit mit der Idee sympathisierte, aus den österreichischen Ländern ein Königreich zu bilden und es den Königreichen Böhmen und Ungarn an die Seite zu stellen.

Kunst

Die österreichische Kunst ist so reichhaltig und vielfältig, daß wir im Rahmen dieses Buches nur ganz unvollkommen auf einige ihrer Leitlinien hinweisen können. Die Eigenständigkeit Österreichs auf diesem Gebiete zeigt sich schon bald, indem Einflüsse aus allen Nachbarländern (insbesondere aus Italien) aufgenommen und verarbeitet werden. Der österreichische Raum wirkt mit, so daß, gestützt auf ihn, die Städte unseres Vaterlandes einen Vorsprung erhalten, „den die Städte Flanderns und Deutschlands nicht aufholen können ... Dieser österreichische Umraum ist auch der wichtigste Faktor in der Bildung einer ebenso spezifischen österreichischen Kunst" (Emmerich Schaffran: Kunstgeschichte Österreichs, Wien, 1948, S. 14/15). — Die Überreste aus der vorrömischen und römischen Zeit Österreichs sind naturgemäß sehr dürftig. Wir besitzen altchristliche Kultstätten (Gertrud-Maximuskapelle im Salzburger Mönchsberg, eine Kirche in Laureacum-Lorch, einen unbestimmbaren Raum in den Untergewölben der burgenländischen Burg Lockenhaus) und Kirchen aus den letzten Tagen der Römerherrscheft (Südtirol und Kärnten). Plastik und bildhauerische Arbeiten dienen dem Kirchenschmuck. Es ist möglich, daß wie in Frankreich auch in Österreich sich keltische Kunstüberlieferungen über die Römerzeit hinweg behauptet haben. Einige Forscher glauben auch an ein Fortleben des römischen Hausstiles in den zahl-

reicher Rundbogenhöfen der Spätgotik und der Renaissance. Zur Entfaltung kommt dann die Architektur des romanischen Stiles während der großen Klostergründungen des Mittelalters (siehe Klöster). Der Überlieferung nach sollen die Ruprechts- und Peterskirche in Wien aus vor-, bez. karolingischer Zeit (um 800) stammen. Jedenfalls besitzen wir in der Martinskirche in Linz ein schönes Beispiel karolingischen Kirchenbaues. Sonst haben sich verhältnismäßig wenig vorromanische Bauten erhalten. Möglich, daß sie infolge der späteren romanischen Umbauten verschwunden sind. Eine Eigenart der hochmittelalterlichen Baukunst Österreichs sind die Karner, Totenbeinhäuser, die wir an manchen Orten (wie Deutsch-Altenburg in Niederösterreich) antreffen. Ihre Herkunft ist wohl aus den altchristlichen Baptisterien (Taufkapellen) abzuleiten, von denen sich viele in Oberitalien befinden und auf die die byzantinische Kirchenbaukunst sichtlich eingewirkt hat. Noch heute haben wir in Niederösterreich 109, in Kärnten 47 solcher Beinhäuser. Die Plastik dieser romanischen Zeit drückte sich in Steinreliefs aus (Beispiel: Kreuzigungsrelief im Linzer Landesmuseum aus der Zeit um 1160), während Holzplastik mehr in der Innenarchitektur Verwendung findet. Für die Eigenart der österreichischen romanischen Skulpturtechnik soll nur auf das Beispiel der Apsis in der Kirche von Schöngrabern (Niederösterreich) hingewiesen werden, die völlig einzig weit und breit dasteht und nur Gegenstücke in Frankreich und Oberitalien besitzt. Einen Ruhmestitel bildet ferner die Salzburger Buchmalerei der Zeit zwischen 1050 und 1220, in der das alte Erzbistum auf diesem Gebiete weit über die Grenzen Österreichs hinaus führend ist. Das berühmte Antiphonar aus St. Peter,

dessen Meister wir nicht kennen, arbeitet bereits völlig selbständig und der Schöpfer der Admonter Riesenbibel ist deutlich Byzanz und seiner Kunst verpflichtet (vgl. auch das Stichwort Byzanz). — Für die nun folgende Gotik ergeben sich in den österreichischen Ländern die besten Voraussetzungen. Die Gotik hat mit dem germanischen Stamm der Goten nichts zu tun, sondern sie entsteht mitten in Frankreich, um von dort aus ihren Siegeszug durch Europa anzutreten. Gotischen Geist (wenn auch nicht immer schon die Formensprache) atmen in Österreich die Dominikanerkirche in Friesach (Kärnten), die ab 1217 gebaut wird, und die Kirchen der Minoriten in Graz, Bruck a. d. Mur und Wels (alle zwischen 1274 und 1282). Der neue Orden des heiligen Franz v. Assisi bringt aus Italien auch bereits die neue Formensprache mit. So ist die Meinung wohl kaum aufrechtzuerhalten, daß die österreichische Gotik der deutschen gegenüber zeitlich zurückstehe. Wohl aber feiert Österreich gerade in der Spätgotik seine größten Triumphe. Das bedeutendste Beispiel der Kirchengotik bleibt auch nach ihrer teilweisen Zerstörung in den letzten Tagen des Zweiten Weltkrieges die Wiener Stephanskirche, das „Nationaldenkmal Österreichs" (Kardinal Dr. Innitzer). Der Generalplan von St. Stephan, der niemals vollkommen ausgeführt wurde und hinter dem die Wiener Bürger mehr noch als die habsburgischen Landesherren standen, hätte vier Türme (zwei gotische und zwei spätromanische) vorgesehen und so einen „einzigartigen und überwältigenden Eindruck" (Schaffran) geboten. Wir kennen die Meister des Planes nicht, doch wurde 1446 das Langhaus von **Hans Puchsbaum** (gest. 1454) errichtet. Der Bau des Südturmes ist in die Zeit zwischen 1356 und 1433 zu

setzen, der Ausbau des Nordturmes wurde 1511 eingestellt. Neben St. Stephan muß als Meister spätgotischer Plastik der Südtiroler **Michael Pacher** (zwischen 1440 und 1498) genannt werden, unter dessen Einfluß auch der große, leider unbekannte Meister des Käfermarkter Altares (um 1495) steht. Die Malerei aber bringt auf österreichischem Boden die ersten Tafelbilder nördlich der Alpen auf dem berühmten Verduner Altar hervor (ihre Schöpfung ist von Giottos Frescen in der Capella dell'Arena in Padua um 1130 angeregt) und schenkt uns das Porträt Herzog Rudolphs IV. des Stifters (Diözesanmuseum in Wien), eines der ältesten europäischen Bildnisse überhaupt. Merkwürdig ist es, daß sich die österreichische Renaissancekunst, deren Zeit zwischen 1500 und 1600 anzusetzen wäre, in einer Übergangsstellung befindet: spätgotische Formelemente werden zu frühbarocken Vorankündigungen. Aus dieser Zeit stammt das große Grabmal Kaiser Maximilians I. in der Innsbrucker Hofkirche, dessen Schöpfer freilich keine einheimischen Österreicher, sondern (wie **Peter Vischer** aus Nürnberg) Schwaben, Bayern und Franken waren. Auch auf dem Gebiete der Malerei ging die Entwicklung so, daß seit 1500 viele süddeutsche Maler nach Wien zogen und hier die „Donauschule" bildeten. Selbst der ältere **Cranach** weilte mehrere Jahre in der österreichischen Hauptstadt und hinterließ hier seine Kreuzigung (Schottenstift).

Dafür aber wird das Barock (17. Jahrhundert) der Ausgangspunkt für Österreichs „goldenes Zeitalter" auf dem Gebiete der Kunst. Unter stark italienischem Einfluß belebt die katholische Restauration, die den Protestantismus im Lande überwunden hat, die Bautätigkeit auf kirch-

lichem Gebiete. In den Diensten der habsburgischen Landesherren und des österreichischen Adels wirken Künstler wie **Carlo Carlone** (gest. 1708, Erbauer der Stiftskirche St. Florian, Fertigstellung der Wiener Servitenkirche), der Ahnherr einer ganzen Künstlerfamilie, und **Ludovico Burnacini** (1636—1707, Umbauten der kaiserlichen Schlösser Kaiser-Ebersdorf und Laxenburg, Plan der Pestsäule auf dem Wiener Graben; vor allem aber der geniale Theaterarchitekt und Regisseur des Wiener Hoftheaters, als welcher er für seine Zeit unerreicht in ganz Europa war). Aber bereits treten einheimische Österreicher an die Seite dieser eingewanderten, aber zu Österreichern gewordenen Italiener. Die barocke Hofkunst wird ebenso zu einem österreichischen Volksbarock, wie das kaiserliche Prunktheater zur Wiener Volksbühne wird. Die Abwehr der Türkengefahr bringt es mit sich, daß eine neue rege Bautätigkeit einsetzt. Jetzt schaffen die genialen Baumeister und Architekten **Johann Fischer von Erlach** (1656—1723, Schöpfer der Wiener Karlskirche und einer Reihe weiterer Bauten in Wien, Steiermark, Salzburg und Tirol) und **Lukas v. Hildebrandt** (1668—1745, Neubau der Peterskirche in Wien, Belvedere in Wien, Bundeskanzleramt und viele anderen Bauten in Niederösterreich und Salzburg; Hildebrandt ist der Lieblingsbaumeister des Prinzen Eugen von Savoyen), die Maler **Martino Altomonte** (um 1659—1745, Freskenmaler des Belvedere und der Karlskirche in Wien), **Paul Troger** (1619—1762, Schöpfer der Malereien im Stift Altenburg am Kamp in Niederösterreich) und der unübertroffene **Anton Franz Maulpertsch** (1724—1796, Freskenmaler in Wien, Niederösterreich, Burgenland und Tirol). Im Zusammenhang mit dieser Hochblüte der Barockkunst steht die Gründung der Akademie der

bildenden Künste in Wien, die 1694 als private Schule von **Peter Strudel** ins Leben trat und 1705 zur ersten und bis heute einzigen Kunsthochschule Österreichs erhoben wurde, und die Schöpfung der k. k. Kupferstecakademie 1786, deren bedeutendster Direktor in den Anfangsjahren des Institutes **Jakob Matthäus Schmutzer** (1733—1811) wurde.

Damit sind wir schon aus dem Barock ausgetreten, in dem sich zum letzten Male ein organisch gewachsener europäischer Stil gezeigt hatte. Österreich bildet ein Hauptland dieses europäischen Barocks. Daher kommt es auch, daß der neue Stil, das Empire oder der Klassizismus, bei uns nur zögernd aufgenommen wurde. Noch arbeiteten österreichische Künstler wie der Kremser **Schmidt** (1718—1801) in der barocken Überlieferung weiter, doch es fehlte die Resonanz. Auf dem Gebiete der Architektur werden die beiden Baumeister **Kornhäusel** (1782 bis nach 1842, Erbauer der Weilburg, des Husarentempels bei Mödling, der Wiener Synagoge) und **Pietro de Nobile** (1774—1854, Erbauer des Wiener Burgtores und des Theseustempels) führend. Als Plastiker und Bildhauer traten **Antonio Canova** (1757—1822, Schöpfer des Grabdenkmals für Erherzogin Christine) und **Josef Zauner** (1746—1822, Schöpfer des Denkmales Kaiser Josephs II. in Wien) das Erbe des großen barocken **Rafael Donner** (1693—1741, Figuren zum Brunnen auf dem Neuen Markt in Wien) an. Auch die Malerei blühte jetzt in reicher Fülle auf und folgte bald den Spuren der romantischen Nazarenerkunst. Klassizistische Malerei pflegte noch **Heinrich Füger** (1751—1818, Schöpfer vieler mythologischer Bildnisse), dann aber brauchen wir nur die folgenden Namen zu nennen: **Moritz**

von Schwind (1804—1871, seit 1828 in München, Fresken in der Loggia der Staatsoper), **Josef v. Führich** (1800—1876, religiöser Maler), **Leopold Kupelwieser** (1796—1862, Kirchenmaler, mit Führich Hauptvertreter der nazarenischen Malerschule in Wien); **Ferdinand Waldmüller** (1793—1865, Maler der Wiener Landschaft und der österreichischen Menschen); **Friedrich v. Amerling** (1803—1887, Familienmaler); **Moritz Michael Daffinger** (1790—1849, Miniaturenmaler), **Peter Fendi** (1796—1842, Sittenschilderer) und **Josef Danhauser** (1805—1845, Sittenschilderer). An sie mußte das Zeitalter Kaiser Franz Josephs I. nach 1848 vorerst anschließen, ohne sich zu eigener Stilformung durchringen zu können. War das Barock der letzte organische europäische Stil gewesen, so hatte sich in der Kunst des Biedermeiers eine schöne Blüte österreichischer, speziell auch Wiener Kunst entfaltet.

Nunmehr entsteht die Architektur der liberalen „Gründerzeit" mit ihren Außenfasaden der die Wiener Ringstraße ihr heutiges Gesicht verdankt. Architekten wie **Eduard van der Nüll** (1812—1868, Arsenal, Staatsoper), **August v. Siccardsburg** (1813—1868, Arsenal, Staatsoper) und **Theophil Hansen** (1813—1891, Börse, Heinrichshof, Musikvereinsgebäude) arbeiteten an ihrer Gestaltung. **Friedrich Schmidt** (1825—1891, Wiener Rathaus), **Heinrich v. Ferstel** (1828—1883, Votivkirche) und **Karl v. Hasenauer** (1833—1894, Burgtheater, Hofburg, Staatsmuseen, Maria-Theresiendenkmal) beteiligten sich ebenfalls daran. In der Bildhauerei trat **Anton Fernkorn** (1813—1878) mit den beiden Standbildern auf dem Heldenplatz (Erzherzog Carl und Prinz Eugen) vor die Öffentlichkeit; **Kaspar v. Zumbusch** (1830—1915) stellte die Denkmäler für Erzherzog Albrecht und

Feldmarschall Radetzky auf, **Karl Kundmann** (1838—1919) war am Athenebrunnen vor dem Parlament und am Grillparzerdenkmal tätig. Barocke Farbenpracht sprühte das Werk des Malers **Hans Makart** (1840—1884) aus, der auch den Festzug über die Ringstraße zu Ehren der Silbernen Hochzeit des Kaisers Franz Joseph I. künstlerisch inszenierte. **August v. Pettenkofen** (1822—1889) suchte das Leben des ungarischen Volkes einzufangen. Nach München aber zog der Tiroler Maler **Franz v. Defregger** (1835—1921), in dessen Bildern der Tiroler Volkskrieg von 1809 lebendig wurde (Das letzte Aufgebot). Der Stahlschnitt fand in dem Steyrer Meister **Michel Blümelhuber** (1865—1930) einen Künstler von überragendem Format.

Mit dem Auftreten der „Sezession" begann Österreichs Moderne. **Otto Wagner** (1841—1918) und **Adolf Loos** (1870—1933) wurden die Bannerträger eines neuen Stilgedankens, der an die Vergangenheit anknüpfte und dennoch eigenständig blieb. Die „sezessionistische" Richtung (Wiener Sezession, Kirche auf dem Steinhof, Looshaus, Postsparkassengebäude) schien die Hoffnung zu rechtfertigen, daß hier ein neuer, urwüchsiger, österreichischer Stil nach dem Leben ringe. Nicht umsonst bekannte sich Hermann Bahr, der Kritiker des gleichzeitig um seine Anerkennung kämpfenden „Wiener Dichterkreises", begeistert zu Otto Wagner als einem der größten Baumeister Österreichs. „Sezession" war auch die impressionistische Malerei von **Anton Romako** (1834—1889), der zeitlich der Richtung vorausging, und die der letzten großen österreichischen Maler **Gustav Klimt** (1862—1918) und **Albin Egger-Lienz** (1868—1925). Genannt werden muß auch **Egon Schiele** (1890—1918). **Oskar Kokoschka** (geb.

1886) ist neben seinen Gemälden auch mit Dramen expressionistischen Stiles hervorgetreten. Ihnen entsprechen auf dem Gebiete der Bildhauerkunst in ihrer Bedeutung die Meister **Josef Hanak** (1875—1934, Schöpfer des Kriegerdenkmals auf dem Wiener Zentralfriedhof) und **Gustinus Ambrosi** (geb. 1893 in Eisenstadt, zahlreiche Porträtbüsten, große Statuengruppen), mit dem Franzosen Rodin geistig verwandt. — (Für die Kunstgeschichte Österreichs kommt an Literatur in Betracht: K. Ginhart u. andere: Die bildende Kunst in Österreich, 5 Bände, Rohrer-Verlag, Baden, seit 1934; aus älterer Zeit: Albert Ilg: Kunstgeschichtliche Charakterbilder aus Österreich-Ungarn, Wien, 1893.)

Literatur

Um die österreichische Literaturentwicklung richtig beurteilen zu können, müssen zuerst einige Grundfragen geklärt werden. Ein literarisches Werk wird wohl zum Kunstwerk durch die Form und die Sprachgestalt, die ihm der Dichter gibt; aber der Dichter lebt nicht im luftleeren Raum, er bewohnt kein Wolkenkuckucksheim, sondern er lebt zu einer bestimmten Zeit, in einer bestimmten Gesellschaft, unter bestimmten ästhetischen Anschauungen. Extreme Fälle ausgenommen, hat er auch nicht die Absicht, das Werk in seiner Schreibtischlade zu verschließen, sondern er will damit Wirkung erzielen, er will ideelle oder materielle Vorteile (Ruhm, Anerkennung, Honorar) erlangen. In diesem Sinn ist der echte Dichter der „Mund der Schweigenden" (Jakob Wassermann). Das bedeutet, daß in der Beurteilung einer Literaturentwicklung nicht bloß der reine Philologe und Ästhet, sondern auch der Historiker und

der Soziologe mitzureden haben. Ja, im Hinblick auf die Erklärung einer bestimmten Zeit wird vielleicht nicht einmal das ästhetisch höchste Kunstwerk, sondern der Durchschnitt des literarischen Schaffens das Typische sein. Anderseits bedeutet das auch, daß das ästhetische Ideal mit den Sozial- und Gesellschaftsformen wandelbar ist und daß es wohl ewige religiöse und moralische Werte gibt, aber einen allgemein und ewig giltigen ästhetischen Kanon (Klassik im absoluten Sinn) nicht geben kann (vgl. darüber V. F. Calverton: The newer spirit,, a sociological criticisme of literature, New-York, 1925. S. 137: "There is nothing of the absolute in aesthetic judgments, nothing that is not subject to the vicissitudes of social environment... the entire problem of values is so knit into the texture of society that no judgment of an art-object can be made except in terms of the social-structure, and the permanency of that judgment is dependent upon the permanency of the social structure from wich the judgment arose*) Eine zweite Grundvoraussetzung ist die, daß die Sprache eines Kunstwerkes noch nichts über die Zugehörigkeit des Dichters zu einer bestimmten Nationalliteratur aussagen muß. Wir sind im allgemeinen gewöhnt, die lateinisch geschriebene Dichtung des Mittelalters und des Humanismus den einzelnen europäischen Ländern zuzuteilen, aus denen ihre Verfasser stammen. Es wird niemandem einfallen, das Buch eines indischen oder japanischen Autors nur deshalb der englischen Literatur

*) Es gibt keinen absoluten Standpunkt bei ästhetischen Urteilen; es gibt nichts, daß nicht den Wechselfällen der sozialen Umgebung unterworfen ist... Das gesamte Problem der Wertung ist so mit dem Gefüge der Gesellschaft verstrickt, daß kein Urteil über ein Kunstwerk gefällt werden kann, es sei den in der Terminologie der sozialen Struktur, und die Dauer des Urteils ist abhängig von der Dauer der sozialen Struktur, aus der das Urteil erflossen ist.

zurechnen, weil es englisch geschrieben wurde. Wir kennen Dichter, die in einer anderen als ihrer Muttersprache geschrieben haben: der Franzose **Chamisso** wurde zum deutschen, der Pole **Joseph Conrad** zum englischen Dichter. Der Nobelpreisträger für Literatur, **S. T. Eliot,** wird als englischer Dichter gefeiert und ist amerikanischer Herkunft. **Armand Godoy,** „le plus grand poète catholique de France" (Robert Bandeau) ging vom Spanischen zum Englischen und von diesem zum Französischen über, ehe er die ihm zusagende Sprache gefunden hatte (vgl. André Devaux: Armand Godoy, ein Dichter des Katholizismus, übersetzt von Alfred Neumann, Wien, 1936). Andererseits beansprucht der Schweizer **Arthur Baur** in der von ihm herausgegebenen „Svisa antologio" (Paris-Budapest, 1939) nicht nur die deutschschreibenden Schweizer, sondern auch die französisch, italienisch und räthoromanisch schreibenden Mitbürger für die Schweizer Literatur, „denn die Schweizer formen trotz der Sprachen eine Nation und die Gemeinschaft drückt sich auch in der Literatur durch gewisse gemeinsame Züge aus" (S. 6).

Für die österreichische Literatur bedeuten diese Feststellungen die Forderung, daß wir uns auch über das Eigenständige ihres Wesens klar sein müssen. Wenn man vor allem den Norddeutschen vorgeworfen hat, daß sie den österreichischen Dichtern eine Aschenbrödelrolle in ihren Literaturgeschichten zugeteilt haben, so braucht dies durchaus nicht immer Zeichen eines bösen Willens gewesen sein. Die österreichische Literatur ließ sich eben oft nicht in das vorbereitete Entwicklungsschema hineinpressen und mußte deshalb übergangen werden oder als „Epigonentum" im Anhang abgetan erscheinen. War es doch sogar ein gebürtiger Öster-

reicher wie **Wilhelm Scherer,** der aber völlig im Bann der neudeutsch-preußischen Gedankengänge stand, der offen bekennen durfte: „Grillparzer war mir nie sympathisch" (W. Scherer: Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Österreich, Berlin, 1874, S. 193). Derselbe Scherer hat im gleichen Buche an anderer Stelle die Frage aufgeworfen: „Wie alt ist die Scheidung zwischen Österreich und dem übrigen Deutschland?" (S. 127). Und er verlegt sie in das 12. Jahrhundert, in dem „die Österreicher ganz andere Wege wandeln als die Baiern" (S. 128), so daß „Österreich damit eine geistige Sonderstellung einnimmt, welche mit der Begründung einer partikularen Staatsexistenz zusammenfällt" (S. 129). Diese österreichische Eigenart drückt sich in der Literatur darin aus, daß der österreichische Dichter der Bewahrer des Volkstümlichen ist. Das Volksepos mit seinem Stoff aus der alten Heldensage, die „niedere Minne" mit ihrer Liebeslyrik für das Mädchen aus dem Volk ist in Österreich daheim. Im sogenannten „Kleinen Lucidarius", dessen Verfasser ein unbekannter Ritter aus dem Waldviertel ist (früher wurde er immer als **Seifried Helbling** nach einer Person seiner Satiren bezeichnet), ist das österreichische Bewußtsein so stark, daß „der Verfasser nur Österreich im Munde führt, über Österreichs Grenzen blickt er nicht hinaus; was von draußen kommt, ist ihm etwas Fremdes" (Martin in den „Grenzboten" von 1868, zitiert nach der Ausgabe des Seifried Helbling von Joseph Seemüller, Halle a. d. S., S. 1886, S. XIV). Dabei handelt es sich um einen Dichter des 13. Jahrhunderts, der kurz nach 1299 gestorben sein dürfte. Wenn dann später von den Literaturhistorikern davon gesprochen wird, die österreichische

Dichtung habe in der beginnenden Neuzeit nichts Wesentliches hervorgebracht, so weist die moderne Forschung gerade für das 17. und beginnende 18. Jahrhundert nach, daß das österreichische Barocktheater und die österreichische Kaiseroper blühten und daß aus ihrer barocken Tradition das Wiener Volkstheater hervorging, ohne das die großen Dichter der österreichischen Klassik, ein Grillparzer und Raimund, nicht zu verstehen sind. Freilich: Oper und Barocktheater, wurden in lateinischer und italienischer Sprache gegeben — aber das Publikum, auf das es damals dem Dichter ankam, verstand diese beiden Sprachen; sie waren ihm nicht fremd. Österreich erreichte wohl „keine führende Stellung in der deutschen Renaissancedichtung, sondern diese nahm einen Gang, der sie mehr und mehr vom Geistesleben Österreichs abdrängte. Die Schuld davon ist weder den Deutschen noch den Österreichern zuzuschreiben; sie lag im Lauf der religiösen und politischen Verhältnisse, welche das katholische und protestantische Deutschland in verschiedene Lager drängten und das Geistesleben des Nordens und des Südens auf verschiedene Grundlagen stellten. Katholische Weltauffassung und italienische Barocke prägten vom Siege der Gegenreformation bis Maria Theresia der österreichischen Kultur ihren Charakter auf, protestantische Weltanschauung und französischer Klassizismus beherrschten bis zum Schlusse von Gottscheds Diktatur das Geistesleben Deutschlands“ (vgl. J. W. Nagl — J. Zeidler — E. Castle: Deutsch-österreichische Literaturgeschichte, I. Bd., Wien und Leipzig, 1899, S. 654). Auch die französischen Literatur-

forscher, deren Werke sich in Österreich durchaus nicht der ihnen gebührenden Beachtung erfreuen, weisen mit großem Fingerspitzengefühl auf die typische Sonderstellung der österreichischen Dichtung hin (vgl. das beste Österreich-Buch, das je ein Ausländer geschrieben hat: André Tibal: L'Autrichien, essais sur la formation d'une individualité nationale du XVIe au XVIIIe siècle, Paris, 1936; ferner André Robert: L'idée nationale autrichienne et les guerres de Napoléon, Paris, 1933; Louis Reynaud: Lenau et le lyrisme autrichien und endlich Geneviève Bianquis: La poésie autrichienne de Hofmannsthal à Rilke 1926). Jedem aufmerksamen Beobachter ist schließlich auch der wesentliche Unterschied zwischen dem hellenischen Ideal des Weimarer Klassizismus und dem Griechentum Grillparzers aufgefallen. Dieser Unterschied beruht auf der ganz anders gearteten Entwicklungsgeschichte der beiden Strömungen. Das österreichische Biedermeier, das nicht in müder Resignation aufging, sondern die altösterreichische „mâze" als Wert bekannte, hatte wohl „manche literarische, geistige Beziehungen zu den großen Vertretern der Klassik und Romantik", aber „im großen und ganzen entstand diese Kultur ziemlich selbständig aus ihren eigenen Kräften und Gegebenheiten heraus. Und die vielerlei Versuche, die gemacht wurden — man denke etwa an den Besuch Grillparzers bei Goethe, die Begegnung Beethovens mit Goethe —, durch persönliches Bekanntwerden die beiden geistigen Strömungen zu verbinden, mußten sämtlich scheitern" (Walter Erdmann: Ferdinand Raimund, Dichterische Entwicklung, Persönlichkeit und Lebensschicksal, Würzburg, 1943, S. 28). Das Volkstümliche war seit dem Mittelalter eine Eigenart österrei-

chischer Dichtung geblieben. Der Weimarer Musenhof war auf eine verhältnismäßig schmale Schicht geistig beweglicher Menschen beschränkt. Niemand anderer als der in Wien tätig gewesene Germanist Walter Brecht hat dieses Verhältnis von Weimar und Wien in folgender Weise gekennzeichnet: „Infolge dieser Einheitlichkeit des österreichischen Kulturwesens ist es dem Dichter dort trotz alles politischen Druckes, namentlich im Vormärz, und auch des wirtschaftlichen Druckes neuerer Jahrzehnte, auf einem sehr wesentlichen Punkte leichter gewesen, zu einem größeren Kreise zu sprechen als in Deutschland. Es gab ein Element, das ihn trug, nämlich eine einheitliche Kulturvorstellung, die, sozial genommen, sogar in untere Schichten hineinreichte (den besonders anschaulich begabten und vielfach bildungsfähigen Bauernstand); in den oberen und mittleren, aber fast in allen Gebieten des Gesamtstaates ein höheres Österreichertum hervorbrachte, das geistig im wesentlichen auf überall denselben Grundlagen stand und in Wien sich konzentrierte. So ist in den Fundamenten und im Gesamtgeist der österreichischen und speziell der Wiener Kultur besonders in und seit der vormärzlichen Periode das gesellschaftliche Element von stärkster Bedeutung. Besonders in der Literatur muß hier alles von den Voraussetzungen der gesellschaftlichen Struktur erklärt werden. In Deutschland hat es nirgends ein so lange Zeit hindurch so festes, so allgemein verbindliches und dabei künstlerisch so anregendes, weil anschaulich farbiges, gesellschaftliches Milieu gegeben, eine so glückliche Mischung von prinzipieller Abgeschlossenheit der Stände und menschlicher Freiheit und Elastizität. Diese hochentwickelte adelig-bürgerliche ge-

sellschaftliche Kultur vom Ende des 18. bis ins letzte Drittel des 19. Jahrhunderts ist, hinter der großen musikalischen, als spezifische Leistung neben die Kultur Weimars zu stellen, die reiner geistig und absolut genommen wertvoller, aber gesellschaftlich unentwickelter und infolgedessen für die Lebensform weiterer Kreise nicht so verbindlich war" (Artikel „Österreich" im Sachwörterbuch der Deutschkunde, Berlin, 1930, II. Bd., S. 906). Für den Erforscher der österreichischen Literaturentwicklung ist es nun wertvoll zu erfahren, daß sich als einer der ersten **Franz Sartori** in seiner „Historisch-ethnographischen Übersicht der wissenschaftlichen Cultur, Geistestätigkeit und Literatur des österreichischen Kaisertums" (Wien, 1830) mit dieser Frage befaßt hat. Er weist in seiner Einleitung darauf hin, daß „die Gesamtübersicht der österreichischen Literatur so merkwürdig (ist) und für die Darstellung der fortschreitenden Cultur der Nation im allgemeinen ein so erfreuliches Bild (gibt), daß es jeden Falls eine lockende Aufgabe ist, ein Werk dieser Art zu bearbeiten" (S. III.). Um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert verfocht dann **S. Rubinstein** die Eigenständigkeit österreichischen Schrifttums. Wieder müssen wir dabei auf Grillparzer zu sprechen kommen. Denn er ist „der typische Österreicher. Die künstlerischen Kräfte, mit denen gewirkt wird, Stoff, Kolorit, Handlung, die Triebfedern der Dichtung, durch die sie sich mit innerer Gewalt fortbewegt, sind bei ihm andere als bei allen gleichzeitigen Deutschen. Er wußte das wohl. Ist es richtig, daß eine wahre Nationalliteratur ihre großen Tragödien aus der heimischen Geschichte schnitzt, so hat Grillparzer wohl eine Tradition schaffen können. Er fand in der österreichischen Geschichte ein paar

prächtige Vorwürfe. Obwohl nur das Peripherische der Dichtung, streckt der nackte Stoff, wenn er aus historischem Boden emporwächst, zahlreiche Fäden ins Innere, in das organische Gefüge, denn gewisse Motive liegen in der nationalen Eigenart. Es wird immer ein Dichter mit großer Gefahr Stoffe aus der Geschichte eines fremden Volkes ziehen, er müßte sich denn nach Art der Klassiker ins allgemeine verdünnen und durch Erfüllung mit Ideen aus eigenem Geiste das ihnen an Herzblut Entzogene ergänzen. Das lag aber nicht in der Natur des Österreichers Grillparzer; er brauchte lebendigen Stoff, aus dem seelische Verwicklung von Eigenart sich herauswickeln ließen. Die deutschen Klassiker und Romantiker dichteten in reflektierten Stoffen, sie führten ihr Wesen durch den selbst aufgezwungenen Filter einer Kunstanschauung, die aus einseitig gesehenen Vorbildern schematische Regeln zog. Grillparzer ging naiv an den Stoff heran, nämlich von der Seite der treibenden Kräfte des menschlichen Innersten. Leidenschaften, Impulse aus dem Seelisch-Sinnlichen rollen bei ihm die Handlung weiter. Schiller und die anderen dichten im Niveau des Geistig-Sittlichen, Ideen treiben bei ihnen. Diese haben Gestalten, die wenig differenziert sind, Typen großen Stiles, welche von den Gedanken und dem Pathos des Dichters leben, jener hat Individuen seltsamster Art, jedes eine Welt voll feinsten Lebens, denn sie zeigen ihr Innerstes, was vielgestaltig hinter den Gedanken webt, während wir die Personen der Deutschen nur von einer Seite kennenlernen, die bei allen ein ungefähr gleiches Bild gibt. Der Inhalt seiner Dramen ist ein psychologischer, die Liebe, ihr Begehren, ihre Widersprüche, hie und da sucht er geradezu sexuelle Probleme auf. Das ist der weite Unterschied zwi-

schen ihm und den Deutschen, deren Dichtungsinhalt sich im Intellektuellen erschöpft. Neben Grillparzer, der zur Zeit seiner Blüte in Wien völlig verstanden und sehr beliebt war, in Deutschland abgelehnt, bis auf den heutigen Tag nicht recht aufgefaßt wird, sind für die Bühnendichtung charakteristisch, immer im Widerspruch zum deutschen Theater, Raimund und Nestroy. Ersterer, wie Grillparzer der gebildete, so der volkstümliche österreichische Dichter, in dem das heimische Gemüt am reinsten aufgeht. Seine Stücke lassen alle tiefen Probleme des Daseins anklingen, lösen sie aber auf gemütvolle, zu Herzen dringende Weise, dabei die spielende Phantasie durch Märchenprunk befriedigend; Nestroy, das fidele, scharfen Witz und leichten Humor sprudelnde Wienertum verkörpernd. Den Deutschen fehlen ähnliche Erscheinungen völlig. Und daß es solche aus dem Volke hervorgegangene, zum Volke redende Dichter, die dabei echte Künstler sind, in Österreich gibt, in Deutschland nicht, ist allein ein Beweis für die Verschiedenheit beider Literaturen" (vgl. S. Rubinstein: Zur österreichischen Literatur, in: Neue Revue, Wiener Literaturzeitung, V. Jahrgang, 1. Bd., Wien, 1894, S 134 ff.). In ähnlicher Weise hat auch **Frau v. Littrow** die Sonderart der österreichischen Dichtung in der Person Grillparzers gesehen: „Das Österreichertum Grillparzers lag, wenn man so sagen darf, wie der Katholizismus auf den Vorbedingungen romanischer Kultur und stellt sich wie dieses dem germanischen Wesen entgegen, zweifelhaft, ob dieser Stamm als später Emporkömmling der Zivilisation die hinreichende Basis für das Fortschreiten allgemeiner Bildung biete. Daher der Vorzug, den er (d. i. Grillparzer) ungeachtet seiner Verehrung für Shakespeare der französischen,

italienischen und spanischen Literatur zuwendete, welche er alle ebenso wie die englische bis in die genauesten Einzelheiten kannte. Dazu kam noch, daß die Blütezeit Österreichs einer Epoche angehörte, da das germanische Element der Sprachbildung erst erwachte, des Dichters Jugend aber in eine Zeit fiel, da der strenge Abschluß von Deutschland das Österreichertum mit so festen Klammern umschloß, daß selbst die hervorragendste Begabung sich diesen Fesseln nicht zu entwinden . . . vermochte" (Frau v. Littrow: Grillparzers Gespräche, V., S. XIII.). Und **Hugo v. Hofmannsthal** spricht von der österreichischen Dichtkunst als einem „eigenen Gebilde, als einem volkstümlichen Gebilde auch in ihrem größtem Vertreter, dem Kunstdichter Grillparzer, volkshaft, um wieviel mehr in dem Schauspieler Raimund, in dem Schauspieler Nestroy, in dem Bauernsohn Anzengruber, in dem Waldbauernbuben Rosegger, in dem Böhmerwaldsohn Stifter. Denkt man an die stärksten Repräsentanten unserer Dichtkunst, so kann man von einer Poesie der Bauernsöhne sprechen und diese der Filiation der Pastorensöhne, die dem deutschen Volk so viel höchsten geistigen Besitz gegeben haben, entgegenstellen" (vgl. Hugo v. Hofmannsthal: Österreich im Spiegel seiner Dichtung, in: Gesammelte Werke, Berlin, 1934, III. Bd., S. 47). Als Charakter der österreichischen Literatur aber hat derselbe Hugo v. Hofmannsthal „in seinem Aufsatz ‚Grillparzers politisches Vermächtnis' jene Vorzüge des Österreichers gegen Deutsche wie Slawen abgegrenzt, die auch in Grillparzer als Nationalinstinkte lebendig waren: die österreichische Gegenwärtigkeit und den österreichische Sinn für

das Gemäße. Die österreichische Gegenwärtigkeit ist nun speziell eine Abgrenzung gegen das Deutschtum. Sie lebt als ein nationaler Instinkt auch in Grillparzer, wenn er dem Deutschen sein Nebeneinander, besser: sein Nacheinander von Gefühl und Verstand bemängelt" (Gerhart Reckzeh: Grillparzer und die Slawen, Weimar, 1929, S. 77 ff.). Darum konnte auch in einer Zeit, als noch viel vom „Anschluß" gesprochen wurde, der Satz niedergeschrieben werden, daß auch in diesem Fall „die österreichische Literatur für sich bestehen bleiben (wird). Sie hat von je ihr besonderes Gesicht" (vgl. Richard Specht: Literatur der Gegenwart, in: Ewiges Österreich, Wien, 1928, S. 25). Jedenfalls scheint uns als Folge unserer Untersuchung nur der Schluß möglich zu sein: die österreichische Literatur verhält sich — zumindestens in wichtigen Teilstrecken ihrer Entwicklungsgeschichte — in ihrem Verhältnis zur deutschen und schweizerischen ähnlich wie die amerikanische Literatur zur englischen, die brasilianische zur portugiesischen, die afrikaan'sche zur holländischen, die Literatur der spanischsprechenden Nationen Südamerikas zur spanischen. Nur auf diese Weise ist sie in ihrem Wesen richtig zu erfassen und einzuordnen. Nur auf diese Weise kann ihr der Erforscher nicht nur ästhetisch, sondern auch historisch-soziologisch gerecht werden. (Über die Geschichte der österreichischen Literatur vgl. Paul Reim: Probleme und Gestalten der österreichischen Literatur, London, Verlag „Jugend voran", 1945, und Ernst Joseph Görlich: Österreichische Literaturgeschichte, 1. Aufl. Wien, 1946; 2. Aufl. 1947; 3. Aufl. 1948).

Marine

Von einer österreichischen Marine kann erst verhältnismäßig spät gesprochen werden. Im Jahre 1379 wurde der Graf von Duino Lehensmann der österreichischen Herzöge und damit gelangte sein festes Schloß am Golf von Triest unter die Oberhoheit Österreichs. Wenige Jahre später, 1382, nahm die Stadt Triest, die sich im Kampf mit ihrer Rivalin, der seegewaltigen Republik Venedig, befand, freiwillig die österreichische Herrschaft auf sich und blieb — mit kurzer Unterbrechung zur Zeit Napoleons — bis zum Untergang der Österreichisch-Ungarischen Monarchie 1918 der Hafen Österreichs. Seit dem Jahre 1382 müssen daher auch die Triestiner Schiffe als österreichische betrachtet werden. Allerdings mußte sich die Stadt zuerst einmal selbst helfen. 1511 rüstete Triest zwei kleine Fahrzeuge aus, die die Schiffahrt in der nördlichen Adria sichern sollten. Unter dem Eindruck der türkischen Bedrohung entschloß sich dann die österreichische Regierung 1555 zur Befestigung ihrer Seestädte. Man dachte sogar an die Schaffung einer Kriegsflotte und verpflichtete die Fußtruppen, gegebenenfalls auch zur See zu dienen. Dazu kam es wohl nicht, wohl aber setzten sich kroatische Flüchtlinge in der Stadt Zengg fest und schufen eine schnelle Jagdflotte, die unter kaiserlichen Fahnen fuhr. Diese „Uskoken", wie man sie nannte, wurden bald der Schrecken der Adria. Die Türken befuhren nur mehr in Form von Geleitzügen die See und auch die venetianischen Schiffe mußten sich oft genug mit ihnen herumschlagen. Einige Kriege zwischen Österreich und der Republik Venedig (z. B. der Friauler Krieg 1615—1617) hatten hierin ihre Ursache. Eine stärkere Entwicklung der öster-

reichischen Seemacht kam damals nicht in Frage, da die Habsburger Spanien und so die größte Seemacht Europas in ihrem Besitz hatten. Als spanischer Admiral schlug **Don Juan d'Austria** (1547—1578), der Sohn Kaiser Karls V., die Türken in der großen Seeschlacht von Lepanto aufs Haupt (1571). Die Türken verloren 130 Kriegsschiffe und 12.000 Christensklaven erhielten die Freiheit. Während des Dreißigjährigen Krieges (1618—1648) plante der kaiserliche Oberbefehlshaber **Albrecht v. Wallenstein** (1583—1634) die Errichtung einer Flotte und ließ sich zum „Admiral des ozeanisch-baltischen Meeres" ernennen. Eine spezifisch-österreichische Entwicklung begann aber erst unter Kaiser Karl VI. (1711—1740), der 1717 Triest zum Freihafen erklärte und so den Grund zum späteren wirtschaftlichen Aufschwung dieser Stadt legte. Seit 1725 war der Engländer **Deigham** österreichischer Flottenkommandant und 1735 wurde er durch den Genuesen Graf **Lukas Pallavicini** ersetzt, der den Titel „General der Galeeren und der übrigen Marina" trug. Das Offizierskorps setzte sich fast ausschließlich aus Spaniern und Italienern zusammen, die erste österreichische Marinemilitärkapelle bestand aus — türkischen Sklaven. Schiffsbaumeister wurde der französische Hugenott **Boyer,** der um des Glaubens willen aus seiner Heimat geflohen war. Diese Flotte verfiel jedoch wieder, weil sich Österreich zu wenig kümmerte. 1737 sank das Linienschiff „San Carlo" plötzlich im Hafen von Triest: es war von Ratten und Bohrwürmern zerfressen worden. Die österreichischen Handelsschiffe aber erhielten zu dieser Zeit den Befehl „denen Freibeutern soviel als möglich auszuweichen". Die Lage war trostlos, als 1764 die Barbaresken (so nannte man die nordafrikanischen Ge-

biete Marokko, Algier und Tunis) Österreich den Krieg erklärten, um österreichische Handelsschiffe kapern zu können. Wie die Verhältnisse lagen, zeigt der an den Wiener Hofkriegsrat ergangene Bericht, daß zwei Triestiner Kauffahrteischiffe „auf ihren Kreuzungen das Glück hatten, den Barbaresken nicht zu begegnen, weil ansonsten die Schiffe mit der darauf befindlichen Militärmannschaft und Munition verloren gewesen wären." Auch der 1768 von Maria Theresia ernannte neue Flottenchef **Johann Karl de Maussée,** ein Malteser Ordensritter, konnte nichts Wesentliches erreichen. Das Bild änderte sich unter Kaiser Joseph II. Wie in anderen Dingen ging er auch hier rasch und energisch vor. Schon 1780 wurden auf seinen Befehl Pläne für eine neue Flotte ausgearbeitet, und als am 4. Oktober 1786 die beiden Kutter „La Juste" und „Le Ferme" aus Ostende (Österreichisch-Belgien) in Triest einliefen, war die österreichische Marine wiedergeboren worden. Noch im gleichen Jahre bestimmte der Kaiser, daß die alte babenbergische Fahne Rot-Weiß-Rot von nun an die österreichische Seeflagge zu sein habe. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten österreichische Schiffe den Doppeladler und die schwarz-gelben Farben des Heiligen Römischen Reiches geführt. In den Franzosenkriegen erfuhr die österreichische Marine eine grundlegende Umgestaltung, nachdem die Republik Venedig 1797 an Österreich gefallen war. In der Zeit bis 1848 überwog nun das Venetianische in der österreichischen Marine, die Traditionen der Republik Venedig lebten in den in österreichischen Dienst übernommenen Offizieren und Mannschaften, Italienisch war Kommando- und Bordsprache, so daß es psychologisch verständlich ist, daß bei Ausbruch der Revolution jener Teil der

Schiffe, der gerade in Venedig lag, zur provisorischen Regierung Daniele Manins überging, die die Wiederherstellung der Republik Venedig proklamierte. Im Vormärz hatte diese österreichisch-venetianische Seemacht nur wenige militärische Aktionen durchzuführen: 1821—1829 während des Griechischen Aufstandes den Schutz der Schiffahrt in der Levante (=östlichem Mittelmeer), 1829 in dem beinahe zum Kolonialkrieg ausgearteten Konflikt zwischen Österreich und Marokko; während der internationalen Intervention der europäischen Mächte gegen den Vizekönig Mehemet Ali von Ägypten. Bei dieser Gelegenheit erstürmte Erzherzog Friedrich, der Sohn des Siegers von Aspern, der sich für die Laufbahn des Seeoffiziers entschieden hatte, an der Spitze österreichischer und englischer Marinesoldaten am 26. September 1840 die Stadt Saida. Viel wichtiger war es, daß auch die österreichische Handelschiffahrt an Bedeutung gewann. Die „Donaudampfschiffahrtsgesellschaft" ließ seit 1834 den ersten Dampfer auf dem Mittelländischen Meer, die „Maria Dorothee", zwischen Triest, Smyrna und Konstantinopel verkehren. Im Jahre 1836 wurde in Triest der „Österreichische Lloyd" (heute: Lloyd Triestino) gegründet, der die Schiffahrt in die Levante, den fernen Osten und Südamerika übernahm. Zu seinen Gründern gehörte der Kärntner **Maria Franz Thaddäus v. Reyer** (1761—1846), einer seiner bedeutensten Präsidenten war der spätere Handels- und Finanzminister **Ludwig v. Bruck** (1798—1860). Der Österreichische Lloyd begann mit einem Aktienkapital von 1 Million Gulden und hatte dasselbe bereits 1855 auf 16 Millionen erhöht. Seine Flotte zählte 1847 21 Dampfschiffe, 1854 60 Dampfer. Es ist interesant zu hören, daß die erste große englische Dampf-

schiffahrtsgesellschaft, die Cunard Steam Ship Company, erst im Jahre 1840, die Hamburg-Amerika-Linie (Hapag) 1856 und der Norddeutsche Lloyd 1857 gegründet wurden. Österreichs Dampfschiffahrt auf hoher See ging allen voran.

Mit der Niederwerfung der Revolution in Italien und der Wiedereroberung Venedigs begann der letzte Abschnitt in der Geschichte der österreichischen Marine. Man brach mit der venetianischen Tradition und wählte Pola zum neuen Hauptkriegshafen. Der Däne **Hans Birch v. Dahlerup** hatte schon im März 1849 als k. k. Vizeadmiral den Oberbefehl übernommen und eine Reihe von weiteren Offizieren deutscher und schwedischer Herkunft wurden in die Flotte eingestellt. 1853 fiel auch die italienische Kommandosprache an Bord der österreichischen Kriegsschiffe. Nach einer Übergangszeit von vier Jahren übernahm der Bruder des Kaisers, Erzherzog **Ferdinand Max** (1832—1867), später als Kaiser von Mexiko in Queretaro von den Republikanern erschossen, die Aufgabe, die österreichische Marine so auszugestalten, wie es einer Großmacht würdig wäre. Der Erbe des Erzherzogs wurde Österreichs größter Seemann, der Steirer **Wilhelm v. Tegetthoff** (1827—1871), der durch die Siege von Helgoland (1864) und Lissa (1866) die Augen ganz Europas auf sich lenkte. Unter seinen Nachfolgern als Marinekommandanten sind noch die Admiräle **Hermann v. Spaun** (geb. 1833 in Wien, gest. 1919 in Görz) und **Anton Haus** (geb. 1851 in Tolmein, gest. 1917 an Bord des größten österreichischen Schlachtschiffes „Viribus Unitis") zu nennen. Auch der Erzherzog-Thronfolger **Franz Ferdinand d'Este** brachte der Ausgestaltung der Marine entschiedenes Interesse entgegen. Bis

zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges waren es nur wenige Ereignisse, die das Leben der Flotte bewegten. Erwähnt sei bloß die Teilnahme an der Befreiung der europäischen Gesandtschaften in Peking anläßlich des chinesischen Boxeraufstandes (1900). Auch die österreichische Handelsmarine nahm in diesen Jahrzehnten des Friedens einen raschen Aufschwung und neben dem „Österreichischen Lloyd" entstanden eine Reihe weiterer Schiffahrtsgesellschaften. Für die wissenschaftliche Erforschung der Welt wurden die Reisen der österreichischen Fregatte „Novara" um die Erde (1857—1859) und der Vorstoß der österreichisch-ungarischen Nordpolexpedition (1872—1874) auf dem „Tegetthoff" bis zum 82. Breitegrad von Bedeutung. Die alten Seegesetze, die noch aus der Zeit Maria Theresias für die österreichische Handelsschiffahrt galten (der Editto politico per la navigazione) und die den Seegesetzen Venedigs und Ragusas nachgebildet waren, wurden in der Ära des Neuabsolutismus (1849—1859) unter Franz Joseph I. überarbeitet und neu gefaßt. Es entstand eine Zentralseebehörde, die alle Agenden der Handelsschiffahrt an sich brachte (1850). Die nautischen Schulen erhielten mit Dekret vom 26. Juli 1852 eine neue Fassung: an ihnen konnte das Steuermannspatent und das Kapitänspatent für große Fahrt erworben werden. Um Verdienste in der Handelsschiffahrt zu belohnen, verfügte das kaiserliche Patent vom 16. April 1850 die Einführung einer Ehren-Flagge für die österreichische Handelsschiffahrt: sie wurde als weiße Ehrenfahne jenen Schiffen verliehen, die ein neues Land entdeckten oder sich sonst um die österreichische Seefahrt und die nautische Wissenschaft Verdienste erworben hatten, als rote Ehrenfahne jenen, die einen be-

waffneten Angriff von Seeräubern auf ihr Schiff abgewehrt hatten oder der Kriegsmarine bei Aktionen hilfreich zur Seite gestanden waren. Nach dem Tod des Kapitäns, der sie erhielt, sollte sie zu ewigem Andenken im Rathaussaal seiner Geburtsgemeinde aufbewahrt werden. Im Zusammenhang damit muß auch erwähnt werden, daß mit der Schaffung der „Österreichisch-Ungarischen Monarchie" durch den Ausgleich (siehe Dualismus) im Jahre 1867 auch die Fahne der Handelsschiffe geändert wurde. Das durchgehende rot-weiß-rote Tuch wurde nun in dem unteren roten Feld geteilt und zur Hälfte in grüner Farbe geführt, so daß auch die ungarische Fahne (rot-weiß-grün) in Erscheinung trat.

In den Jahren 1914—1918 hatte die österreichische Flotte die Aufgabe, die Küsten gegen feindliche Angriffe zu schützen. Mit dem Ende des alten Österreich-Ungarn ging auch seine Flotte zugrunde. Am 31. Oktober 1918 wurde um 4,45 Minuten nachmittags die rot-weiß-rote Flagge vom österreichischen Admiralschiff „Viribus Unitis" niedergeholt. Die Republik Österreich war durch die Friedensbestimmungen vom Zugang zum offenen Meere abgeschnitten. Aber Pläne, nach dem Muster anderer Binnenstaaten (z. B. der Schweiz) doch eine Hochseeschiffahrt unter österreichischer Fahne wieder ins Leben zu rufen, tauchten immer wieder auf. Sie sind in der Zweiten Republik in Erfüllung gegangen. Am 20. Jänner 1949 hat das erste österreichische Hochseeschiff, die „Argo" (526 BRT.— Eigentümer „Östrig"-Österreichische Triester Schiffahrtsgesellschaft), den Schnellverkehr auf der Linie Triest-Piräus(Athen)-Smyrna aufgenommen. „Die österreichische Flagge, unter der so große, so zahlreiche Kulturtaten gesetzt wurden, wird wieder in diesen

altbefreundeten Ländern zu sehen sein. Österreichische Seeleute, österreichische Kaufleute werden neben den Künstlern, Gelehrten, Technikern die alten Fäden mit den Mittelmeerländern von neuem knüpfen. Die hohe Tradition der österreichischen Flagge zur See aber wird fortgesetzt im Dienste des Friedens, im Dienste der Menschheit und ihrer gegenseitigen Verständigung" (vgl. „Österreich auf dem Meere", in: Austria, herausgegeben von der österreichischen Kolonie in den Niederlanden, Nr. 42, März 1949).

Missionäre

Das österreichische Volk hat durch Entsendung von Missionären seit jeher regen Anteil an der Christianisierung weiter Gebiete der Übersee genommen. Diese Männer und Frauen dürfen — abgesehen von ihrer religiösen Bedeutung — auch vom allgemeinösterreichischen Standpunkt aus nicht vergessen werden. Sie gehören zu unserem nationalen Erbe, ebenso wie die Männer der Wissenschaft, die Helden der Bauern- und Türkenkriege, die Dichter und Denker unseres Volkes. Einige von ihnen sind auch für den Glauben gestorben. Wir erwähnen:

P. Andreas Wolfgang Koffler, S. J., geboren 1603 in Krems (Niederösterreich), ursprünglich protestantisch, seit 1627 Jesuit. Er wirkte auf der Insel Java und seit 1642 in der chinesischen Stadt Macao, die in den Händen der Portugiesen war. Nach dem Einfall der Mandschus in Nordchina flüchtete die alte Ming-Dynastie nach dem Süden. P. Koffler kam an den Kaiserhof und taufte hier den Kronprinzen, die Kaiserin-Mutter und die Witwe des verstorbenen Kaisers. Der Übertritt des Kaisers selbst scheiterte an

der Forderung der Einehe. Am 24. November 1650 erstürmten die Mandschus die Südhauptstadt Kanton, der Kaiser und der Kronprinz wurden ermordet, P. Koffler selbst starb am 12. Dezember 1652 den Märtyrertod.

P. Karl v. Boranga, S. J., geboren am 29. Juni 1640 als Sohn des kaiserlichen Fechtmeisters Boranga. Er wuchs an der Adria auf, kehrte 1648 mit den Eltern nach Wien zurück und wurde 1656 Jesuit. Er wirkte als Feldgeistlicher und als Lehrer an der Adelsakademie in Fiume (Susak). Er ging dann nach den Marianeninseln und starb 1684 auf der Insel Rota den Tod des Märtyrers während eines Aufstandes der Eingeborenen gegen die Christen.

P. Johann Maria Ratkay, S. J., geboren am 22. Mai 1647 in Pettau. Edelknabe am Hof Kaiser Leopolds I., dann Jesuit. Seit 1680 in Mexiko, wo er schon am 9. November 1684 von Indianern vergiftet wurde, weil er ihnen die heidnischen Trinkfeste untersagt hatte.

P. Eusebius Kühn, S. J., geboren am 10. August 1944 in Südtirol (Nonnsbergtal). Seit 1665 Jesuit, geht er 1678 in die spanischen Kolonien. Astronomische Beobachtungen führten ihn dazu, in Mexiko 1681 eine Schrift über den Kometen von 1680 herauszugeben. Seit 1686 ist er Oberster der Missionen in Kalifornien. Er stellte als erster fest, daß Nieder-Kalifornien eine Halbinsel sei und erreichte 1701 den Rio Colorado. Seine geographischen Arbeiten bieten die Grundlage, auf denen spätere Geographen (wie Humboldt) aufbauten. Er wurde am 15. März 1711 in St. Magdalena von aufrührerischen Indianern erschossen.

P. Klemens Raiffer, O. F. M., geboren 1624 als Sohn eines vornehmen Brixener Bürgers in Südtirol. Seit 1646 Mitglied des Franziskanerordens wurde er

als Prediger für die Waldensergemeinden im savoyischen Hochland bestimmt. Die Waldenser sind eine von der katholischen Kirche getrennte Glaubensgemeinde, schon im 13. Jahrhundert entstanden, die sich heute noch in den Hochtälern Savoyens und Piemonts in zahlenmäßig kleinem Rahmen behauptet. Seit 1627 war eine Franziskanermission zu ihrer Bekehrung eingesetzt. Am 14. Mai 1655 wurde P. Raiffer im Kloster S. Secondo von Waldensern überfallen, die das Kloster zerstörten und ihn mit einen Mitbruder gefangennahmen. Im Orte El Recetto wurde P. Raiffer niedergemacht.

P. Liberat Weiß, O. F. M., geboren am 1. Jänner 1657 in Konnersreuth (Bayern), gehört er hieher, weil er 1693 in das Grazer Franziskanerkloster eintrat. 1698 in Wien zum Priester geweiht, wirkte er zuerst als Seelsorger in Langenlois bei Krems und in Graz. 1703 meldete er sich zur Afrika-Mission und gelangte nach vielen Mühen 1712 nach Gondar, der damaligen Hauptstadt des Kaiserreiches Abessinien. Nachdem er den Kaiser beinahe für den katholischen Glauben gewonnen hatte, erfolgte ein Thronwechsel und P. Weiß wurde am 3. März 1716 in Gondar hingerichtet.

P. Engelbert Kolland, O. F. M., geboren am 21. September 1827 in Ramsau (Zillertal). Aus protestantischer Familie, wurde sein Vater durch den Erzbischof Friedrich Fürst Schwarzenberg von Salzburg persönlich für die katholische Kirche gewonnen. Seit 1847 war der junge P. Engelbert Franziskanermönch. Er beschäftigte sich mit orientalischen Sprachen und ging nach seiner Priesterweihe (1851 in Bozen) nach Jerusalem. Später kam er nach Damaskus und wurde hier am 10. Juli 1860 während des Pogroms gegen die Christen, der von

Seite der mohammedanischen Drusen durchgeführt wurde, ermordet. Seit 1926 ist er selig gesprochen.

Bischof Cassian **Spiß,** O. S. B., geboren am 12. Juni 1866 in St. Jakob (Tirol). Seit 1889 Priester, ging er 1893 nach Ostafrika. Er schuf eines der ersten Wörterbücher der Kisuaheli-Sprache. Seit 1902 war er Bischof und Apostolischer Vikar von Süd-Sansibar. Am 14. August 1905 wurde er zu Liwal während eines Negeraufstandes erschlagen. (Vgl. Franz Österreicher: Vergeßt Eure Helden nicht! Österreichische Märtyrer-Missionäre, IV. Heft der „Veröffentlichung des Kath. Akad. Missionsvereins", Wien, 1935).

Musik

Österreich ist als Land der Musik in der ganzen Welt bekannt. Die musikalische Überlieferung ist schon sehr alt. Bereits im Mittelalter haben die frohen Weisen der Minnesänger zum Liedgut des Volkes gehört. Seit 1288 sind die Innungen der Spielleute und Sänger amtlich anerkannt und gegen Ausgang des Mittelalters wird das Oberspielgrafenamt errichtet, dem alle „fahrenden Leute" (Musiker, Sänger, Schauspieler) in ganz Österreich unterstehen. Seit Kaiser Maximilian I. gibt es eine kaiserliche Hofkapelle. Einer der ersten, der die Musikmeisterstelle (symphonista regius) bekleidete, war **Heinrich Isaac** (1450—1517), der auch kaiserlicher Gesandter bei der Republik Florenz war. Sein Schüler **Ludwig Senfl** (1485—1555), ein Holländer, wurde sein Nachfolger an der Wiener Hofkapelle. Als Organist wirkte in diesem Kreise ein **Paul Hofhaymer** (1459—1537). Eines der wichtigsten musikhistorischen Denkmäler, das wir haben, ist das 1544

erschienene „Liederbuch" des Dichters **Wolfgang Schmelzl** (1500—1557), eine Sammlung, in der sich „der österreichische Charakter durch die Züge des Idyllischen, Bäurischen, Komischen, Karrikierten ausdrückt, der sich in dem Bestreben zeigt, zwischen den erhabensten und den niedrigsten Texten zu wechseln" (Gervinus: Geschichte der Deutschen Dichtung, II. Bd. VII., S. 480). Die Komposition in Schmelzls Liederbuch nähert sich schon der modernen Art der Italiener. Es ist aber nicht einfache Übernahme. Die Stimmung für die neue Musik war bereits im Unterbewußtsein vorhanden. Die verschiedene politische Entwicklung, die die österreichischen Länder einerseits und die deutschen Territorialstaaten auf der anderen Seite mitmachten, drückte sich in der Musik in der Weise aus, daß wir in Österreich die volkstümliche Liedkunst weiter blühen sehen, die jetzt sogar bis zu einem gewissen Grad über den gregorianischen Choral die Oberhand gewinnt, ihrerseits aber religiöse Motive annimmt. Der neue italienische Stil kam unter **Jacobus Gallus** (Jakob Handl 1550—1591) zur Herrschaft. Italienische Künstler fanden am Wiener Hof gastliche Aufnahme. Aber schon gelang es im 17. Jahrhundert dem berühmten Geigenmacher **Johann Heinrich Schmeltzer** (1623—1680) die Würde eines Hofkapellmeisters zu erlangen, dem ersten Österreicher, der diese Stelle erreichte. Diese barocke Musik fand auch in Mitgliedern des habsburgischer Hauses selbst ausübende Künstler. 1649 erscheint aus der Feder des Kaisers **Ferdinand III.** (1637—1657) das „Drama Musicum", die erste Nachschöpfung einer italienischen Oper. Der Sohn Ferdinands III. Kaiser **Leopold I.** (1657—1705) komponierte 79 kirchliche und 180 weltliche Stücke

(darunter 2 Messen und 17 Ballette). 1685 fand eine Vorstellung des Singspieles „Sklavinnen auf Samie" statt, dessen Verfasser und Komponist der Kaiser war. Bis in die Zeit Beethovens hinein wurden Kirchenmusikwerke Leopolds I. in den Wiener Kirchen aufgeführt. Auch seine beiden Söhne, die Kaiser **Joseph I.** (1705—1711) und **Karl VI.** (1711—1740) waren Komponisten. Die Verbindung mit dem volkstümlichen Lied stellt der größte österreichische Barockmusiker **Johann Joseph Fux** (1660—1741) her, ein gebürtiger Steirer, der seit 1698 „Hofkompositeur" des Kaisers war. In ähnlicher Weise wirkte zeitlich früher der Kirchenkomponist **Johann Stadlmayr** (1560—1648) am Hof der habsburgischen Nebenlinie in Innsbruck. Die Instrumentalmusik, die zur Sonate und zur Symphonie hinführte, entwickelte sich ebenfalls in Österreich rasch. Schon damals fühlten sich die Nicht-Österreicher von dem musikalischen Klima des Landes angezogen, wie jener Engländer **William Young**, der 1653 in Innsbruck die ersten englischen Sonaten erscheinen ließ. Früher als in den anderen Pflegestätten der Musik entstand ferner in Wien der Versuch, die neapolitanische Symphonie mit der Suite zu verbinden. Schöpfer dieser viersätzigen Symphonie wird der Hoforganist **Gottlieb Muffat** (1691—1770) mit seinen „Componimenti musicali". Das volkstümliche Element der österreichischen Musik, das seit den Tagen Walters von der Vogelweide nicht ausließ, führte zur Entfaltung des Wiener Singspieles. Es „war eine Gattung" — so schreibt V. Helfert (Zur Geschichte des Wiener Singspiels in der Zeitschrift für Musikwissenschaft, V. Bd., S. 208) — „die ihre Entwicklungsbedingungen unabhängig vom norddeutschen Singspiel hatte. Es war haupt-

sächlich das französische Vaudeville und das italienische Intermezzo, aus denen das Wiener Singspiel seine Kräfte zog. Zweitens geht das Wiener Singspiel zeitlich dem norddeutschen voraus. Während die erste deutsche Übersetzung der englischen Ballad Opera ‚The Devil to Pay' aus dem Jahre 1753 herrührt, hat zu dieser Zeit das Wiener Singspiel schon mehrere Jahre der Blüte hinter sich." Um diese Zeit begann auch der Angriff der einheimische Künstler auf die italienische Oper, die bis dahin die Vorherrschaft am Wiener Hofe inne hatte. Lebte doch ein Mann wie **Pietro Metastasio** (1698—1782), der Textschöpfer einer Unzahl von musikalischen Dramen, seit 1730 in Wien, ohne es jemals mehr dauernd zu verlassen, und wurde im fünfzigjährigen Aufenthalt zum Österreicher. Seine Werke waren von den berühmten Tondichtern des Jahrhunderts bestellt, gesucht und bearbeitet worden. Jetzt begann **Christoph Willibald v. Gluck** (1714—1787) seine Tätigkeit und stellte seine Oper „Alceste" (1767) dem erstaunten Publikum vor. Damit begann jene Reform, die Sonnenfels im ersten seiner „Briefe über die Wienerische Schaubühne" anpreist. Aus ihr erwachsen die beiden ersten großen Musikklassiker Österreichs, die Weltruf besitzen: **Wolfgang Amadeus Mozart** (1756—1791), das Kind Salzburgs, und **Joseph Haydn** (1732—1809), dessen Wiege hart an der niederösterreichisch-burgenländischen Landesgrenze stand. Die heimatliche Landschaft erfüllte so die Seele Haydns, daß er sich für seine Komposition der österreichischen Staatshymne (sie begann mit den Worten „Gott erhalte Franz den Kaiser", siehe auch unter Volkshymne) unwillkürlich Motive aus einem burgenländischen Volkslied holte. Als dritter

erscheint **Ludwig van Beethoven** (1770—1827) im Thronsaal der österreichischen Musik. Er war zwar Rheinländer von Geburt, doch lebte er während seiner großen Zeit in Wien und wurde so wie Metastasio, der Römer, vor ihm zum Österreicher. Und um die Fülle der Genies vollzumachen, trat **Franz Schubert** (1797—1828) als Sänger volkstümlicher Weisen in die Öffentlichkeit. Mit diesen vier Männern hat die österreichische Musik ihre klassische Vollendung erreicht. Sie hält sich auch einige Jahrzehnte auf dieser Höhe des Schaffens. Zugleich gibt es die großen Meister des Tanzes, des Wiener Walzers, dessen Urform bis in das Mittelalter und auf umgeformte oberösterreichische Ländlertänze zurückgeht; wir nennen ihre wohlbekannten Namen: **Josef Lanner** (1801—1843), **Johann Strauß Vater** (1804—1849) und **Johann Strauß Sohn** (1825—1899). Aus dem alten Singspiel ist unter verschiedenen Einflüssen die moderne Operette entstanden. **Franz von Suppee** (1819—1895) und **Carl Millöcker** (1842—1899) sind ihre Meister, denen sich der jüngere Johann Strauß mit der „Fledermaus" und der Altmeister **Franz Lehar** (1870—1948) beigesellen. Und wie um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert Beethoven aus der Fremde nach Wien kam, so geht es um die Wende des 19. zum 20. Jahrhunderts dem Hamburger **Johannes Brahms** (1833—1897) ebenso. Zusammen mit dem viel zu viel verkannten **Hugo Wolf** (1860—1903), dem Schöpfer des „Corregidor", und mit **Gustav Mahler** (1860—1911) wurde von ihm die Tradition der Schubert'schen Liedertechnik weiter fortgeführt. Sie sind Zeitgenossen eines der gewaltigsten Symphoniker, des Oberösterreichers **Anton Bruckner** (1824—1896), in dessen Leben ebenso ganz innig österreichisches Wesen zum Ausdruck kommt wie in

seinem Werk. „Während Mendelsohn, Schumann und Brahms, gläubig zu Beethoven aufblickend, versuchten, die Beethovenschen Formen mit neuem Inhalt zu erfüllen, während Liszt und Wagner in der Verbindung mit der Dichtung, dem Programm und der Bühne dem Vergleich mit Beethoven aus dem Wege gingen, hat Schubert in seiner C-Dur-Symphonie einen von Beethoven unabhängigen Weg beschritten, ist an Beethoven gewissermaßen unbekümmert vorbeimarschiert. Schuberts hier abgelegtes Bekenntnis zu einer naiven Musizierfreudigkeit, zu einer Musik, die sich die Regeln selbst gibt und von traditionellen Formen nur Kenntnis nimmt, wenn sie diesem elementaren Musizierbedürfnis entsprechen, hat der österreichischen Symphonie neue Wege gewiesen. (K. u. M. Blaukopf: Von österreichischer Musik, Wien, 1947, S. 26). Und diesen neuen Weg hat eben Bruckner zur Vollendung geführt, auf den die Oberösterreicher ebenso stolz sind, wie die Burgenländer auf ihren **Franz Liszt** (1811—1886) aus Raiding. „Ob Bruckner nun Symphonien schreibt oder Messen, immer ist es seinem Gott zu Ehren, und die armseligen Trennungen zwischen kirchlich und weltlich, religiös und profan verschwinden für sein schöpferisches Gefühl" — so urteilt Max Graf (Anton Bruckner in: Die Musik 1901). An Anton Bruckner und Mahler knüpft die moderne Musik eines **Arnold Schönberg** (geb. 1874) an, dessen „Harmonielehre" (1911 erschienen) seit dem 1725 erschienenen Werk von J. J. Fux „Gradus ad Parnassum" das bedeutendste theoretische Werk der österreichischen musikalischen Entwicklung darstellt. Schönbergs neue Wiener Schule ist die radikalste unter allen Musikschulen der Gegenwart. Dem Expressivo huldigen weiter die Kompositionen von **Franz Schmidt**

(1874—1939), **Joseph Marx** (geb. 1882), **Wilhelm Kienzl** (1857—1944) und **Julius Bittner** (1874—1939); auch **Richard Strauß** bekannte sich im „Rosenkavalier" dazu. Am Ende des Weges, den wir zurückgelegt haben, stehen die beiden Werke, die Oper „Wozzek" von **Albin Berg** (1885—1935) und das „Liederbuch aus den österreichischen Alpen" von **Ernst Křenek** (geb. 1900). Die Kraft des österreichischen Geistes bewährt sich immer wieder und läßt für die weitere Zukunft der Musik in unserem Vaterland das Beste hoffen. (Vgl. zur Geschichte der österreichischen Musik: K. u. M. Blaukopf: Von österreichischer Musik. Wien. 1947, und Erich Schenk: 950 Jahre Musik in Österreich, Wien, o. J./1946/).

Namen

Wir geben im nachstehenden eine Namenserklärung der wichtigsten österreichischen Berge, Flüsse, Landschaften und Orte.

1. Landschaften, Gebirge, Flüsse

Aist, Agasta, röm. Personennamen: Agestes
Alpen, kelt. alb-hoch, alpa-Gebirge
Arlberg, arle-Legeföhre (Latsche)
Attersee, vom Personennamen Athari
Bisamberg, Personennamen Boso oder Puso
Bodensee, vom Althochdeutschen bodam=Boden
Brenner, nach dem rhätischen Volk der Breonen
Dachstein-Dagobertstein?
Dobratsch, altslavisch dombr-Eichenwald
Donau, keltisch, latinisierte Form Danuvius-Strom
Drau, slov. Drava, lat. Dravus, ligurischer Sprachherkunft
Eisack, vom röm. Isarcus
Enns, vom keltischen Anisa-Sumpffluß
Erlaf (Erlauf), illyr. Erlalpe, keltisiert Arlage—Erlenfluß
Feistritz, slav. Bistrica—Wildbach
Finstermünz, aus dem lateinischen Venustus mons
Glan, keltisch glanos—Lauterbach

Glein (Alpe), slov. glina, hlina—Ton, Lehm
Gurk (Fluß), slavisch krkati—brausen, rauschen
Hagengebirge, althochdeutsch Hage-Almzaun, Wildgehege
Hausruck-Husrukk—Waldgebirge (?)
Höllengebirge, keltisch hel—wild, furchtbar
Ill-Illa
Inn, keltisch Ine—der Fließende
Isper, altslav. izvor—fließendes Wasser
Jauerling, slav. javornik—Ahornberg
Jauntal, keltisch Juenna
Julische Alpen—lateinisch Alpis Julia
Kammersee, (Attersee), Ort Kammer, vom lat. camera—Herberge
Kamp, keltisch kambos—der Krumme
Karawanken, keltisch karvankos—Hirschberg
Karnische Alpen, illyrisch—keltisch: Volk der Karni
Kärnten, Carantana, vom keltischen carant—Freund
Katschberg, auch Katzberg-Katzentauern
Koschuta, slow. Hirschkuh
Krappfeld, 890 Chrapuchfeld, wahrscheinlich Buchenwald
Lahnsattel, von Lahn—Lawine
Lassing, slavisch laz—Rodung
Lavant, keltisch albantus—Weißenbach
Lech, lat. Licus—Steinfluß (?)
Leitha, althochdeutsch Litaha, Wasser an der Leiten
Lieser, germ. laisa, Abhang—Bergfluß
Liesing, altslavisch lesinica—Waldbach
Lurnfeld, 871 Liburnia, identisch mit Teurnia (?)
Machland, Achlant—Land der Achen—Bäche
Mannhartsberg—Meinhartisberg—Berg eines Meinhart
March, marcha-illyrisch marus—Sumpffluß
Mondsee, altdeutscher Personenname Mano
Montafon, mont—Berg und davo—hinten
Mur, keltisch, mor—Sumpf
Mürz, Muoriza, slavische Verkleinerungsform von Mur (?)
Naarn, keltischer Wortstamm
Ötscher, altslavisch otcan—Gevatter
Palten, urslavisch palta, slav. blato—Sumpf
Pasterze, slov. posterica—Steinwand (?)
Pielach, bielaha, slav. bela—Weißache
Piesting, slav. besinica—„Rasende“
Pinka, 891 Pennichaha, pene (slav.) Schaum—Schaumwasser (?)

Pulkau, altslav. Pulkaha aus quadischer Urform—Volkache
Pustertal, slav. pust—öde
Raab, röm. Arrabo
Ramsau, altdeutsch rams—Bärenlauch
Saalach, kelt. sal—Fluß (?)
Saifnitz, slav. zabnica von zaba—Frosch
Sesaplana, Sasa plana—ebener Felsen
Schwarza(u), Suarzaha—Schwarzwasser
Semmering, altslav. smrka—Fichte, slov. cemernik—Griesgram
Stubai, röm. Stupeja
Tauern, kelt. Furo—Übergang
Thaya, illyr. Dujas—rauschender Fluß, slavisiert
Tennengebirge, Tannen (?)
Traisen, kelt. Tregisama—die sehr schnell Laufende
Traun, kelt. Druna
Triesting, slav. Tresnica—die Rasende
Verwall (Ferwall), fer—Eisen(tal)
Vintschgau, Gau der räthischen Venostes
Wachau, 830 Umahouva—Wasserlauf der Wachen
Wallersee, vom althochdeutschen Walchhari
Walsertal, nach den aus Wallis eingewandeten Bewohnern
Wipptal, lat. Vipitenum
Ybbs, Ipusa, kelt. Grundform Ivisa (evo—Eibe)
Zaya, illyr. Tajam—Wasser
Zollfeld, Zoll (Maut)stelle

2. Siedlungen

Admont, Adamunta, slav. trübes Wasser
Alland, Adaleth, Personenname
Aschach, Eschenfluß
Aussee, slav. Aussa—Sumpfwasser
Bregenz, röm. Brigantium
Eisenstadt, ursprüngl. Kleinmartinsdorf, dann Kismarton, starke, unbeugsame Stadt
Faak, 1268 Vech, von Bace, Nebenform zu slav. bratru—Brüder
Ferlach, 1253 Voerelach, aus slov. Borovlj—im Föhrenwalde
Fischamend, althochd. Fiscagemundi—Fischamündung
Friesach, slov. Brezah—Leute im Birkenholz
Gänserndorf, Gänstribendorf—Dorf der Gänsetreiber
Garsten, slav.: hvrastu—Gestrüpp

Gaschurn, von rom. ca (casa—Haus) und sura (oben)
Gastein, rom. Gastuna (?) oder slav. hvost—Gesträuch
Gilden, nach dem heiligen Aegydius
Gloggnitz, slav, clocnica—sprudelnder Bach
Gmunden, aus Gemünd, Mündung der Traun aus dem See
Graz, von slav. gradec—kleine Burg
Gumpoldskirchen, Ort eines Gundobalt
Hainburg, 1042 Haimenburg, Burg des Heimo
Hall, Hallein, Hallstatt, hal—Salz
Heiligenblut, —nach einem Fläschchen heiligen Blutes
Heiligenkreuz, nach einem Stück des heiligen Kreuzes
Hermagor, 1169 Hermachores, später St. Ermagor
Hollabrunn, althochd. holerinprunen—Hollerbrunn
Hüttenberg, vom althochd. Personennamen Huoto
Ischl, kelt. Esc, röm. Form Escensio
Kalksburg, vom Personennamen Chadalhoh
Kitzbühel, das alte Haediopolis, nach Stadtwappen
Kraubarth von Crovati—Kroate
Krems, 1080 Chremisia, altslav. kremisa—Kieselbach (?)
Laa, mittelhochd. la—Lache, Sumpf
Landsberg, slav. lönca—Wiesen
Langenlois, 1080 Liubisa, altslav. ljubu—lieb
Leibnitz, 1127 Libnize, slov. lipa—Linde
Leoben, 982 Liubina, altslav. ljub—lieblich
Liezen, 1135 Luozen, altslav. laka—feuchte Au
Linz, aus dem Keltischen, romanisiert Lentia
Malborghet, 1394 Bonborghetto (guter Ort), seit 1398 mal borghetto (böser Ort)
Marburg, 1180 Marchburg—Markburg
Matrei, röm. Matrejum
Mautern, Mutaren—„bei den Zöllnern"
Melk, Medeliche, altslav. Medjilicu—Waldbach
Mödling—Melk
Neunkirchen, 1094 Niewenchirchum, zur „Neuen Kirchen"
Ossiach, slov. Osojane, Ort auf der Schattenseite
Paznaun, rom. pozzignone (Brunnen oder Land ?)
Pöchlarn, Ort der Pecher (Harzgewinner)
Pölten, St. Hippolytus
Pontafel, rom. Brückendorf
Preblau, slav. Prebjub—slav. Personennamen
Raabs, althochd. Personennamen Ratgoz
Retz, altslav. resica—kleiner Fluß

Ried, Ried—Rodung
Rosenbach, slav. roz; hat nichts mit der Pflanze zu tun
Rottenmann, „bei den Roten"
Schladming, 1180 Slaeuenich, slov. slap—Strömung (?)
Schlägl, slag—Holzschlag
Schwaz, früher Suarzes, lat. Sebatum
Seckau, 1143 Sekowe, slav. sekati—schneiden, roden (?)
Sillian, röm. Sullianum
Staatz, altslav. stavica—Standlager
Stanz, rom. stauria, stanza—Stube, Herberge
Straß, Straßgang, mittelhochd. strazza—Straße, slav. straza—Wache
Toblach, die aus dem „Tobel" (Engschlucht) kommende Ache
Velden, Velben (Weide)
Vellach, slav. Bela—Weißwasser
Villach, (mundartlich Fillach), keltisch, lat. bilachinium oder villaadaquas
Völkermarkt, althochd. Personennamen Volcho
Waitzenkirchen, althochd. Personenname Wazo
Walchen, Ansiedlung von Romanen (Walchen)
Wels, röm. Ovilava
Wien, röm. kelt. Vindobona, kelt. vido—wild, vindo—weiß
Wieselburg, 10. Jhdt. Zwisila, am Zusammenfluß zweier Bäche
Wilten, röm. Veldidena
Zistersdorf, 1160 Zistinesdorf, nach einem slav. Personennamen
Zwettl, altslav. Svetla (dolina)—lichtes Tal.

Natio Austriae

Die „Natio Austriae" (österreichische Nation) wurde 1384 durch Herzog Albrecht III. an der Wiener Universität geschaffen. Bekanntlich waren die mittelalterlichen Universitäten nach „Nationen" ihrer Studenten organisiert. Den Anfang damit machte die Universität Bologna, an der es die Nationen der „Germani", „Galici", „Picardi", „Burgundiones", „Pictevensis - Vascones", „Turonenses - Cenomanenses", „Provinciales", „Catalani", „Hungari", „Poloni", „Hi-

spani", „Angli", „Tuschi", und „Lombardi" gab. Wie man sieht, deckt dieses Verzeichnis sich durchaus nicht mit den üblichen Völkernamen. Von hier aus wurden die Universitätsnationen von den Universitäten in Padua, Verona, Oxford, Paris (Mitte des 13. Jahrhunderts), Prag, Wien und Leipzig übernommen. An der Wiener Universität besteht nun neben der „österreichischen Nation" die Nation der „Saxones" „Bohemi" und „Hungari". Die Ordnung Albrechts III. erscheint deshalb interessant, weil er in der „Natio Austriae" ganz im Sinne der modernen Staatsnation alle aus den habsburgischen Ländern stammenden Studenten vereinigt. Es heißt wörtlich: „Wir ordnen an und wollen, daß der gesamte Klerus unserer Universität nach dem Vorbild der Pariser Hochschule in vier Teile geteilt sei, die man nach Gewohnheit Nation nennt; und wir ordnen und unterscheiden diese Nationengrenze folgendermaßen: alle Lehrer und Schüler aus unseren Ländern und Herrschaften sollen in einer Nation zusammen gezählt werden mit den ihnen angegliederten Provinzen, nämlich dem Patriarchat Aglei (Aquileja), der Diözese Trient, Churwalchen, ganz Italien und mit den anderen Provinzen und Bezirken jenseits der Berge. Diese wollen wir Nation Österreichs (natio Austriae) nennen, sie soll unter allen übrigen Nationen die erste sein". — Der hier genannte italienische Anteil war immer sehr schwach -- zwischen 1385 und 1400 etwa 1% -- und so bildeten denn tatsächlich fast ausschließlich die Angehörigen der habsburgischen Länder die „österreichische Nation" der Wiener Universität.

Nation

Der größte Nachteil bei Diskussionen und geistigen Auseinandersetzungen bleibt es, wenn man sich nicht derselben Terminologie bedient und so gegenseitig aneinander vorbeiredet. Wenn wir uns mit dem Begriff Nation beschäftigen, so müssen wir uns darüber klar werden, was darunter verstanden werden soll. Nation hängt mit dem lateinischen Wort nasci = geboren werden zusammen und bedeutet in diesem ursprünglichen Sinn irgendeine durch gemeinsame Abstammung verbundene Gruppe von Menschen, etwa das, was wir heute lieber „Stamm" oder „Völkerschaft" nennen. Das politische Volk hieß bei den Römern „populus", das „Volk" im Gegensatz zum Adel „plebs". In diesem Sinn ist die alte formelhafte Wendung SPQR (=Senatus Populusque Romanus = Senat und Volk von Rom) zu verstehen. Das Mittelalter blieb bei der antiken Begriffsdeutung. Die Universitätsnation (vgl. Stichwort Natio Austriae) entsprach dem Begriff der „Landsmannschaft". Eine erste Umdeutung erfuhr das Wort gegen Ende des Mittelalters. Sie „ist im 14. und 15. Jahrhundert in Florenz aufgekommen. Dort haben in den heftigen Parteikämpfen die Sieger ihre Gegner aus der Stadt verbannt und die Regierung mit Hilfe ihres Anhanges, des ‚stato', geführt woraus der Begriff des Staates als Machtkomplex entstanden ist. Die vertriebenen Florentiner hielten sich aufs engste zusammen und beanspruchten, die eigentliche nazione ihrer Vaterstadt darzustellen, während sie dem herrschenden principe und seinem stato eine Usurpationsschuld gaben. Durch die Schriften des Machiavelli übertrug sich diese Auffassung eines Gegensatzes von Staat und Nation auch auf andere

Länder, in denen seit dem 16. Jahrhundert die fürstliche Gewalt schärfer zusammengefaßt wurde. Solange aber Reichsstände an der Regierung des Landes beteiligt waren, erhielt sich als Bezeichnung für die nur gehorchende Volksmasse die Bezeichnung peuple oder people. ‚Nation' wurde besonders für aus der Fremde gekommenen Gruppen von Kaufleuten gebraucht, die an ihrem Aufenthaltsort kein Staatsbürgerrecht hatten, oder für die Landsmannschaften, in denen sich an den Universitäten die Studenten zusammenhielten. Da auch die nach Nationen organisierten Fremden als Inhaber gewisser Rechte anerkannt wurden, so kam bei den französischen Juristen für diejenigen von ihnen, die französischen Staatsangehörigen gleichgestellt wurden, die Bezeichnung der Naturalisierten auf, und Leibniz prägte dafür das Wort ‚Nationalisierte'. Weil mit peuple der Sinn der niederen Klassen verbunden blieb, der dem deutschen ‚Pöbel' entspricht, entstand in Frankreich bei der Opposition gegen den Despotismus des Königs das Bedürfnis, einen neuen Ausdruck für den Begriff der Untertanenschaft zu finden, der jetzt auch die höheren Stände sich einfügen mußten. Dazu bot sich die früher ohne jeden politischen Beigeschmack gebrauchte Vokabel ‚Nation' dar. Hatte man früher nur Ausländern gegenüber die französische Nation als abgeschlossene Volksgemeinschaft aufgefaßt, so nutzte man jetzt diesen Ausdruck staatsrechtlich im Sinne von Untertanenverband und in bewußtem Gegensatz gegen die vom König ausgehende Vielregiererei aus. Dieser von den Parlamenten geförderten publizistischen Sinnverschiebung trat König Ludwig XV. mit der Auffassung entgegen, daß auch das Königtum der französischen Nation angehöre und die Gesamt-

leitung ihrer Interessen behalten müsse. Aber die entgegengesetzte Auffassung setzte sich im allgemeinen Sprachgebrauch fest, wobei zugleich der ‚Nation' nach den Ideen des Contrat Social von Rousseau eine über den absoluten Herrscher hinausgehende höchste Gewalt zugeschrieben wurde. Namentlich das Adjektivum national gewann plötzlich einen Sinn, der allem, was man damit in Verbindung bringen konnte, statt wie früher eine Beschränkung, jetzt den Stempel unbedingter Berechtigung aufprägte. Diese Abwandlung der Bedeutung von Nation und national vollzog sich zuerst in Frankreich und wurde erst später in England und in den Vereinigten Staaten wirksam" (Ludwig Rieß: Die Basis des modernen Europa, München und Berlin, 1923, S. 568 ff.). Diese Gleichsetzung von Nation = Staatsbürgerschaft und Nationalität = Staatsangehörigkeit ist im westlichen Europa die alleinherrschende. Die Académie Française nahm das Vokabel nationalité zwar erst 1835 in diesem Sinn in ihr Wörterbuch auf, aber schon 1815 konnte auf dem Wiener Kongreß von der württembergischen Regierung die Erklärung abgegeben werden, „daß doch nicht die Absicht sein kann, aus verschiedenen Völkerschaften, z. B. Bayern und Preußen, eine Nation zu machen" (vgl. Treitschke; Charaktere, I. S. 168). Aus dieser Definition ergibt sich klar, daß die Sprache nicht der ausschlaggebende Faktor bei der Bestimmung der Nationalität sein kann. Amerikaner und Engländer schreiben das Englische und doch gibt es eine amerikanische und eine englische Nation; Brasilianer und Portugiesen gebrauchen das Portugiesische, aber eine Portugiese ist kein Brasilianer und ein Brasilianer kein Portugiese. Ebenso verhält es sich mit Spaniern und Argentiniern, mit

Chilenen und Peruanern, mit Venezolanern und Mexikanern, mit wallonischen Belgiern und Franzosen. „Ein Deutschschweizer wird auf die Frage, welcher Nation er angehört, nie antworten, er sei ein Deutscher, sondern nur, er sei ein Schweizer", stellt Edmund Berantzik (Die Ausgestaltung des Nationalgefühls im 19. Jahrhundert, Hannover, 1912, S. 21) fest. Proudhon erklärt: „Die Nation ist das Ergebnis gemeinsamer politischer Institutionen". Bei Renan lesen wir: „Das was in der Hauptsache zur Gestaltung der modernen Nation beitrug, ist das moralische Band, das Völkerschaften, die unter derselben Dynastie lebten, von denselben zentralistischen Institutionen regiert, einigte". Und Matthias Mieses sagt mit der gleichen Betonung: „Der Ausgangspunkt der nationalen Gemeinschaften ist die Staatsidee." Wir können noch eine Reihe weiterer Stimmen folgen lassen, die im wesentlichen dasselbe besagen: „Volk oder Nation, als Subjekt des Völkerrechtes, ist gleichbedeutend mit Staat" (A. Rivier: Lehrbuch des Völkerrechtes, Stuttgart, 1889, S. 1);. Nation ist „die Menge, die sich durch gemeinsame Abstammung als zu einem bürgerlichen Ganzen vereinigt erkannt" (Immanuel Kant); „Der Begriff ‚Nation' drückt die Zielstrebigkeit des politischen Verbandes aus, seinen Willen zur Geschichte, die Tendenz zur Verwirklichung seines Wesens, der ihm zugrundeliegenden Idee" (Werner Sombart); Nation ist „das Streben nach einem selbständigen Staatswesen" (Max Weber); „Ein Volk wird zur Nation, wenn es die Aufgaben erfüllt, zu denen es berufen ist" (Brunstäd); „Die Gestaltung der Eigenart des Volkstums als Aufgabe gefaßt, erscheint als Nation" (Hans Gerber); „Die Nation ist ein Volk in politischer Selbständigkeit oder fähig dazu" (Friedrich Ratzel); „Eine Na-

tion ist eine Gruppe von Menschen, die einen eigenen Staat um seiner Souveränität willen anstrebt" (Walter Sulzbach): „In dem Begriff ‚Nation' liegt eine tiefe antagonistische Tendenz gegen den Blutbegriff ‚Volk', so groß die Verwandtschaft auch sein mag. Volk ist ein ursprüngliches Moment des sozialen Lebens, Nation ein spezifisch moderner Begriff. Volk ist eine rohe, natürlich biologische Realität, Nation mehr eine Idee. Mit dieser soziologischen Entgegensetzung verbindet sich oft eine soziale Unterscheidung. Nation bezeichnet die kulturtragenden und darum nationbildenden Stände im Gegensatz zum ‚Volk', das die niederen Schichten kennzeichnet" (Tönnies). Schließlich noch die Definition, die Stalin gegeben hat: „Nation ist eine historisch entstandene, stabile Gemeinschaft der Sprache, des Territoriums, des Wirtschaftslebens und der sich in Kulturgemeinschaft offenbarenden physischen Eigenart". Diesem vom Staat oder von der Gemeinschaft des geschichtlichen Schicksals und der Gesetze ausgehenden Begriff der Nation steht ein anderer gegenüber, der einzig und allein in der Sprache das Band sieht, das die Menschen zu einer Nation zusammenfaßt. Die Begriffsverwirrung, die Sprachgemeinschaft mit Nation verwechselt und aus der Sprachgemeinschaft jene politischen Folgerungen zieht, die dem Begriff Nation zukommen, ist für viele Trugschlüsse und Fehlentwicklungen der Vergangenheit, besonders in Österreich, verantwortlich. Für uns muß es selbstverständlich sein, daß die geschichtliche Entwicklung den Österreicher in seiner Eigenaart geschaffen hat und daß deshalb eine Anerkennung dieser Realität nicht bloß eine

Forderung der politischen Vernunft, sondern der nüchteren wissenschaftlichen Erkenntnis darstellt. Denn „die Feinde Österreichs wissen, daß es einen ausschließlich politischen Patriotismus nicht geben kann und daß trotz aller Zweckmäßigkeitsgründe, die man für das Bestehen eines selbständigen österreichischen Staates anführen mag, dieser nicht von seinen Angehörigen als Vaterland über alles geliebt und daher Dauer haben wird, wenn ihm keine österreichische Nation . . . entspricht" (Leopold Andrian: Österreich im Prisma der Idee, Graz 1937, S. 396). Die moderne österreichische Wissenschaft aber spricht es durch den Mund des Innsbrucker Gelehrten Otto Stolz ebenfalls klar und deutlich aus: „Wenn die Aufrichtung dieses Staates die Bildung eines Begriffes österreichisches Volk im politischen Sinne verursacht hat, so konnte dies so rasch und selbstverständlich nur deshalb erfolgen, weil dafür die Grundlagen gemeinsamer Abstammung, gemeinsamer Sprache und gemeinsamer Wesensart — trotz mancher Unterschiede — und vor allem auch gemeinsamer Jahrhunderte alter Kultur und Geschichte gegeben waren. Die ganze übrige Welt will ja heute, daß das Volk dieses Staates Österreich sich als eine eigene Nation fühlt und dies läßt sich durchaus mit den angedeuteten wissenschaftlichen Erkenntnissen vereinen" (Otto Stolz: „Die Begriffe Volk und Gemeinschaft in den Tiroler Urkunden" in: Volkskundliches aus Österreich und Südtirol, Wopfner-Festschrift, Wien, 1947, S. 267).

Naturforscher

Wenn wir hier den Begriff der Naturwissenschaften sehr weit spannen und mit der Astronomie beginnen wollen, so können wir eine Blütezeit dieses Wissenszweiges in Österreich bereits am Ausgang des Mittelalters feststellen: **Johann von Gmunden** (geb. 1380 zu Gmunden am Traunsee, seit 1406 Lehrer in Wien, 1423 Dekan der Artistenfakultät der Universität, gest. 1442) galt als der Begründer des mathematischen und astronomischen Studiums. Er war der erste Berechner der Ephemeriden und verband sie mit dem Kirchenkalender. Auf seine Form mußten alle späteren Gelehrten zurückgreifen. Sein größerer Schüler war **Georg von Peuerbach** (geb. 1425 zu Peuerbach in Oberösterreich, Freund und Vertrauter des Kardinals Cusa in Rom, lehnte die Angebote der Universitäten von Bologna, Padua und Ferrara ab und ging nach Wien, starb hier 1461 und wurde in St. Stephan begraben), dem es gelang, ohne Kenntnis des griechischen Urtextes den Almagest des Ptolemäus auf Grund einer lateinischen Ausgabe einer arabischen Übersetzung zu verbessern: eine Arbeit, die von seinem Hineinleben in den alten Stoff zeugt. Der dritte der großen Astronomen Österreichs wurde der gebürtige **Johann Müller,** genannt **Regiomontanus** (geb. 1436 zu Königsberg in Franken, 1448 an der Universität Leipzig, seit 1451 in Wien und Schüler Peuerbachs, nach dessen Tode Begleiter des Kardinals Bessarion in Italien, wo er an den Universitäten Ferrara und Padua als Lehrer wirkte, später Direktor der berühmten Bibliothek des Ungarkönigs Matthias Corvinus in Budapest, gest. 1476 in Rom), der die Forschungen seines Lehrers weiterführte.

13*

Ohne die von Johann von Gmunden aufgestellten und von Peuerbach und Regiomontanus verbesserten Ephemeriden hätten die großen Seefahrer und Entdecker (Columbus, Vasco da Gama, Bartolomeo Diaz) ihre Expeditionen nur unter den größten Schwierigkeiten, wenn überhaupt, zu Ende führen können. Diese Forschungen und Untersuchungen der österreichischen Astronomen schufen mit die Grundlagen, auf denen dann Papst Gregor XIII. 1582 seine Kalenderreform aufbauen konnte. Wie im 15. Jahrhundert wurde Österreich dann wieder zur Zeit Maria Theresias der Sitz einer blühenden astronomischen Wissenschaft. Jetzt besaß sie seit 1734 eine Sternwarte, die durch den Jesuiten **Josef Franz** (geb. 1704 in Linz, Philosophielehrer Kaiser Josephs II., gest. 1776) errichtet worden war und 1755 zur Universitätssternwarte erhoben wurde. Neben Franz wirkte **Maximilian Mell** (geb. 1720 in Schemnitz, seit 1738 Jesuit, seit 1755 Direktor der Universitätssternwarte in Wien, gest. 1792, Grab auf dem Friedhof Enzersdorf im Gebirge), der 37 Bände Ephemeriden herausgab. Es handelt sich bei den schon einige Male erwähnten Ephemeriden um astronomische Tafeln, auf denen der Stand der Sonne, des Mondes und der Planeten für jeden Tag des Jahres verzeichnet stehen. Im Wettkampf mit berühmten französischen Astronomen seiner Zeit gewann dann **Johann Tobias Bürg** (1766—1834, Professor der Mathematik und Physik am Lyzeum in Klagenfurt) 1797 den Preis, den das Nationalinstitut der französischen Republik für die Beantwortung des Themas: „Es sollen aus einer großen Anzahl der besten und zuverlässigsten alten und neuen Mondesbeobachtungen, die wenigstens die Zahl 500 zu erreichen hätten, die Epochen der

mittleren Länge des Apogäums und des aufsteigenden Knotens der Mondbahn bestimmt werden." Auch eine Frau, **Elisabeth v. Matt** (gest. 1814 in Wien) muß in diesem Zusammenhang genannt werden. Sie hatte eine Privatsternwarte und beschäftigte sich wissenschaftlich mit astronomischen Fragen. Das 19. Jahrhundert aber sah den großen Gelehrten **Josef Johann Littrow** (1781—1840), seit 1819 an der Sternwarte in Wien, dessen Werke („Theoretische und praktische Astronomie" und „Vorlesungen über Astronomie") ins Englische übertragen und dort zum Fundament des Studiums gemacht wurden. Auf dem Gebiete der Mineralogie und Geologie finden wir gleichfalls schon unter Maria Theresia bedeutende Gelehrte. So den Siebenbürger **Ignaz v. Born** (1742—1791, seit 1776 in Wien), der noch die alte Methode in der mineralogischen Forschung vertrat. Sein jüngerer Zeitgenosse **Friedrich Mohs** (1778—1834) schuf die mineralogische Härteskala, und dessen Schüler **Wilhelm v. Haidinger** (1795—1871) wurde Direktor der Geologischen Reichsanstalt in Wien. Als Erforscher und Darsteller der Erdrinde wirkte für den ganzen Bereich der Österreichisch-Ungarischen Monarchie **Franz v. Hauer** (1822—1899). Unter allen österreichischen Geologen der bedeutendste wurde **Eduard Sueß** (1831—1914), der seit 1894 Präsident der Akademie der Wissenschaften war. Sein gewaltigstes Werk blieb das „Antlitz der Erde", das er erst knapp vor seinem Tode vollenden konnte. Auch die Erste Wiener Hochquellenleitung (errichtet 1873) verdankt seiner Initiative das Dasein. Als Forscher auf dem Gebiete der Meteoriten und Einordner wichtiger Mineralgruppen ist **Gustav Tschermark v. Seysenegg** (1836—1927) zu nennen, der von 1868—

1877 Direktor des Hofmineralienkabinetts war und später bis 1916 an der Wiener Universität seine Vorlesungen abhielt. Als Erforscher der geologischen Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel ist **Franz v. Toula** (1845–1920) hervorzuheben, der an der Wiener Technischen Hochschule lehrte. Bahnbrechend war auf dem Gebiete der kristallinischen Schiefer **Friedrich Becke** (1855—1931) und um die Erforschung der Karpathen und Alpen machte sich **Viktor Uhlig** (1857—1911) verdient. An der Himalaya-Expedition von 1903 war der Paläontologe der Wiener Universität **Carl Diener** (1862—1928) führend beteiligt. Und schließlich müssen noch die beiden Gelehrten **Otto Ampferer** (geb. 1875, 1935—1937 Direktor der Geologischen Bundesanstalt in Wien) und **Leopold Kober** (geb. 1883, Verfasser der Bücher „Bau und Entstehung der Alpen", „Der Bau der Erde" und „Das alpine Europa") erwähnt werden. Wenn wir nun von Botanik und Zoologie reden, so weisen wir zuerst auf die Gestalt des **Michael Schrick**, auch **Puff** genannt (gest. 1473), hin, der als der erste „Pflanzensammler" in Österreich genannt wird. Das älteste botanische Handbuch der österreichischen Flora stammt vom kaiserlichen Leibarzt **Dr. Paul Fabrizius,** der 1557 einen Führer durch die Pflanzenwelt der Wiener Umgebung herausgab. Berühmter ist das Werk von **Carl Clusius** (eigentlich Charles de l'Ecluse, geb. 1526 in Arras, von Kaiser Maximilian II. nach Wien berufen, 1609 als Professor der Universität Leiden gestorben), der Österreich und Ungarn nach Pflanzen durchforschte. Unter Maria Theresia finden wir dann den großen Pflanzensystematiker **Nikolaus Joseph Jacquin** (1727—1817) in Wien, der sich mit der österreichischen und amerikanischen Flora und

mit der Organisierung des Wiener Botanischen Gartens beschäftigte. Als Begründer der Wissenschaft der Anatomie und Physiologie der Pflanzen lebt **Franz Unger** (1800—1870) weiter fort. Ein „Pflanzenleben" stammt aus der Feder von **Anton Kerner v. Marilaun** (1831—1898), dessen Forschungsgebiet die Hochalpen und die Donaugebiete wurden. Das berühmte Dreigestirn der Wiener botanischen Forschung bestand aus **Julius v. Wiesner** (1838—1916, Begründer der modernen Pflanzenphysiologie), **Hans Molisch** (1856—1937, den mehrere Reisen nach Indien und Japan führten) und **Richard v. Wettstein** (1863—1931), dem Verfasser eines weltbekannt gewordenen Lehrbuches und Forscher auf dem Gebiet des Ausbaues des phylogenetischen Pflanzensystems. Über die theoretischen Grundlagen der Züchtung von Pflanzen arbeitete der Professor an der Hochschule für Bodenkultur in Wien **Erich v. Tschermak** (geb. 1871), der auch einer der drei Wiederentdecker der Mendel'schen Vererbungsregeln war. Durch seine Forschungen über Fische und Kriechtiere wurde **Franz Steindachner** (1834—1919) einer der bedeutendsten Zoologen Österreichs. Er wirkte als langjähriger Intendant der Naturhistorischen Museums in Wien. Begründer des Zoologischen Institutes der Universität war **Karl Claus** (1835—1899). Weitere bedeutende Leistungen erzielte die österreichische Wissenschaft auf dem Gebiet der Physiologie: **Berthold Hatschek** (1854—1939) führte embryologische und vergleichend-anatomische Studien durch; **Ernst v. Brücke** (1819—1892) wandte sich dem Studium des Blutes, des Kreislaufes der Verdauungsorgane, hauptsächlich aber der Farbenphysiologie zu, in **Sigmund Exner** (1846—1926) finden wir den führenden Forscher auf dem Gebiete der physio-

logischen Optik. Und der Professor für Physiologie in Graz **Otto Loewi** (geb. 1877) entdeckte die stofflichen Grundlagen der Reizung des Nervus vagus. Es wurde ihm der Nobelpreis zuerkannt (siehe Nobelpreisträger). In diesem Zusammenhang soll auch auf einige Tatsachen aus dem Bereiche der Geographie und Meteorologie hingewiesen werden. Als einer der ältesten Forscher auf diesem Gebiete muß der berühmte **Johann Cuspinian,** eigentlich Spießheimer, angesehen werden. 1473 zu Schweinfurt (Franken) geboren, studierte er an der Wiener Universität und wurde von Kaiser Maximilian I. zum Dichter gekrönt, der ihn auch zu seinem Leibarzt und Geheimen Rat machte. Er starb 1529 und liegt im Wiener Stephansdome begraben. Sein bedeutendstes geographisches Werk war die „Austria", die nach dem Tode des Verfassers erschien (1553). Auch heute noch bekannt ist das Werk des Geographen **Georg Matthäus Vischer** (geb. 1628 zu Wens in Tirol, Kaplan und Pfarrer, seit 1669 im Dienste der österreichischen Stände, zeitweilig Geographieprofessor in Kremsmünster, gest. wahrscheinlich zwischen 1697 und 1699), dessen „Topographia Archiducatus Austriae" 1672 in Wien veröffentlicht wurde. Sie enthält 509 Abbildungen und besitzt deshalb einen großen Wert, weil viele der aufgenommenen Ansichten von Burgen, Dörfern und Städten den Zustand vor den Verwüstungen durch den Türkenkrieg von 1683 (2. Belagerung Wiens) zeigen. Aus neuerer Zeit ist dann als Schöpfer der österreichischen Alpenkunde **Friedrich Simony** (1813—1896) zu nennen. Als Teilnehmer an der Reise der österreichischen Fregatte „Novara" um die Welt (1857—1859) tritt uns **Ferdinand v. Hochstetter** (1829—1884) entgegen, der sich dann später besonders

der Erforschung Neuseelands widmete. Als hervorragender Klimatologe gab **Julius v. Hann** (1839—1921) eine Reihe bedeutender Handbücher heraus. Begründer der Wiener Geographenschule wurde **Albrecb Penck** (1858—1945), der von 1885—1906 an der Wiener Universität wirkte und dann nach Berlin ging. Er galt als der bedeutendste Eiszeitforscher, mit der er durch sein Studium der Alpengletscher in Berührung gekommen war. Im grönländischen Inlandeis ging der Grazer Universitätsprofessor **Alfred Wegener** (1880—1930) zugrunde, dessen Name mit der von ihm begründeten Theorie über die Entstehung der Kontinente („Kontinentalverschiebung") für immer verbunden bleibt. Schließlich sei noch auf die Tätigkeit **Heinrichs v. Ficker** (geb. 1881), des Leiters der Meteorologischen Zentralanstalt in Wien und Präsidenten der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, hingewiesen. Er arbeitete besonders in der Organisation des meteorologischen Dienstes und der Erforschung der höheren Schichten der Atmosphäre.

Nobelpreisträger

Das österreichische Volk hat der Welt eine Reihe bedeutender Männer geschenkt. Am deutlichsten wird dies bei der Verleihung des Nobel-Preises sichtbar, der bisher an 12 Österreicher gegeben wurde. Ihre Namen sind:

Berta von Suttner (1843—1914), Friedenspreis 1905 (Roman „Die Waffen nieder")

Alfred H. Fried (1846—1921) Friedenspreis 1911

Dr. Robert Barany (geb. 1876) Medizinpreis 1914 (Bahnbrechende Entdeckung auf dem Gebiete der Ohrenerkrankungen)

Dr. Richard Zsigmondy (1865—1929), Chemiepreis 1925

Julius Wagner-Jauregg (1857—1940), Medizinpreis 1927
Dr. Karl Landsteiner (1868—1943), Medizinpreis 1930
Dr. Otto Löwi (geb. 1873), Medizinpreis 1936
Erwin Schrödinger (geb. 1887), Physikpreis 1933
Dr. Viktor Franz Heß (geb. 1883), Physikpreis 1936
Richard Kuhn (geb. 1900), Chemiepreis 1938
Wolfgang Ernst Pauli jun., (geb. 1900), Physikpreis 1945
Dr. Lise Meitner (geb. 1878), in der Atomforschung tätig.

Im Vergleich zu seiner Bevölkerung besitzt Österreich eine viel größere Zahl von Nobelpreisträgern, als ihm prozentuell zukäme. Ein Vergleich mit Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika macht dies deutlich:

	tatsächlich	Sollwert	Faktor
Österreich	12	0,5	18
Deutschland	50	5,0	8
USA	19	11,0	2

Österreich besitzt also 18mal so viel Nobelpreisträger, als es haben sollte. Es hat prozentuell der Welt die meisten Nobelpreisträger geschenkt.

Noricum

Die ältesten mit Namen bekannten Bewohner des heutigen Österreich waren illyrischer Herkunft. Über sie legte sich dann eine Schicht von keltischen Eroberern und diese begründeten das erste uns bekannte Staatswesen auf österreichischem Boden, das Königreich Noricum. So wie die Franzosen ihre gallische und die Engländer ihre keltische Vergangenheit in die Geschichte ihres Landes einbeziehen, so müssen auch wir Österreicher Noricum als die erste staatliche Organisationsform unserer historischen Entwicklung erkennen. Schon im vorigen Jahrhundert haben Albert Muchar (in seinem „Altkeltischen Noricum", Steier-

märkische Zeitschrift 1821/1822 und später im „Römischen Noricum", Graz, 1825/1826) und dann Theodor Mommsen (im V. Band seiner „Römischen Geschichte") sich mit der Tatsache des norischen Staates, der keine bloße stammesmäßige Organisation war, beschäftigt und insbesondere darauf hingewiesen, daß seine Einbeziehung in das römische Weltreich nicht durch Eroberung, sondern durch freiwillige Eingliederung in das Imperium bei weitgehender innerer Autonomie erfolgte. Noricum grenzte im Westen an Rhätien (Innfluß), im Norden an Germanien (Donau), im Osten an Pannonien (Kahlenberggebirge), im Süden und Südosten an Pannonien und Italien (Save und Karnische Alpen). Es umfaßte also im wesentlichen die größten Teile des heutigen Nieder- und Oberösterreich, der Steiermark, ferner Kärnten, Krain, das bayrische Innland, den Pinzgau und Salzburg. Die keltischen Herren von Noricum waren als Träger der Eisenkultur in das Land gekommen, sie brachten Städtebau und höhere staatliche Organisationsformen mit. Diese „staatsrechtliche Überlegenheit, die die Kelten einst über die Germanen bewährt haben" (Kluge-Götze), erklärt auch das Vorkommen mancher keltischer Begriffe (z. B. Reich, Eid, Amt, Vasall) in unserer heutigen Sprache. Ganz besonders interessant ist die Feststellung, daß der Name Noricum mit dem keltisch-(gälischen) Wort noir(nor) = Ost und rik = Reich in Zusammenhang gebracht werden kann, so daß Noricum = Ostreich = Österreich und Noriker = Ostreicher = Österreicher bedeuten würde (so Karl v. Czoernig in seiner „Ethnographie der österreichischen Monarchie", Wien, 1857, S. 90, Anmerkung 2). Bei Festhalten an

dieser These wäre eine Kontinuität des Namens Österreich—Ostarrichi über die bisher älteste Erwähnung im Jahre 996 hinaus bis in die vorrömische Zeit hinein denkbar. Aus Münzen geht hervor, daß das Königreich Noricum in Teillandschaften gegliedert war und wir kennen die Namen von 12 solcher Stammesfürsten (bei Kenner: „Der Münzfund von Simmering in Wien" in der Numismatischen Zeitschrift, 1895). Solche keltische Stämme innerhalb des heutigen Österreich waren die Taurisker (von denen der Name der Tauern herrührt), die sich einfach „Bergbewohner" nannten, die Sevacer zwischen Inn und Donau, die Halauner im Salzburgischen, die Ambidraver an der Drau und endlich die Rhakater (oder Rhakatrier), von denen sich der tschechische Name für Österreich (Rakousko) und Österreicher (Rakušan) herleitet. Die Römer waren mit dem norischen Königreich schon lange über Aquileja und die Bernsteinstraße (die zwischen Wien und Hainburg die Donau übersetzte) in wirtschaftliche Verbindung getreten, ehe sie selbst als politischer Faktor an der Donau erschienen. Erst mit der Eroberung Rhätiens durch die kaiserlichen Prinzen Tiberius und Drusus (15 v. Chr.) hatte die Entscheidungsstunde für das keltische Noricum geschlagen. Aber auch nach der Eingliederung in das Römische Reich blieben die norischen Könige im Amt. Es war ein ähnliches Verhältnis wie in Judäa, wo die Dynastie des Herodes gebot, oder — um in der Nähe zu bleiben — wie im Königreich des Cottius in den französisch-italienischen Westalpen (Detlefsen: „Das Pomerium Roms und die Grenzen Italiens" im Hermes, 1886, XXI.). Während dieser Zeit amtierte der römische Landpfleger bloß als „procurator in Norico" (vielleicht vergleichbar mit der

Stellung eines britischen Residenten bei einem einheimischen indischen Fürsten in früherer Zeit, vgl. Kenner: Noricum u. Pannonia, Wien, 1870, S. 5). Erst gegen die Mitte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts verschwinden die einheimischen norischen Könige (so wie viele andere dieser Fürsten an allen Grenzen des Römischen Reiches) und das Königreich wächst, wie auch Mommsen (in der „Römischen Geschichte") feststellt, in Personalunion mit dem Imperium zusammen. Die Inschriften beweisen, daß die römische Verwaltung auch dann noch das Königreich dem Namen nach weiter bestehen ließ und es nicht als gewöhnliche Provinz behandelte (Marquardt: „Staatsverwaltung", I).. Die ersten Prokuratoren des Königreiches Noricum (procuratores regni Norici) führten einheimisch-norische Namen (J. G. Seidl: „Beiträge zu einem Namensverzeichnis der römischen Procuratoren in Noricum" in den Sitzungsberichten der phil. hist. Klasse der Wiener Akademie der Wissenschaft 1854, XIII) und auch die Finanzverwaltung unterschied noch weiter eine eigene Staatskasse des norischen Königreiches. Erst unter Kaiser Marc Aurel (161—180, gest. in Wien) fügte sich das bisherige Königreich in das allgemeine Schema der römischen Provinzialverwaltung ein. Während die norische Mannschaft bisher in landeseigenen Verbänden gedient hatte (Tacitus: „Historien", I, 67; III, 5), fand sie jetzt in den Legionen Aufnahme. Das illyrisch-keltische Noricum romanisierte sich rasch und spätantike Kultur wurde in donauländischer Prägung herrschend. Auch dann noch, als in der Völkerwanderung das Weströmische Reich allmählich in die mittelalterlichen Organisationsformen überging, erlosch der Zusammenhang mit der römisch-antiken Überlieferung nicht. Wir wissen

heute, daß an ein völliges Verschwinden der österreichischen Keltoromanen nicht gedacht werden kann. Sie sind selbst im Wienerwald (Schachinger: „Der Wienerwald", Wien, 1934) bis ins frühe Mittelalter anzutreffen und in Kärnten haben sie wesentlich zum Aufbau des heutigen Volkscharakters beigetragen (Georg Graber: „Volksleben in Kärnten", Graz 1934). Auch die norische Kirche ist bis zum Ende des 6. Jahrhunderts als organisatorische Einheit vorhanden. Der Name Noriker ist bis ins 8. Jahrhundert hinein feststellbar. So übergibt 827 ein gewisser Quartinus „natione Noricorum et Pregnariorum" (Th. Bitterauf: „Die Traditionen des Hochstiftes Freising", München, 1905, I.) seinen Erbhof zu Vipitena (= Sterzing) dem Stift zu Innichen. Und Josef Zösmair („Die alten Grafen von Tirol und ihre Vorfahren" in der Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg, 1915,LIX) behauptet die Abstammung der ältesten Tiroler Grafen von einem Adalbert, der in weiblicher Linie von diesem Quartinus herkommt.

Österreich

Der Name Österreich (lat. Form Austria), ist uralt. Er lautet in der ursprünglichen Form Ostarrichi und erscheint zum erstenmal in einer Urkunde aus dem Jahre 996. Es heißt darin, er sei im Volksmund gebräuchlich. (Über den Begriff „Ostmark" für das ältere Österreich siehe unter „Ostmark".) Der Name Österreich dehnte sich dann über alle Besitzungen der Habsburger aus und die Herrscherfamilie nahm den Namen „Haus Österreich" (Casa d'Austria) an, unter welchem Namen sie insbesondere in Spanien bekannt war. Wir unterscheiden heute Nieder- und Oberösterreich als Bundes-

länder. Ein eigenes Land Oberösterreich gibt es schon seit dem Hochmittelalter, als der König–Herzog Ottokar II. Przemysl, der Erbe der Babenberger, einen eigenen Landschreiber für das Land ob der Enns einsetzte. In früheren Jahrhunderten kannte man noch den Begriff „Inner-" und „Vorder-" österreich. Unter Innerösterreich verstand man die Ländergruppe Steiermark, Kärnten, Krain und die Küstenbesitzungen der Habsburger an der Adria, die bei Teilungen innerhalb der Herrscherfamilie meist beisammenblieben und ihren Mittelpunkt in Graz hatten. Vorderösterreich waren die Besitzungen der Habsburger in der Schweiz, im Elsaß und Schwaben. Der Sitz der Regierung von Vorderösterreich war Ensisheim, die bedeutendste Stadt Freiburg im Breisgau. Vorderösterreich ging in seinen letzten Teilen während der Napoleonischen Kriege verloren und wurde auf dem Wiener Kongreß 1815 von Österreich nicht wieder beansprucht. Über die Möglichkeit, daß der Name Österreich mit dem Namen Noricum in Zusammenhang gebracht werden kann, siehe unter Noricum.

Österreichische Idee

Es ist eigentümlich, aber geschichtliche Tatsache, daß über den Sinn und die Idee keines anderen europäischen Landes so viel geschrieben, nachgedacht, philosophiert und debattiert wurde wie über den Sinn und die Idee Österreichs. Österreicher und Nicht-Österreicher haben versucht, ihn zu ergründen und in Worte zu kleiden. Verschiedene Jahrhunderte haben ihn verschieden formuliert. Man meinte, bestimmte Epochen der österreichischen Geschichte mit ihm identifizieren zu können. Und doch gelangt

man, wenn man die Formulierungen liest, die die österreichische Idee gefunden hat, zur Erkenntnis, daß der österreichische Gedanke nicht an Staatsformen und Ländergrenzen gebunden ist, daß er sich im 20. Jahrhundert genau so bewährt hat wie zur Zeit Maria Theresias, in den Tagen des Prinzen Eugen ebenso wie unter Rudolph IV. dem Stifter und den Babenbergern.

Im Jahre 1810 hielt der berühmte Vorkämpfer der Romantik, **Friedrich Schlegel**, seine Vorlesungen in Wien. In ihnen sagte er über die Bedeutung des damaligen Österreich: „Geschlossene Absonderung nach außen war der besonderen Natur des österreichischen Staates nicht angemessen, da diese Monarchie, die schon ihrer Lage nach zu isolieren kaum möglich sein würde, ihrer ursprünglichen Bestimmung nach als das Herz und der Mittelpunkt von Europa mit allen bedeutendsten Staaten in der innigsten Verbindung, von jeher am meisten ein allgemeiner, wahrhaft kaiserlicher Weltstaat war und es zu sein wahrscheinlich nie ganz aufhören kann". Ihm folgte der bekannte Publizist **Johann Sporschil** mit dem Bekenntnis: „Österreich ist keineswegs ein Erzeugnis von tausend glücklichen Zufälligkeiten, sondern eine Schöpfung aus der Hand Gottes". Und im Jahre 1848 erklärte der große tschechische Geschichtsschreiber **Franz Palacky** in seinem berühmten Brief an den Fünfziger-Ausschuß des ersten deutschen Parlamentes in Frankfurt am Main: „Wahrlich, existierte dieser Staat Österreich nicht, man müßte im Interesse der Humanität selbst sich beeilen, ihn zu schaffen". Am 11. Jänner 1876 stellte der katholische Sozialreformer **Karl v. Vogelsang** in dem von ihm geleiteten Tagblatt „Vaterland" fest „Österreichs Dasein ist eine Daseinsfrage für

das System der zivilisierten Staaten der Erde, welches in Flammen aufgehen würde zu einem noch nie dagewesenen Weltbrand, wenn es einem frechen Eroberer gelänge, unter dem lügnerischen Vorwand der Nationalität Österreich verschwinden zu machen". **Richard Kralik** aber deutete die Notwendigkeit Österreichs so: „Die Geographie ist die dauernde Verfassungsurkunde, die der Schöpfer den Österreichern seit Jahrtausenden vorgeschrieben hat. Diese Verfassung hat sich seit Menschengedenken nicht wesentlich geändert. Wir sind noch immer der Staat, der sich an der Kreuzung der Donau und der Alpen . . . bilden mußte, als ein Kernstaat Europas, ja der Welt, denn nirgend anderswo in allen Erdteilen gibt es eine ebenso bedeutungsvolle Grundlage für ein Gemeinwesen". Vor österreichischen Akademikern sprach dann im Juli 1929 Bundeskanzler **Dr. Ignaz Seipel** die mahnenden Worte: „Wir müssen mit Ehrfurcht vor der österreichischen Idee stehen, wie vor den Ideen überhaupt, weil sie Ideen Gottes sind. Wir dürfen nicht diese Idee verfälschen lassen und noch weniger aus Ungeduld unserer Herzen heraus selbst sie irgendwie verfälschen. Hüten wir uns vor einem neuen Bruch mit der Idee, damit wir nicht gebrochen werden". Und als dann dieser Bruch tatsächlich erfolgt war und Österreich als selbständiger Staat vorübergehend von der Landkarte verschwand, brach es elementar aus der Seele eines seiner besten Söhne, des großen österreichischen Dichters **Franz Werfel**: „Ich bin davon überzeugt, daß ein durch Jahrhunderte bestehendes Eigenwesen staatlicher und völkischer Natur, wie es Österreich ist, nicht durch einen Handstreich für alle Zeit und Ewigkeit untergehen kann. Ich glaube, daß die kulturelle Indivi-

dualität, die dieses Land vorgestellt hat, ein nicht nur in der Vergangenheit bleibender Wert ist, sondern ein Wert, der immer weiter fortgesetzt werden wird, und schließlich über alle Widerstände, über alle Versuche, ihn auszulöschen und zu vernichten, den endgültigen Sieg davontragen wird. Es ist kein Zufall, daß gerade im Donaugebiet, im Durchgangs- und Schlüsselpunkt vieler Kulturen, vieler nationaler Tendenzen ein Gebilde entstanden ist, seitdem es eigentlich ein zivilisiertes Abendland gibt, das allen Stürmen standgehalten hat und die christliche, antike Kultur durchgesetzt hat gegen jegliche barbarische Versuche . . . Die völkerverbindende Funktion eines unabhängigen und souveränen Österreich ist nicht erloschen".

Was aber ist diese österreichische Idee eigentlich, die der Österreicher als Aufgabe zu realisieren hat, wenn er sich selbst treu bleiben will? **Oskar Benda**, der tiefsinnige Kulturkritiker, belehrte uns 1936 darüber: " ‚Österreichisch', das ist nicht nur ein geographischer Begriff, sondern in der Tat auch eine geistige Idee, die Idee eines aus ethisch geläuterter Humanität quellenden, Menschen, Stände und Völker verbindenden Humanismus. Und diese Idee ist nicht etwa nur ein frommer Wunsch unserer Staatsführer, sie ist kein bloßes Postulat der praktischen Staatsvernunft, keine theoretische Schulkonstruktion, kein ‚ideologischer Überbau', kein erdichteter ‚nationaler Mythos', sondern zur Idee erhobene lebendige Erfahrung einer in der geschichtlich gewordenen geistig-sittlichen Substanz des österreichischen Menschentums tief begründete ‚Wirklichkeit' höherer Ordnung, die über die jeweilige empirische Wirklichkeit verpflichtet hinaus- und emporweist. Abstrakte ‚Ideologien' und ‚Mythen' ha-

ben, wie die Vergangenheit lehrt, nur geringe Widerstandsfestigkeit, Wirklichkeiten höherer Ordnung aber überdauern, wie die Gegenwart zeigt, alle empirischen Katastrophen. Der so viel mißbrauchte Spruch ‚Austria erit in orbe ultima' gewinnt im Lichte unserer Erkenntnis einen sehr tiefen Sinn. Das österreichische Menschentum, aus dem Schoß einer tausendjährigen Geschichte entbunden, ist als historisch-politische wie als kulturelle Formkraft der Menschheit unverlierbar". Und **Hermann Bahr** schrieb schon während des Ersten Weltkrieges: „Österreich entstand, wie Burgen entstehen; Stück um Stück, hier ein Bau, dort einer, lauter Einzelbauten, jeder für sich, sein eigener Zweck, seine Form. Dann aber wird Österreich barock, es wird aus der Burg ein Palast. Das Alte niederzumachen und neu von Grund aus aufbauen, wie Napoleon Frankreich, mißlingt in Österreich, weil es keinen Napoleon hat, sondern zwei. Ferdinand und Wallenstein, wenn man sie sich in einem Manne vereint denkt, wären fähig gewesen, Österreich aus seiner Idee rein auszurichten. Das mißlingt, und so wird Wien nicht der Ausdruck Österreichs, sondern seine repräsentativste Schauwand. Es sagt nicht Österreich aus, sondern wie Österreich gesehen sein will. Wer Österreich kennt, lernt es von Wien aus recht verstehen. Wien ist freilich eine optische Täuschung Österreichs, aber eine notwendige: Österreich braucht diesen Schein, bis es einst selber erscheinen wird. . . . Die österreichische Romantik war ein Erwachen der Idee Österreichs. Ihr ganzer Kreis wird von dem Geheimnis Österreich erfüllt. Gar in ihrer höchsten Gestalt, dem Redemptoristen Klemens Maria Hofbauer (den Zacharias Werner mit Napoleon und Goethe verglichen hat), ist wirklich ganz Öster-

reich zusammengefaßt. Es waren Männer, die die Gegenwart nicht bloß sahen, sondern sie schauten; ja, sie durchschauten sie bis ins Herz, bis in das Gesetz alles österreichischen Lebens hinein. Dies ließ sie zugleich die Vergangenheit Österreichs gewahr, wie der Zukunft Österreichs gewiß werden; denn alle Gegenwart enthält im Grunde beides, die Vergangenheit bleibt noch, die Zukunft wird schon in ihr. Aus der einen in die andere schaltet der Augenblick um und darum gerade merkt der Augenblick von beiden nichts". Auch für **Erwin Hanslik** hat „nichts einen so klaren und alten Sinn als dieser Beruf Österreichs. Man möchte den Staat hundertmal zerstören, man müßte ihn immer wieder aufbauen. Und wenn die Österreicher selbst sich noch so sehr dagegen stemmen würden, miteinander verbunden zu sein, Europa würde sie zwingen, zusammenzubleiben". Denn „die österreichischen Menschen haben viele Extreme der Weltgeschichte durchlebt. Das große römische Weltreich war hier. Wilde Hunnenscharen waren hier. Kreuzfahrer waren hier. Muselmanen — die das Kreuz bedrohten — waren hier. Bollwerk des alten Reiches war das Land um den Kahlenberg, Residenz eines Herrschers vieler Völker war Wien. Osten und Westen, Christentum und Heidentum, Zivilisation und Urzustand, alles und das Extremste ist über die österreichischen Menschen gekommen. Und diese Extreme, diese Gegensätze zerschellten aneinander. Es waren zu viele da, manche zu gleicher Zeit, manche in zu raschem Nacheinander. Und weil zu viele waren, mußten sich die Gegensätze ausgleichen, das eine Extrem wurde schon von einem neuen Extrem verschluckt, ehe es sich noch recht hatte ausleben können. Daraus entstand das Österreichertum". So schrieb ein

pseudonymer Autor, der sich **Inon** nannte, im Jahre 1923. Friedensbereitschaft und Verständnis für fremde Eigenart — das waren die beiden Grundpfeiler, auf denen die österreichische Idee im Wandel der Geschichte ruhte. Diese „Pax austriaca" ist „kein leeres Wort, sondern gehört zu jenen ewigen, göttlichen Ideen, die, obwohl sie manchen zeitbedingten Wandel erfahren haben, in ihrem innersten Wesen doch gleich blieben. Sie gehört zu jenen großen Ideen, die wohl verdunkelt werden können, die aber, wenn ihre Stunde gekommen ist, sich wieder entfalten in neuer Lebenskraft. Ihr Sinn ist nicht in politischen Schlagworten zu formulieren noch zu erschöpfen. Weder in positiven noch weniger in negativen, die in Österreich nur ein rätselhaftes Gebilde vergangener Zeiten, einen geographischen Begriff ohne innere Notwendigkeit, ein Produkt des Zufalles und der Willkür sehen wollen. Wer ihren Sinn erfassen will, muß von diesen Schlagworten absehen". (**Rudolf Till** in seinem Buch „Pax Austriaca, Sinn und Geschichte des österreichischen Staatsgedankens", Wien, 1948. Eine Reihe weiterer wertvoller Aussprüche über die österreichische Idee und Österreich finden sich in den beiden Werken von **Ludwig Reiter** „Bekenntnis zu Österreich", Wien, 1946, und „Österreichische Staats- und Kulturgeschichte", Klagenfurt 1947, gesammelt.)

Pax Austriaca, Friede und Verständnis — die Grundpfeiler der österreichischen Idee auch in der Zukunft. Der erste Bundespräsident der Zweiten österreichischen Republik, **Dr. Karl Renner,** unterstrich am 22. Oktober 1946 anläßlich der Staatsfeier zur 950. Wiederkehr der ersten Erwähnung des Namens Österreich, die

„Staatsidee des österreichischen Volkes von heute". Sie „ist kein Herrschaftsideal, sondern das Programm redlicher Mitarbeiter. Sie ist kein Rassenaberglaube, sondern bewußte Duldung und Anerkennung jeder Eigenart, welch' anderen Landes und anderer Herkunft sie sei. Sie beruht nicht auf Selbstüberschätzung, auf Verhimmelung einer gewiß ruhmreichen und doch schicksalhaften Vergangenheit, sondern auf nüchterner Feststellung des geschichtlich Gewordenen".

Wie sagt doch der Dichter **Eduard Hoffer** in seinem „Dietrich-Spiel" (Graz, 1924)?

Leise weise Menschenwaage —
Österreich, du gutes Land —
jede große Menschheitsfrage
packt dich an mit rauher Hand . . .
Blut und Milch dein Wappenschild —
Blut und Milch heißt stark und weich —
Mitte! Milde! Österreich!

Olympiasieger

Die Olympischen Wettspiele waren das Nationalfest der alten Hellenen. Sie wurden im heiligen Festbezirk von Olympia in der Landschaft Elis zu Ehren des Zeus abgehalten. Die erste schriftliche Aufzeichnung der Sieger ist uns aus dem Jahre 776 v. Ch. erhalten und von da an datierten die Hellenen ihre Zeitrechnung „nach den Olympiaden". Im 19. Jahrhundert wurde der olympische Gedanke wieder aufgenommen. Die I. moderne Olympiade wurde 1896 in Athen abgehalten. Österreich ist in der Siegerliste ehrenvoll vertreten. Wir bringen im nachfolgenden ein Verzeichnis der Olympiaden sowie der Österreicherinnen und Österreicher, die bei den Olympi-

schen Spielen die Ersten waren, bzw. Goldmedaillen errungen haben.

1. Olympiade-Athen 1896:
Paul Neumann, Schwimmen, 500 m Freistil,
Felix Schmal, 12-Stunden-Dauerprüfung im Radfahren.
2. Olympiade-Paris 1900.
3. Olympiade-St. Louis 1904.
Zwischenolympiade-Athen 1906:
Otto Scheff, 400 m Freistil im Schwimmen,
Karl Watzl, Leichtgewicht im Ringen,
Josef Steinbach, einarmig, Gewichtheben.
4. Olympiade-London 1908.
5. Olympiade-Stockholm 1912.
6. Olympiade-Berlin 1916:
(fand infolge des I. Weltkrieges nicht statt).
7. Olympiade-Antwerpen 1920:
(Österreich beteiligte sich nicht).
8. Olympiade-Paris 1924.
9. Olympiade-Amsterdam 1928:
Franz Andryssek, Schwerathletik, Dreikampf, Federgewicht,
Hans Haas, Leichtgewicht,
Kunstwettbewerb: Grienauer (Plastiken), Goldmedaille.
10. Olympiade-Los-Angeles 1932:
Ellen Preis, Damenflorettfechten.
11. Olympiade-Berlin 1936:
Gregor Hradetzky, Einer-Kajakfahren 1000 m,
Adolf Kainz—Alfons Dorfner, Zweier-Kajakfahren, 1000 m,
Gregor Hradetzky, Faltbootfahren, Einer, 10.000 m,
Robert Fein, Leichtgewicht, Schwerathletik,
Kunstwettbewerb: Hermann Kutschera, Architektur, Goldmedaille.
12. Olympische Spiele — geplant Tokio, dann Helsinski 1940:
(wegen des II. Weltkrieges ausgefallen).
13. Olympische Spiele—Zeit 1944.
14. Olympiade-London 1948:
Herma Bauma, Goldmedaille im Speerwerfen (45,57 m), Olympischer Rekord.
Kunstwettbewerb: Architektur: Adolf Hoch, Goldmedaille (für Schisprungschanze auf dem Kobenzl bei Wien).
1. Olympische Winterspiele-Chamonix 1924:
Herma Jarosz-Szabo, Frauen-Eiskunstlaufen.
Helene Engelmann—Alfred Berger, Paarlaufen.

2. Olympische Winterspiele-St. Moritz 1928.
3. Olympische Spiele-Lake Placid 1932:
Karl Schäfer, Eiskunstlaufen für Männer.
4. Olympische Winterspiele-Garmisch-Partenkirchen 1936:
Karl Schäfer, Eiskunstlaufen für Männer.
5. Olympische Winterspiele-St. Moritz 1948:
Beiser, Alpine Kombination im Damen-Schilaufen.

Opfer

Die Opfer, die das österreichische Volk unter der nationalsozialistischen Herrschaft und während des Zweiten Weltkrieges 1938—1945 gebracht hat, sind äußerst schwer und in allen Einzelheiten noch gar nicht erfaßbar. Neben den Tausenden, die gefallen, verwundet oder zu Krüppeln geworden sind, stehen jene tausende, die ihre Eltern und Verwandten verloren haben.

Nach dem Stand vom 1. Mai 1949 betrug die Zahl der Kriegsopfer in Österreich:

Invaliden aus dem Ersten Weltkrieg	51.996
Invaliden aus dem Zweiten Weltkrieg	116.313
Witwen aus dem Ersten Weltkrieg	28.329
Witwen aus dem Zweiten Weltkrieg	56.845
Frauen mit Witwenbezügen von am Stichtag noch nicht heimgekehrten Kriegsteilnehmern	46.970
Waisen aus dem Ersten Weltkrieg	2.171
Waisen aus dem Zweiten Weltkrieg (davon aus Wien 29.000)	83.901
Kinder noch nicht am Stichtag heimgekehrter Kriegsteilnehmer	54.871
Versorgungsberechtigte Eltern aus dem Ersten Weltkrieg	6.068
Versorguugsberechtigte Eltern aus den Zweiten Weltkrieg	10.486
Die Gesamtzahl der Hinterbliebenen beider Weltkriege betrug also am 1. Mai 1949	339.803
Die Gesamtzahl der Versorgungsberechtigten	508.112

Der österreichische Staat setzt in seinem Bud-

gel für diese Opfer des Krieges eine Summe von mehr als 600 Millionen Schilling aus, d. h. jeder Österreicher vom Säugling an (einschließlich der Versorgungsberechtigten) ist an den Ausgaben der Kriegsopferfürsorge mit monatlich 10 S beteiligt. Dazu kommt der materielle Schaden; er wird für die Landwirtschaft nach dem amtlichen österreichischen „Rot-Weiß-Rot-Buch" (veröffentlicht 1946) auf 2 Milliarden Schilling geschätzt; in der Industrie ist die Ziffer von 2,5 Milliarden sicher nicht zu hoch gegriffen und die Verluste an Wohngebäuden betragen in ganz Österreich mindestens 3 Milliarden Schilling, wovon zwei Drittel auf Wien entfallen. Dazu kommen noch die Zerstörungen von Verkehrseinrichtungen wie Brücken, Eisenbahnen und Hafenanlagen. Das geschah alles durch einen Krieg, den der selbständige österreichische Staat niemals geführt hätte. Zu den Opfern dieser Jahre gehören ferner besonders jene, die in den KZ des „Dritten Reiches" umkamen oder die hingerichtet wurden und deren Zahl gleichfalls in die Tausende geht. Für zwei Gruppen von Österreichern können genaue Angaben gemacht werden. „Während der nationalsozialistischen Herrschaft haben 100.000 österreichische Juden ihr Leben verloren. Hievon wurden 50.000 aus Österreich, die restlichen aus den Zufluchtsländern deportiert. Der Verlust an materiellen Gütern läßt sich nicht annähernd feststellen" (Israelitische Kultusgemeinde Wien). Und für die katholische Kirche ist folgende Statistik veröffentlicht worden. Kriegsopfer des Klerus waren:

Diözese Wien	34 Front	9 Bomben	11 Heimat
Burgenland	1 Front	1 Bomben	3 Heimat
St. Pölten	5 Front		
Linz	15 Front	1 Bomben	1 Heimat
Salzburg	10 Front	2 Bomben	

Tirol	3 Front
Vorarlberg	8 Front
Seckau	8 Front
Gurk	4 Front

Von der nationalsozialistischen deutschen Regierung wurden eine große Anzahl von Geistlichen ins Gefängnis oder ins Konzentrationslager geworfen und eine Reihe von ihnen auch hingerichtet. Die einzelnen Diözesen hatten aus diesem Grunde zu beklagen:

Wien: 3 Todesopfer (**P. Angelus Steinwender,** Provinzial der Franziskaner, erschossen am 15. April 1945; **Roman Scholz**, Chorherr von Klosterneuburg, hingerichtet am 10. Mai 1944; **Dr. Heinrich Maier,** Kaplan in Wien-Gersthof, am 22. März 1945 enthauptet).

Burgenland: 1 Todesopfer (**P. Dr. Johann Capistran Pieller,** Guardian der Franziskaner in Eisenstadt, am 15. April 1945 in Stein an der Donau erschossen):

St. Pölten: 1 Todesopfer (**Karl Raab**, Pfarrer in Arbesbach, am 21. September 1942 hingerichtet);

Linz: 2 Todesopfer (**P. Paulus Wörndle**, Karmelit und Pfarrkurat von St. Joseph-Linz, hingerichtet am 26. Juni 1944 in Brandenburg; **P. Johann Schwingshackl,** Jesuit, Kaplan in Bad Schallerbach, zum Tode verurteilt, starb wenige Tage vor der Hinrichtung am 28. Februar 1945 an Lungenentzündung); von den 39 Priestern, die außerdem ins KZ kamen, kehrten 8 nicht mehr zurück.

Salzburg: von den 14 Priestern, die ins KZ kamen, starben 4 (**Johann Schroffner,** Pfarrexpositus in Oberndorf, Tirol, am 14. April 1940 in Buchenwald gestorben: **Felix Gredler,** Dechant in Altenmarkt, am 26. Juni 1942 in Dachau gestorben; **Heinrich Summereder**, Kooperator in Mattsee, am 21. Februar 1943 in Dachau gestorben; **Sebastian Haselsberger,** Pfarrer a. D., am 4. April 1944 in Mauthausen „auf der Flucht erschossen").

Innsbruck-Feldkirch: 6 Todesopfer (**Msg. Dr. Karl Lampert**, Provikar der Apostolischen Administratur, hingerichtet am 13. November 1944 in Halle; **Otto Neururer,** Pfarrer in Götzens bei Innsbruck, wurde 34 Stunden lang kopfüber in der Zelle aufgehängt, bis er am 30. Mai 1940 starb;

P. Johann Steinmayr, Jesuit, am 18. September 1944 hingerichtet; **P. Edmund Pontiller,** Benediktiner, am 9. Februar 1945 in München hingerichtet; P. **Jakob Capp,** Marianist, am 13. August 1943 hingerichtet) und 12 Priester im KZ. Seckau: 2 Todesopfer **(Johann Alwer,** Pfarrer von Glashütten, verhungerte im Februar 1941, Aschermittwoch, in Dachau; **Heinrich Dellarosa;** Pfarrer in St. Georgen; am 24. Jänner 1944 enthauptet), außerdem noch 10 Priester im KZ. Gurk: 5 Todesopfer im KZ. (Pfarrer **Dr. Anton Koperek,** im November 1942 in Dachau verhungert; Kaplan **Anton Kutej,** am 16. Februar 1941 in Dachau verhungert; Pfarrer **Marcell Leeb,** am 1. November 1940 in Mauthausen-Gusen ermordet; Pfarrer **Josef Pollak,** am 25. Juli 1940 in Oranienburg gestorben; Provisor **Dr. Otto Schuster,** starb als Opfer medizinischer Versuche am 25. August 1942 in Dachau) und 12 Überlebende.

An materiellen Schäden hatte die katholische Kirche die Aufhebung aller ihrer Schulen und vieler Klöster zu verzeichnen. Im Sommer 1938 wurden alle zehn Knabenseminarien aufgelöst. An Schulen der verschiedensten Gattungen (Kindergärten, Volks-, Haupt- und Mittelschulen) gingen verloren

in der Erzdiözese Wien	307
im Burgenland	283
in der Diözese St. Pölten	87
in Oberösterreich	291
in der Erzdiözese Salzburg	98
in Tirol	163
in Vorarlberg	62
in Steiermark	96
in Kärnten	30

Vielen Priestern war es auch verboten, in den öffentlichen Schulen Religionsunterricht zu erteilen. Im ganzen hatten 1500 Priester in Österreich ein solches Unterrichtsverbot.

Kirchen und Kapellen wurden weggenommen oder gesperrt

in Wien	40	Salzburg	3
Burgenland	11	Tirol	18

St. Pölten	2	Vorarlberg	4
Linz	11	Steiermark	31

Kirchliche Gebäude wurden (außer den Schulen) in ganz Österreich 792 enteignet.

Diesen Ausschnitt, der die katholische Kirche betrifft, wollen wir noch durch einige statistische Daten ergänzen, aus denen die Überfremdung der österreichischen Beamtenschaft und Wirtschaft hervorgeht. Die Daten sind dem offiziellen österreichischen „Rot-Weiß-Rot-Buch" entnommen.

In ganzen Bundesgebiet wurden gleich nach der Besetzung im März 1938 16.237 Beamte aus dem Staatsdienst entlassen. Dies ist aber nicht die vollständige Zahl, da ein großer Teil der Akten schon 1940 nach Berlin gebracht wurde und nicht zugänglich ist.

So wurden entlassen

im Bundeskanzleramt	238
Sicherheitsdienst	3600
Justizdienst	1035
Unterrichtswesen	2281
Finanzdienst	651
Postdienst	1467
Landeshauptmannschaft Niederösterreich	395
Gemeinde Wien	1091

Über die Art und Weise, in der sonst vorgegangen wurde, liegt der Bericht eines Arbeitsamtes als Beispiel vor: „Zum Zeitpunkt der Übernahme des Arbeitsamtes durch das nationalsozialistische Regime waren bei diesem Amte 80 Angestellte tätig, die die gesamte Arbeitsvermittlung einschließlich der Betreuung der Arbeitslosen durchführten. Ende 1944 war die Zahl der Angestellten auf 378 angewachsen. Die leitenden Posten waren von 33 Reichsdeutschen besetzt. Vom reichsdeutschen Personal

wurden während des Krieges 10%, vom österreichischen Teil des Personals 60% zur Wehrmacht eingezogen. Das Durchschnittsgehalt der reichsdeutschen Angestellten betrug 463 RM pro Monat, das der österreichischen 398 RM". Dieser Bericht illustriert eine Äußerung des „Schwarzen Korps" (Organ der SS) vom März 1938: „Bald wird hinter jedem tätigen und untätigen Österreicher ein Preuße stehen und er wird mit bitter treffendem Tadel nicht sparen, wenn es irgendwo hapert". In der Finanzlandesdirektion Linz befanden sich nach einer Aufstellung in leitender Stellung

am 13. März 1938	16 Österreicher	
am 1. Jänner 1945	12 Österreicher	10 Deutsche.

In den unterstellten Dienststellen betrug das Verhältnis der leitenden Beamten

am 13. März 1938	36 Österreicher	
am 1. Jänner 1945	23 Österreicher	20 Deutsche.

Das österreichische Bundesheer wurde in noch stärkerer Weise betroffen. Der Staatssekretär für Landesverteidigung wurde nach dem Einmarsch erschossen, der Heeresinspektor verhaftet. 20 Generäle wurden entlassen, ebenso 33% der Generalstabsoffiziere und über 30 Oberste und Oberstleutnante pensioniert. Bis August 1938 versetzte man dann einen Großteil der im Dienst belassenen Offiziere und Mannschaften nach Deutschland. So blieben von 110 Pionieroffizieren nur 24, von 38 Ingenieuroffizieren nur 4 in Österreich. Das Wachbataillon Wien wurde zu zwei Drittel seines Bestandes mit deutschen Mannschaften gefüllt. Die 4. Panzerdivision aus Österreich verlegte man (nachdem man sie mit deutschen Offizieren und Unteroffizieren durchsetzt hatte) nach Würzburg. Die in Österreich verbliebenen Truppen erhielten bis zu 70% deutsche Unteroffiziere. Ende September 1938 wiesen die auf österreichischem Bo-

den stehenden deutschen Truppen 30% Offiziere, 70% Unteroffiziere und 50% der weiter dienenden Mannschaften aus Deutschland auf. Geschlossene österreichische Truppenkörper gab es nicht mehr. Von den als „österreichisch" oder „ostmärkisch" bezeichneten Einheiten war die 44. (Hoch- und Deutschmeister) Grenadierdivision aus Deutschen, Elsässern, Volksdeutschen und Wienern mit überwiegend deutschen Offizieren zusammengesetzt. Die 5. Gebirgsjägerdivision umfaßte außer Österreichern Bayern und Süddeutsche. Ähnlich war die 114. Jägerdivision eine deutsche Truppe mit eingesprengten österreichischen Mannschaften. Die 710. Infanteriedivision setzte sich zuerst zu 100% aus Hamburgern und Oldenburgern zusammen. Zuletzt umfaßte sie 80% Norddeutsche, der Rest war Rheinländer, Hessen und Volksdeutsche, sowie etwa 20 Mann Österreicher je Bataillon.

Als Beispiel der Durchdringung der österreichischen Wirtschaft geben wir die Besitzverhältnisse im österreichischen Versicherungswesen an.

Gesellschaft	1938	1945
Österr. Versicherungs AG.	100 % österr.	Deutsche Arbeitsfront
Österr. Volksfürsorge	Majorität österr.	96 % Volksfürs. Hamb.
Der Anker	87 % Schweiz	42 % Viktor. Berlin; 5 % Bayr. Rückversicherung
Bundesländer-Versicherung	16 % deutsch	23½ % deutsch
Allg. Elementarversicherung	Majorität englisch	78 % Colon. Köln
Donau-Concordia, AG	60,6 % dtsch	84,6 % dtsch

Erste Allg. Unfall- und Schadenversicherungges.	italienisch	20 % deutsch
„Heimat“	60 % ungar. u. italienisch	100 % deutsch
Internationale Unfall- und Schadenversicherungs AG	italienisch	10 % deutsch
Wiener Allianz	63,7 % nichtd.	96,8 % dtsch
Wiener Rückversicherungs-Gesellschaft	Majorität schwedisch	78 % deutsch

Aus den Beständen der Österreichischen Nationalbank wurden an gemünztem und ungemünztem Gold 90.000 kg im damaligen Wert von 540 Millionen Schilling, ferner Valuten im Werte von 60 Millionen Schilling von der Deutschen Reichsbank übernommen. Durch die Verordnung vom 23. März 1938, die eine Zwangsablieferung der im Privatbesitz befindlichen Fremdvaluten vorsah, kamen weitere 1600 Millionen Schilling in den Besitz des Deutschen Reiches.

Die Besitzverhältnisse einiger großer Firmen wurden in folgender Weise verändert. Die Alpine Montangesellschaft war am 13. März 1938 zu 56% deutsch, 18% befanden sich im österreichischen Staatsbesitz. Im Jahre 1945 war die Gesellschaft zu 96% im Besitze der Reichswerke Hermann Göring. Die Steyr-Daimler-Puch war bis 1938 österreichischer Besitz: sie wurden von den Göring-Werken übernommen und kamen später in den Besitz der Bank der Deutschen Luftfahrt. Die Simmeringer Maschinenfabrik war 1938 der bundeseigenen Österreichischen Kredit AG. zugehörig: auch sie wurde von den Reichswerken Hermann Göring übernommen. Die Berndorfer Metallwarenfabrik war 1938 zu 86% in österreichischen Händen, 1945 besaß Krupp in Essen 94% der Aktien. Von der Mühldorfer Graphit Bergbau AG. befanden

sich 1937 85% im österreichischen Besitz, 7% waren tschechoslowakisch und 8% französisch. 1939 kam das gesamte Aktienpaket an Herzog Ernst August von Braunschweig und Lüneburg, der außerdem noch die Allgemeine Baugesellschaft A. Porr AG., die Allgemeine Straßenbau AG. und eine Reihe anderer Unternehmungen in Österreich in sein Eigentum brachte.

In welcher Weise Österreichs Bodenschätze durch rücksichtslosen Abbau geschädigt wurden, zeigen folgende Daten:

Der Eisenerzabbau der Alpine-Montangesellschaft betrug

1933	266.000 t	1940	3,138.700 t
1934	464.000 t	1941	2,870.100 t
1935	772.600 t	1942	2,962.500 t
1936	1,020.100 t	1943	3,137.700 t
1937	1,877.600 t	1944	2,976.600 t
1938	2,664.800 t	1945	318.900 t
1939	2,971.700 t		

In den österreichischen Wäldern, deren jährlicher Zuwachs 7 Millionen Festmeter beträgt, wurden jährlich bis 15 Millionen Festmeter geschlägert.

Auch diese unvollständigen Zahlen zeigen, was das österreichische Volk gelitten hat und daß wir alles daran setzen müssen, damit durch ehrliche Zusammenarbeit aller Österreicher Friede und Freiheit für alle Zukunft gesichert bleiben. (Die meisten der hier genannten Daten stammen aus dem amtlichen österreichischen „Rot-Weiß-Rot-Buch", Wien, 1946, Verlag der Staatsdruckerei, und aus dem Werk von Jakob Fried: „Nationalsozialismus und katholische Kirche in Österreich", Wien, 1947).

Ostmark

Der Ausdruck „Ostmark" für das Österreich der ältesten babenbergischen Zeit ist besonders im 19. Jahrhundert üblich gewesen und daher auch heute noch nicht völlig aus der populären Literatur verschwunden. Er wird völlig ungerechtfertigt gebraucht, denn die Bezeichnung Ostmark ist zur Gänze unhistorisch. Die Wissenschaft hat eindeutig festgestellt: „Ein deutsches Wort Ostmark hat es im Mittelalter nicht gegeben — wenigstens konnte es bisher kein einziges Mal nachgewiesen werden; es handelt sich um eine moderne Sprachschöpfung der Historiker" (Alphons Lhotsky in seinem Vortrag in der Festsitzung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften am 21. Oktober 1946). In der lateinischen Terminologie des Mittelalters kommen für Österreich die Bezeichnungen „oriens", „plaga orientalis", „provincia orientalis", „terra orientalis", „regio orientalis" vor, doch wäre es völlig falsch, darin eine lateinische Entsprechung für den Ausdruck Ostmark zu sehen. Alle diese Ausdrücke sind einfach Übersetzungen des Volksnamens Ostarrichi oder Osterlant (welche Form ebenfalls sehr häufig verwendet wird). Wir haben den Beweis dafür in einer althochdeutschen Glosse zu den Werken des Isidor von Sevilla aus dem IX. Jahrhundert, in der oriens = ostarrichi gesetzt wird. Während Ostarrichi in der höfischen Dichtung der Babenbergerzeit häufig erscheint, wird Osterlant sonst in der volkstümlichen Poesie des Mittelalters gern verwendet. Im 13. Jahrhundert gebraucht Jans Enikel beide Bezeichnungen ungefähr gleichmäßig, seit Ottokar aus der Geul (bekannt als Ottokar von Horneck) ist fast nur mehr die Form Osterrich gebräuchlich.

Osterland taucht noch einmal am Ausgang des Mittelalters bei dem bayrischen Historiographen Veit Arnpeck auf. Der Ausdruck Ostmark konnte früher noch toleriert werden, ist aber heute absolut abzulehnen, da sich infolge der geschichtlichen Entwicklung unseres Jahrhunderts mit ihm der Wille zur Leugnung der Eigenstaatlichkeit Österreichs verbunden hat.

Pässe

Wir bringen ein Verzeichnis der wichtigsten österreichischen Pässe und Paßstraßen.

1. In den Südalpen: Loiblpaß (1370 m); Plöckenpaß (1360 m); Kärntnerischer Seebergpaß (1220 m); Gailbergsattel (970 m).
2. In den Zentralalpen: Birnlücke (2670 m); Pfandlscharte (2670 m); Hochtor (2570 m); Arlscharte (2550 m); Felber Tauern (2550 m); Timbljoch (2480 m); Mallnitzer Tauern (2410 m); Murtörl (2260 m); Pfitscher Joch (2250 m); Jaufenpaß (2100 m); Arlberg (1800 m); Turracher Höhe (1760 m); Radstädter Tauern (1740 m); Katschbergpaß (1640 m); Reschenscheideck (1510 m); Gerlospaß (1490 m); Brenner (1370 m); Paß Thurn (1270 m); Rottenmanner- oder Hohentauern (1265 m); Prebichl (1230 m); Semmering (985 m); Wagrainer Höhe (950 m); Obdacher Sattel (950 m); Sattel von Hochfilzen oder Grießenpaß (940 m); Neumarkter Sattel (890 m); Schobersattel oder Walder Höhe (850 m); Mandlingpaß (810 m).
3. In den Nordalpen: Flexenpaß (1780 m); Steierischer Seebergsattel (1250 m); Fernpaß (1210 m); Seefelder Sattel (1180 m); Scharnitzer Kiause (950 m); Pyhrnpaß (945 m); Achenpaß (940 m); Sattel von Eben (860 m); Mandlingpaß (810 m); Paß Strub (690 m); Paß Lueg (570 m).

Philosophen

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß die reine Philosophie auf österreichischem Boden verhältnismäßig schwach vertreten ist. Jedenfalls be-

deutend schwächer als alle anderen Geisteswissenschaften. Immerhin finden wir schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die eigenartigen Gestalten eines **Bernhard Bolzano** (1781—1848) und seines Schülers **Anton Günther** (1783—1863), beide katholische Priester, die mit der kirchlichen Obrigkeit in Konflikt gerieten. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts entwickelt sich dann eine positivistische „Wiener Schule", die als „Wiener Kreis" heute in der Schweiz, England, Frankreich, Schweden und den Vereinigten Staaten von Amerika stark vertreten ist. Ihr Begründer war **Moritz Schlick** (geb. 1882 in Berlin, seit 1922 in Wien, ermordet 1936 in Wien). Vor ihm hat schon **Ernst Mach** (1838—1901), der Vertreter eines radikalen Empirismus, für den nur die erlebten Erscheinungen Wahrheit waren, großen Einfluß ausgeübt. Seine Erkenntniskritik bildet eine der Grundlagen, auf der führende Physiker (wie Einstein) ihre Forschungen aufbauten. Wenn wir den Weg der österreichischen Philosophie von hier aus nach rückwärts verfolgen, so stoßen wir auf **Franz Brentano** (1838—1917), einen Neffen des bekannten romantischen Dichters, der von 1874—1895 an der Wiener Universität tätig war. Er war Gegner des Neukantianismus und ging in der Psychologie, Logik und Ethik neue Wege. Zu seinen Schülern gehören Philosophen wie Husserl, Stumpf, Meinong und Marty. Von ihnen trug **Anton Marty** (1847—1914), ein gebürtiger Schwyzer, in Wien und Prag vor, während **Alexis v. Meinong** (1853—1921) seit 1882 in Graz wirkte. Im Sinne eines neuen Voluntarismus arbeitete **Christian v. Ehrenfels** (1859—1922) eine Werttheorie aus. Als Geschichtsschreiber der Philosophie treten uns **Theodor Gomperz** (1832—1912), Verfasser eines bekannten Buches über die altgriechische Philo-

sophie, und der bedeutende katholische Gelehrte **Otto Willmann** (1839—1920), noch bekannter als Pädagoge, mit seiner „Geschichte des Idealismus" entgegen. Ein „Außenseiter"war **Ferdinand Ebner** (1882—1931), dessen Schriften „Das Wort und die geistigen Realitäten" (1921) und „Wort und Liebe" (1935) mitunter an Pascal, Kierkegaard, Léon Bloy und Newmann erinnern. Sein Werk beginnt erst seit seinem Tode zu wirken. Ebners Stellung in der kommenden geistigen Entwicklung Europas ist noch nicht abzuschätzen. Sie wird jedenfalls sehr bedeutend sein. Zuletzt nennen wir noch **Karl Lugmayer** (geb. 1892), der von „Sein und Erscheinung" aus eine Philosophie aufbaut.

Physiker

Österreich hat den Naturwissenschaften eine Reihe hervorragender Männer geschenkt. Wir verzeichnen an dieser Stelle eine Anzahl der bedeutendsten österreichischen Physiker, **Christian Doppler**, der Entdecker des nach ihm benannten Dopplerschen Prinzipes, wurde 1808 in Salzburg geboren, studierte an der Wiener Technik und war hier Assistent für Mathematik. Später wurde er Professor an der Realschule in Prag und hierauf an der Prager Technik, wo er 1842 seine großen Forschungen abschließen konnte, die ihm Weltruhm verschafften. Seit 1849 wirkte er wieder in Wien, zuerst an der Technik, dann an der Universität, starb aber bereits 1858 in Venedig an einem Lungenleiden. Auch der Ermittler der sogenannten „Loschmidtschen Zahl" war ein Österreicher. Er wurde 1821 in der Nähe von Karlsbad geboren, wo er Ziegenhirte war. Später fand er Förderung durch

eine Reihe von Männern, die seine Begabung erkannten, und unterrichtete an einer Volks- und Unterrealschule in der Leopoldstadt in Wien. Hier erschien 1865 seine Abhandlung „Über die Größe der Luftmoleküle". Der Leiter des physikalischen Institutes an der Wiener Universität, Josef Stefan, eröffnete **Joseph Loschmidt** nunmehr den Weg auf die Hochschule. Hier erhielt er eine Professur für physikalische Chemie, die er bis 1891 innehatte. Er starb 1895. Der größte österreichische Physiker aber war wohl **Ludwig Boltzmann.** Er wurde 1844 als Kind eines Finanzbeamten im Wiener III. Gemeindebezirke geboren und kam dann mit seinen Eltern nach Salzburg und Linz. Hier besuchte er das Gymnasium und bezog dann die Wiener Universität, wo er mit Loschmidt Freundschaft schloß. Mit 25 Jahren erhielt er eine Berufung an die Universität Graz und wirkte hier 21 Jahre. 1890 zog er nach München, kehrte aber schon nach vier Jahren wieder nach Wien an die Universität heim. Infolge Überarbeitung starb er — ohne Zweifel einer der größten Naturforscher aller Zeiten — 1906 in Duino bei Triest. Wir haben schon den Namen Stefan genannt. Auch dieser gehört zu den großen österreichischen Physikern. **Josef Stefan** wurde 1835 in St. Peter bei Klagenfurt als Kind slowenischer Eltern geboren. Er bereitete sich an der Wiener Universität für das Lehramt vor und war sieben Jahre lang Mittelschullehrer, bis er 1860 als ordentlicher Professor für Physik an die Wiener Universität berufen wurde. Hier wirkte er bis zu seinem Tode (1893). Seine bedeutendste wissenschaftliche Leistung wurde das sogenannte Strahlungsgesetz, das jene Entwicklung einleitete, die bis zur Quantentheorie führen sollte. Ebenfalls wie Boltzmann war **Friedrich**

Hasenöhrl ein Wiener. Er wurde 1874 geboren und im Theresianum erzogen. Längere Zeit schwankte er zwischen der Laufbahn des Gelehrten und des Offiziers. Als Schüler Boltzmanns wurde er 1905 Professor an der Wiener Technik und 1907 Nachfolger seines Lehrers an der Universität. Hier wirkte er 8 Jahre und unter seine Schüler zählen Männer wie der Nobelpreisträger Schrödinger und Thirring. Im Ersten Weltkrieg meldete er sich freiwillig zum Heeresdienst und fiel am 7. Oktober 1915 auf der Hochebene von Folgaria. Die wissenschaftliche Leistung Hasenöhrls besteht in seinen Berechnungen der Verwandlung von Strahlungsenergie in Masse. Zwei Jahre nach ihm hat dann Einstein diese Berechnung für jede Form von Energie vorgenommen und so die Relativitätstheorie begründet.

Neben diesen Männern der eigentlichen wissenschaftlichen Physik müssen wir noch auf einige andere hinweisen, die gleichfalls in diesen Rahmen fallen. Die Photographie verdankt viel **Joseph Petzval.** Er wurde 1807 in Szepes-Béla in der Zips geboren. Sein Vater war Volksschullehrer und Organist. Nachdem er in Kaschau und Budapest studiert hatte, erhielt er 1835 eine Professor an der Budapester Universität, von wo er 1837 an die Wiener Universität übersiedelte. Seit dieser Zeit lebte er bis zu seinem Tode (1891) in Wien. Er gab die erste brauchbare Theorie der Abbildung mittels Linsen und arbeitete mit dem Wiener Optiker **Fr. Voigtländer** zusammen. Als sich die beiden aber dann überwarfen, übersiedelte Voigtländer nach Braunschweig und begründete dort die photographische Industrie, die der österreichischen Wirtschaft bedeutenden Wohlstand hätte erschließen können. Zu gleicher Zeit wie Petzval und Voigtländer lebte auch

der Wiener Optiker **Simon Plößl,** dessen Begabung vor allem auf praktischem Gebiet lag. Er war 1794 auf der Wieden (4. Wr. Gemeindebezirk) geboren, als Drechsler ausgebildet worden und trat 1812 bei Voigtländer ein. Hier brachte er es in der Optikerkunst so weit, daß er 1823 ein eigenes Geschäft in der Salvatorgasse eröffnete. Eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten — so Jaquin, Littrow und Stampfer — arbeiteten mit ihm zusammen. Seine Mikroskope genossen verdienterweise hohe Anerkennung und waren das Beste, was es auf diesem Gebiete überhaupt gab. 1850 mußte er ein Fernrohr für den türkischen Sultan anfertigen. Plößl starb 1868 an einer schweren Verletzung, die er sich durch eine herabfallende Glastafel zugezogen hatte.

Mit der Entwicklung des Radio steht der Wiener **Robert v. Lieben** in untrennbarem Zusammenhang. Er wurde 1878 als Sohn des Präsidenten der Wiener Börsenkammer geboren und lebte, ohne staatliche Prüfungen abzulegen, bloß seinen wissenschaftlichen Neigungen. Als Schüler des Physikochemikers Nernst, der selbst ein Schüler von Boltzmann war, baute er zuerst an einem Telephonrelais und beschäftigte sich seit 1905 mit der Frage der Verstärkung von Telephonströmen. Ihm verdankt die Radioindustrie die Liebensche Verstärkerröhre. Bis zu seinem Tode 1913 arbeitete er an der weiteren Ausgestaltung seiner Entdeckungen.

Von weiteren bedeutenden Physikern lieferte **Franz Exner** (1849—1926) Beiträge zur Erforschung der Luftelektrizität und der Spektralanalyse. 1910 wurde von **Viktor Heß** (geb. 1883) die Höhenstrahlung entdeckt. So wie Heß erhielt auch **Erwin Schrödinger** (geb. 1887) den Nobelpreis. Er leitete mit der Aufstellung der nach ihm benannten Wellengleichung

eine neue Epoche der theoretischen Physik ein. In gleicher Weise hat **Wolfgang Pauli jun.** (geb. 1900) 1922 durch die Aufstellung des „Pauli-Prinzipes" zum Verständnis der Elemente im periodischen System beigetragen. An der Atomforschung aber war **Lise Meitner** (geb. 1878), die schon 1918 gemeinsam mit Otto Hahn das radioaktive Element Protaktinium entdeckt hatte, führend beteiligt. Nachfolger Hasenöhrls wurde **Hans Thirring** (geb. 1888), der 1928, von der Ravag unterstützt, ein eigenes Verfahren für den Tonfilm entwickelte. Wäre die finanzielle Hilfe nur etwas früher gekommen, so hätte der Tonfilm von Österreich aus seinen Siegeszug durch die Welt begonnen. (Vgl. Dr. Heinrich Mache: „Österreichs große Physiker und ihre Spitzenleistungen", Wien, o. J.)

Preußen

Der preußische Staat besitzt als Gegenspieler Österreichs durch zwei Jahrhunderte eine große Bedeutung für unsere Geschichte. Wir müssen uns daher über ihn und über den Begriff des Preußentums, der mit ihm geboren wurde, unterrichten. Der Name Preußen bezog sich ursprünglich nur auf jenes Gebiet an der Ostsee (das spätere Ostpreußen), das seit 1226 vom Deutschen Ritterorden in Besitz genommen wurde. Die damaligen Einwohner Preußens sprachen eine eigene Sprache und gehörten der baltischen Völkergruppe an, zu der wir auch die Litauer und Letten zu zählen pflegen und die eine Sonderstellung zwischen den Germanen und Slawen einnimmt. Die altpreußische Sprache starb erst im 18. Jahrhundert völlig aus. Während des Dritten Kreuzzuges (1189—1192) waren in Palästina

die „Brüder vom deutschen Hause", später kurz Deutscher Ritterorden oder Deutschherren (auch Marienritter) genannt, gegründet worden. Weil der Kampf im Heiligen Land für die Christen allmählich aussichtslos wurde, führte der Hochmeister **Hermann von Salza** (1170—1239) seine Ritter nach einem vorübergehenden Zwischenspiel in Siebenbürgen an das baltische Meer. Hier errichteten die Deutschherren unter blutigen Kämpfen, die auf beiden Seiten mit unerhörter Grausamkeit geführt wurden, einen Staat, der in der Marienburg an der Nogat, dem Sitz des Hochmeisters, seinen Mittelpunkt hatte. Die Ausdehnung der Deutschherren und der mit ihnen verbündeten Schwertbrüder aus Livland fand in der berühmten Schlacht auf dem Peipussee 1242 sein Ende, in der der russische Großfürst **Alexander Nevskij** (1239—1263) das Heer des Ordens schlug. Wie die Plünderung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer (1204) im Südosten, so brachte der Kampf der Deutschherren gegen Nordrußland auch auf dieser Seite der byzantino-slavischen Welt eine innere Entfremdung der beiden christlichen Schwesterkulturen mit sich (vgl. A. M. Ammann, S. J.: „Kirchenpolitische Wandlungen im Ostbaltikum bis zum Tode Alexander Nevskijs", Rom, 1936).

1252 wurde während eines Feldzuges, den der König von Böhmen und Herzog von Österreich **Ottokar II. Przemysl** (1252—1278) zur Unterstützung des Ordens unternahm, die Stadt Königsberg gegründet. Im 13. und 14. Jahrhundert stand der Orden auf dem Höhepunkt seiner politischen Macht. Aber seitdem die Länder Litauen und Polen im Jahre 1383 unter dem Hause der Jagellionen vereinigt worden waren, begann es damit abwärts zu gehen. 1410 erlag das Heer des Deutschherrenordens in der

Schlacht bei Tannenberg den Polen und ein Teil des Ordenslandes ging verloren. Beim Auftreten Luthers zog der Deutschordenshochmeister **Albrecht von Hohenzollern** 1525 sein geistliches Gewand aus, trat zum Protestantismus über und nahm das Ordensland als Herzogtum Preußen von der Krone Polen zu Lehen. Das Haus Hohenzollern, dem er angehörte, war schwäbischer Abkunft und hatte sich seit 1415 in der Mark Brandenburg festgesetzt, die ihm von Kaiser **Sigismund** (1410—1437) verpfändet worden war. Auch die brandenburgische Hauptlinie des Geschlechtes bekannte sich noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zum evangelischen Glauben. Nach dem Aussterben der herzoglich-preußischen Linie des Hauses mit dem geisteskranken **Albrecht Friedrich** erbten 1618 die brandenburgischen Hohenzollern auch Preußen. War Albrecht von Preußen zum Luthertum übergetreten und hatte er dadurch seine Herzogswürde gewonnen, so wechselten die brandenburgischen Hohenzollern 1613 vom Luthertum zum Calvinismus über, um Jülich, Cleve und Berg erwerben zu können. Einem der späteren preußisch-brandenburgischen Herrscher, **Friedrich Wilhelm** (1640—1688), aus dem die königlich-preußische Hofgeschichtsschreibung später den „Großen Kurfürsten" gemacht hat, gelang es, Preußen 1657 von der polnischen Oberlehensherrlichkeit zu befreien und den Schweden einen Teil Pommerns abzunehmen. In den Kriegen seiner Zeit wechselte er unaufhörlich die Partei. Leibniz, Deutschlands großer Philosoph und Freund des Prinzen Eugen von Savoyen, bezeichnete als politischen Grundsatz dieses Kurfürsten die Devise: „Wer mir das Meiste gibt, dem schließe ich mich an". In der Entsatzschlacht auf dem Kahlenberg bei Wien (12. Sep-

tember 1683), in der neben Österreichern und Polen Bayern, Schwaben, Badenser und Sachsen kämpften, fehlten die preußischen Kontingente Friedrich Wilhelms. 1701 machte sich der prunkliebende Kurfürst **Friedrich III.** zum „König in Preußen". Prinz Eugen von Savoyen soll damals den Ausspruch getan haben: „Hängen lassen müßte der Kaiser die Halunken von Minister, die ihm einen so perfiden Rat (d. i. der Erhebung Preußens zum Königtum zuzustimmen) gegeben". Mit dem Sohne des ersten Preußenkönigs, **Friedrich Wilhelm I.** (1713—1740), beginnt Preußen in die europäische Politik einzugreifen. Unter ihm wird es die stärkste Militärmacht Europas, aber auch der unfreieste Staat des Erdteiles. Berüchtigt sind seine Soldatenschinderei und sein Tabakskollegium, bei dem auch Männer der Wissenschaft (z. B. der Präsident der Akademie) die Zielscheibe des königlichen Spottes wurden. Sein Sohn floh vor dem väterlichen Wüten, wurde aber ergriffen und zum Tode verurteilt. Sein Taufpate, der Vater Maria Theresias, **Karl VI.** (1711—1740), verwendete sich bei Friedrich Wilhelm I. für ihn. Der Kronprinz blieb am Leben und bestieg nach dem Tode seines Vaters als König **Friedrich II.** (1740—1786) den preußischen Thron. Noch im Jahre seines Regierungsantrittes eröffnete er den Angriff auf das Österreich der jungen Maria Theresia und leitete so einen achtjährigen europäischen Krieg ein. Die Gründe für seinen Überfall auf Schlesien waren nach seinen eigenen Worten die „Jugend, der Leidenschaften Feuer, Begierde nach Ruhm, ja selbst . . . Neugierde, endlich ein geheimer Instinkt und das Vergnügen, meinen Namen in den Zeitungen und wohl auch einmal künftig in der Geschichte zu erblicken". Auch der englische Geschichtsschreiber **Macaulay** (1800—1859) stellt in sei-

nem Essay über Friedrich II. fest, daß auf sein Haupt alles Blut komme, das in diesen Kriegen vergossen worden sei. Der berühmte Kunstforscher und gebürtige Preuße **Winckelmann** (1717—1768) schreibt: „Ich bin unter einem Tyrannen geboren . . . Mein Vaterland drückt der größte Despotismus, welcher irgend erdacht ist. Ich denke mit Schaudern an dieses Land, wenigstens habe ich die Sklaverei mehr als andere gefühlt." Ihm folgt in seinem Urteil der bedeutendste Vertreter des deutschen Bürgertums, **G. E. Lessing** (1729—1781) in einem Brief, den er 1769 an den Berliner Aufklärer Nicolai richtet und in dem er sich dahin äußert, in Berlin „reduziert sich die Freiheit zu denken und zu schreiben auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen, als man will, zu Markte zu bringen und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es einmal einen in Berlin versuchen, so frei zu schreiben wie Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, wie dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Untertanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald in Erfahrung bringen, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land in Europa ist." Friedrich II. schrieb und sprach nur französisch (das er allerdings verbessern ließ). Für ihn waren die großen Epen des Mittelalters „nicht wert, aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden". Seine Schrift „De la littérature allemande" verriet eine ganz erschreckende Unwissenheit über den Zustand des Geisteslebens im eigenen Lande. **Goethe**

hatte schon 1781 eine geharnischte Erklärung dagegen vorbereitet, unterdrückte sie aber in dieser Form. Doch ist der 1795 veröffentlichte Aufsatz „Literarischer Sanscülottismus“ eine späte Abrechnung des Dichters mit dem kritisierenden König. Als Staatsminister Weimars arbeitete Goethe an einem Bund der deutschen Fürsten gegen die drohende Übermacht Preußens und floh nach Italien, als er den Schiffbruch seiner antipreußischen Politik erleben mußte und Friedrich II. sich dieses Gedankens bemächtigte, um daraus den „Fürstenbund“ gegen Joseph II. und das Heilige Römische Reich zu machen (vgl. darüber das Buch von Ottokar Lorenz: „Goethes politische Lehrjahre“, Berlin, 1893, wo der Verfasser ausdrücklich feststellt, daß „die immer und allzeit ein wenig gereizte Stimmung Goethes gegenüber Preußen von vielen Forschern ein bißchen gar zu sehr verheimlicht worden ist“, S. 152). **Ernst Moritz Arndt** (1769—1860), der bekannte norddeutsche Freiheitssänger, schrieb 1806 über Friedrich II.: „Wir Deutschen, wenn wir uns als Volk ansehen, haben uns dieses Königs wenig zu freuen gehabt, ja keiner hat uns so sehr geschadet, nicht bloß scheinbar, sondern wirklich.“ Trotzdem wurde unter dem Einfluß der preußisch-kleindeutschen Geschichtsschreibung (vgl. Stichwort Geschichtsauffassung) das Bild Friedrichs II. so umgedeutet, daß er als „Friedrich der Große“, der „Alte Fritz“, als „Vorbild“ des deutschen Volkes erschien. Wer sich wirklich über ihn orientieren will, muß in anderen Werken als in denen Sybels, Treitschkes, Einharts und des großen Schwarmes ihrer Satelliten Umschau halten (z. B. bei Onno Klopp: „König Friedrich II. von Preußen und seine Politik“, Schaffhausen, 1867; Franz Mehring: „Die Lessing-Legende“, 1893; P. Gaxotte: „Fréderic

II", Paris, 1938; Werner Hegemann: „Fridericus", Hellerau, 1924; Venanz Müller: „Die Hohenzollerkönige in der Kulturgeschichte", Frankfurt, 1866; Wilhelm Kosch: „Preußen vor dem Richterstuhl der Geschichte", Nymwegen, 1945; Walter Heydendorff: „Österreich und Preußen im Spiegel österreichischer Geschichtsauffassung", Wien, 1947).

Von nun an ging die preußische Politik im Geiste Friedrichs II., im „Fridericianismus", vor sich. Dieses System ist „nach außen das Streben nach Eroberung, welches keine Grenze findet an einem moralischen Wollen, sondern lediglich an einem physischen Können. Es ist nach innen das Prinzip des militärischen Absolutismus, als der steten Bereitschaft zum Eroberungskriege. Es ist endlich nach beiden Seiten hin dasjenige der Täuschung über den eigentlichen Zweck und der Verhüllung desselben durch das Vorgeben anderer Bestrebungen, die geeignet sind oder scheinen, die Popularität wenigstens derjenigen Menschen zu erwerben, welche die Dinge leichthin an der Oberfläche zu betrachten pflegen" (Onno Klopp: „König Friedrich II.", a. o. a. o. S. 541). In diesem Geiste hat Preußen im Verlauf des 19. Jahrhunderts das alte Deutschland Lessings und Goethes aufgesogen. „Ohne diese preußische Eigenentwicklung, die die offiziöse preußische Historiographie geflissentlich verschleiert hat und die daher auch außerhalb des Kreises der Eingeweihten noch viel zu wenig bekannt ist, können wir auch die spätere politische, geistige, wirtschaftliche und soziale Entwicklung Deutschlands im 19. Jahrhundert nicht verstehen, der vor allem die preußische Konzeption ihren Stempel aufgedrückt hat" (Wilhelm Röpke: Die deutsche Frage, Zürich, 1948, S. 194). Der Erbe Friedrichs II. von Preußen

wurde dann Fürst **Otto Bismarck** (1815—1898). Auch seine geschichtliche Größe ist nur relativ (vgl. F. Darmstaedter: „Bismarck and the creation of the Second Reich", London, 1948, S. X: „The value of Bismarck's work could not be measured by the life of an individual, but only by that of a whole nation. Now what within the life of a nation are fifty-five years? Are they more than ‚an hour' or ‚but only an hour'? If from the viewpoint of history we describe the solution of the question of the political existence of a people wich after only twenty-five years shows cracks and fissures and which after fifty-five years proves to be altogether inadequate, as a work ‚only for an hour' then we cannot help doubting the historical greatness of the work and also the man who created it*"). Schon 1890 hatte anläßlich von Bismarcks Rücktritt als Kanzler der norwegische Dichter **Björnstjerne Björnson** (1832—1910) an seine Tochter Berglot Ibsen geschrieben: „Mit all seinen Augenblickssiegen war Bismarck doch ein kurzsichtiger Mensch, der nicht die Zukunft aufbaute, sondern Sieg auf Sieg gewann im Kleinkram der Gegenwart — ein Schauspieler, der alle Spiele gewann, darüber aber die Zukunft verlor." Denn es ist heute klar, „daß die Einigung Deutschlands durch die ‚Blut-und-Eisen-Politik Bismarcks von 1866—1871 eine Gewaltlösung war, die Deutschland als Großpreußen

*) Der Wert von Bismarcks Werk kann nicht am Leben eines Einzelmenschen, sondern nur an dem der ganzen Nation gemessen werden. Was sind aber im Leben einer Nation fünfundfünfzig Jahre? Sind sie mehr als ‚eine Stunde' oder ‚gerade eine Stunde'? Wenn wir vom Standpunkt der Geschichte aus die Lösung der Frage der politischen Existenz eines Volkes beschreiben, das nach bloßen fünfundzwanzig Jahren schon Risse und Spaltungen sieht und das nach fünfundfünfzig Jahren erfährt, daß sie gänzlich unzulänglich ist, eben ein Werk für ‚gerade eine Stunde', dann können wir uns in unserem Zweifel über die Größe des Werkes und ebenso des Mannes, der es geschaffen hat, nicht helfen.

auf den Weg gedrängt hat, der schließlich über die Etappen von 1934, 1933 und 1939 zu der heutigen Katastrophe führen mußte" (W. Röpke, a. o. a. o. S. 204 ff). Darum kann es nach der Meinung einsichtiger Deutscher „ohne eine Entthronung der Figur Bismarcks, dessen Kult eine wahre deutsche Besessenheit geworden war . . . . keine wirkliche deutsche Renaissance geben, und so ist es denn sehr zu bedauern, daß noch immer die Versuche einer Ehrenrettung dieser — in seinen Wirkungen wohl verhängnisvollsten — Gestalt der deutschen Geschichte nicht aufhören" (W. Röpke, a. o. a. o. S. 207). Denn das Werk Bismarcks wurde durchgeführt „mit den Mitteln des Rechtsbruches, des gewaltsamen Umsturzes, der bewußten Unwahrheit und Täuschung". Es „hat der preußischen Machterweiterung und Vergrößerungslust gedient, nicht aber dem berechtigten Streben des deutschen Volkes nach festerer Einigung und gedeihlichem Ausbau seiner bis dahin zu Recht bestandenen Gesamtverfassung . . . (Es) hat endlich die bewährten Garantien des Weltfriedens . . . vernichtet und an ihre Stelle die internationale Rüstungskonkurrenz des Militarismus . . . gesetzt" (so schon 1895 **Wilhelm Hopf** in seinem überaus lesenswerten Quellenwerk „Die deutsche Krisis des Jahres 1866", 2. Auflage, Hannover, 1906, S. VII/VIII). Der deutsche Denker **Hugo Ball** (1886—1927) charakterisierte die Ära Bismarcks als „typisch junkerlich. Gekennzeichnet in der inneren Politik durch Staatsstreiche, Massenverbote, ‚Maukorb'gesetze und alle empörenden Gewaltmaßregeln einer mit dem Polizeiknüppel argumentierenden Militärdiktatur" (in seinem Buch ‚Zur Kritik der deutschen Intelligenz', erschienen 1919, zitiert nach dem Abdruck in Will Schaber: „Weinberg der Freiheit, der

Kampf um ein demokratisches Deutschland von Thomas Münzer bis Thomas Mann", New York, 1945, S. 294 ff.). Und die Sprache Bismarcks ist „die sattsam bekannte, in ihrem rüden Tonfall immer wiederkehrende Sprache der Junker, die nicht erst Schule zu machen brauchte, und die zwischen Feinden und eigenen Volksgenossen nicht einmal einen Unterschied kennt. Es ist jene wüste Instinktbarbarei, welcher schöngeistige Feuilletonisten wie Herr Emil Ludwig vergebens den Goetheschen Mantel der Dämonie und der Problematik umzuhängen bemüht sind. Es ist jene Erhebung der heiligen Blut- und Gewaltmenschen, die den preußisch-deutschen Parnaß auszeichnet" (Hugo Ball, a. o. a. o. S. 297). Wie sehr das sittliche Bewußtsein durch den äußeren Erfolg der Bismarckischen Politik getrübt werden konnte, zeigt das Beispiel des berühmten Rechtsgelehrten **R. v. Jhering**, der unmittelbar nach der Kriegserklärung Bismarcks an Österreich 1866 schrieb: „Mit einer so empörenden Schamlosigkeit, mit einer solchen grauenhaften Frivolität ist vielleicht nie ein Krieg angezettelt worden . . . das innerste Gefühl empört sich über einen solchen Frevel an allen Grundsätzen des Rechtes und der Moral . . ." Derselbe Jhering war es, der zwei Monate(!) später nach dem Siege Preußens erklärte: „Ich beuge mich vor dem Genie eines Bismarck, ich habe dem Mann alles, was er bisher getan hat, vergeben, ja mehr als das . . . ich gebe für einen solchen Mann der Tat . . . hundert Männer der machtlosen Ehrlichkeit" (zitiert nach Fr. W. Förster: „Europa und die deutsche Frage", Luzern, 1937, S. 71). Das traf sich ja völlig mit der Anschauung des Feldmarschalls **Moltke** (1800—1891), der im Februarheft der „Revue de droit international" des Jahres 1881 fol-

genden Lobpreis des Krieges veröffentlichen ließ: „Der ewige Friede ist ein Traum, und zwar nicht einmal ein schöner Traum. Der Krieg ist ein Element der von Gott eingesetzten Ordnung(!) . . . Ohne den Krieg würde die Welt in Fäulnis geraten und sich in Materialismus verlieren."

Als am 3. Juli 1866 auf den Feldern von Sadova Österreichs Heer erlag, war das Ende des alten Deutschland gekommen. Der am 18. Januar 1871 in Versailles aufgerichtete preußisch-deutsche Staat Bismarckischer Prägung hatte einen wesentlich anderen Charakter. Er formte den Geist der neuen preußisch-deutschen Nation, an der der Österreicher nicht den geringsten Anteil hatte. So war die Voraussage Onno Klopps von 1867 (Schlußkapitel „König Friedrich II. von Preußen" S. 601) eingetroffen, der für den Fall eines preußischen Sieges die Dinge kommen sah: „Dann wird zwar noch die deutsche Sprache fortbestehen und die Sprache dieses neuen Reiches sein; aber sie wird zur preußischen Sprache werden und fortan politisch nur dienen zum Ausdruck von Gedanken und Gefühlen, die mit dem deutschen Wesen in Widerspruch stehen." Die öffentliche Meinung in Preußen-Deutschland (über die Heinrich Wuttke in seinem aufschlußreichen Buch „Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung", Leipzig, 1875, geschrieben hat) geriet völlig in Abhängigkeit von Preußen und seiner friderizianisch-bismarckischen Ideologie. Es wäre übrigens einseitig, nicht darauf hinzuweisen, daß vor allem in den „ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ein Teil der preußischen Verwaltung, beeinflußt von den Ideen der Humanität und des Liberalismus, ganz und gar nicht

den Vorstellungen entsprach, die wir sonst nicht ohne Grund mit ihr verbinden" (W. Röpke, a. o. a. o. S. 214). Diese Episode der preußischen Geschichte macht es psychologisch verständlich, daß das Werk Bismarcks auch in nicht gerade preußenfreundlichen Kreisen nicht immer den starken Widerstand fand, der notwendig gewesen wäre. Nun aber beeinflußte „der militärische Charakter, den das neue deutsche Kaiserreich trug, ... nach und nach alle Gebiete des nationalen Lebens und (begünstigte) überall die Ausbildung eines intensiven Nationalismus", wie Friedrich Hertz (im 1. Band seines Werkes „Nationalgeist und Politik. Beiträge zur Erforschung der tieferen Ursachen des Weltkrieges", Zürich, 1937, S. 449 ff.) feststellt. Er fährt dann fort: „Ermöglicht wurde dies durch die allgemeine Wehrpflicht, die allgemeine Schulpflicht, mit deren Einführung Preußen allen anderen Staaten voranging. Beide Einrichtungen wirkten aber in Preußen anders als im übrigen Europa. So berichtete der deutsche Botschafter in Paris, Graf Münster, am 21. Juni 1891 an den Reichskanzler, das Selbstvertrauen der französischen Nation sei durch die allgemeine Wehrpflicht sehr gewachsen, der kriegerische Sinn aber nicht. ‚Die allgemeine Wehrpflicht hat, Gott sei Dank, ganz anders gewirkt als bei uns.' Die Gründe dafür sind in der Verschiedenheit der nationalen Strukturen zu suchen. Entscheidend war die Tradition des preußischen Kriegskönigstums und des Kriegsadels. Der Offizier wurde in Deutschland zum nationalen Ideal, wie der Rentner in Frankreich. Wer nicht zumindestens Reserveoffizier war, galt nur als Mensch zweiter Klasse. Was die Offiziersuniform in Deutschland vermochte, zeigte in grotesker Weise der Fall des Hauptmanns von Köpe-

nick. Es soll ein berühmter Gelehrter gewesen sein, der mit Stolz verkündete, die deutschen Professoren seien die ‚wissenschaftliche Leibgarde der Hohenzollern'. In keinem anderen Land der Welt bestand ferner der Brauch, daß der Student seinen kriegerischen Mut durch Mensuren und Duelle beweisen mußte. Die deutschen Studenten waren auf ihre Narben im Gesicht nicht wenig stolz und blickten auf solche Kameraden, die sich dieser Sitte widersetzten, mit Geringschätzung herab. Die protestantische Kirche, die bei den anderen germanischen Nationen einen so mächtigen Einfluß zugunsten des Friedens ausübte, diente in Deutschland ebenfalls in hohem Maße der Pflege eines kriegerischen Ethos. Ehrlicher waren freilich jene Nationalisten, die das altgermanische Heidentum neuzubeleben suchten, weil sie erkannt hatten, daß das Christentum mit ihrer Geistesart nicht in Einklang zu bringen war. Auch hierin lag eine Besonderheit des deutschen Nationalismus. Sogar eine so weltbürgerliche Bewegung wie die Freimaurerei segelte in Deutschland größtenteils im nationalistischen Fahrwasser. Während bei anderen Nationen Sport, Geselligkeit, Jugend- und Frauenbewegung meist unpolitisch und übernational waren, gerieten in Deutschland die Turn-, Alpen- und Gesangsvereine, die Jugend- und Frauenverbände allmählich stark in die Gefolgschaft des Nationalismus. Wer aber für die Friedensbewegung eintrat, dessen nationale Gesinnung galt als sehr verdächtig. Die Beamtenlaufbahn, die Lehrkanzel einer Universität, die gute Gesellschaft waren ihm in der Regel verschlossen. . . . Selbst jene Kunst, die von jeder Politik am weitesten entfernt zu sein scheint, nämlich die Musik, wurde in den Dienst des Nationalismus ge-

stellt. Eine der stärksten Mächte, die diesen Geist verbreitete, war das Wagnerianertum. Ob Wagner selbst ein echter Nationalist war, bleibe dahingestellt. Manche seine Äußerungen sprechen sehr dagegen. Auch der Gehalt seines unvergleichlichen Werkes kann nicht als nationalistisch bezeichnet werden. Aber der Einfluß, den Wagner dadurch erhielt, und vor allem der Kreis, der sich um Wagner sammelte, wirkten in diesem Sinn. Hier wurde zuerst bewußt der Rassenglaube gepflegt, die Überzeugung, daß die Germanen und insbesondere die Deutschen allen anderen Völkern überlegen und somit zur Weltherrschaft berufen seien, mindestens zur geistigen. Die Jünger Wagners verbreiteten in Deutschland die Ideen Gobineaus, der in seinem Vaterlande Frankreich unbeachtet blieb. Später wurde H. St. Chamberlain, der Schwiegersohn Wagners, der Hauptapostel der Rassenlehre. Überall hat ferner die Geschichtsschreibung zur Ausbildung einer nationalistischen Ideologie beigetragen. Auch hierin ist aber die deutsche Historik wohl weiter gegangen als jene anderer Nationen. Nicht minder wurden die Lehren großer Philosophen zur Stützung nationalistischer Lehren in Anspruch genommen, besonders solche pessimistischer und irrationalistischer Richtung. Daß sie selbst meist jede nationale Überhebung scharf abgewiesen haben, hat dies nicht gehindert. Es hat wohl nie einen schärferen Gegner des Nationalismus überhaupt und besonders des deutschen gegeben als Friedrich Nietzsche. Er war durchaus Weltbürger und voll Hohn gegen die Beschränktheit des Nationalwahns. Dennoch hat seine Machtlehre vielen Gebildeten den Weg zur Anbetung des nationalen Machtideals gebahnt, insbesondere indem sie das Christentum untergrub und die

christliche Sittenlehre als Ideologie der Schwachen, als Sklavenmoral, zu entlarven suchte, worin ihm schon der junge Hegel vorangegangen war. Dies war Wasser auf die Mühlen der radikalen Nationalisten und sie gingen daher stillschweigend darüber hinweg, daß Nietzsche ebenso wie Schopenhauer das deutsche Volk selbst in der ärgsten und ungerechtesten Weise geschmäht hat." Dieser allgemeinen Verpreußung widerstrebten nur wenige Männer, die aber auf weiten Strecken „Rufer in der Wüste" blieben. Immerhin darf der Name eines **Konstantin Frantz** (1817—1891) in Ehren genannt werden, dessen Werke (z. B „Der Föderalismus", 1879; „Die Weltpolitik", 1882/83 und „Die preußische Intelligenz und ihre Grenzen", 1874) ihn zum bedeutendsten geistigen Widerpart Bismarcks machen. 1899 sprach der liberale Abgeordnete **Eugen Richter** (1838—1906) im deutschen Reichstag die warnenden Worte: „Deutschlands Beruf ist es nicht, auf andere Völker loszuhämmern. Wir wollen es jedem Volksstamm überlassen, in der Façon sich zu entwickeln, nach seinem Gefallen und seinen Verhältnissen entsprechend, und haben nicht den Beruf, auf ein Volk loszuhämmern und ihm die Gestalt zu geben, die uns als die richtige erscheint." Und um den Kreis zu zeichnen, innerhalb dessen sich die Gegnerschaft gegen das neue System auswirkte, wollen wir drei weitere Namen nennen: **Georg Herwegh** (1817—1875), der alte Achtzehnhundertachtundvierziger und politische Dichter, der im Februar 1871 kurz nach der Kaiserproklamation in Versailles die Verse niedergeschrieben hatte:

Gleich Kindern laßt ihr euch betrügen,
bis ihr zu spät erkennt — o weh! —
die Wacht am Rhein wird nicht genügen,
der schlimmste Feind steht an der Spree",

sagte einige Tage vor seinem Tode zu seinem jüngsten Sohn: „Si tu assistais après ma mort à l' anéantissement de la Prusse, écris sur la pierre de mon tombeau: rejouis-toi, mon pére, la Prusse n'est plus!"* (vgl. Georg Herweghs Werke herausgegeben von Hermann Tardel, Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart, Bong, o. J. S. C III). **Dr. Carl Sonnenschein** (1876—1929) der bekannte Berliner Weltstadt-Seelsorger nach dem Ersten Weltkrieg, erklärte am 13. November 1918, der Umsturz wäre nicht gekommen, „wenn wir nicht bis ins Mark krank gewesen wären am norddeutschen Kastengeist, der der Offizierskaste und der Bildungsschichte jegliches Vertrauen . . . genommen hatte" (vgl. Ernst Thrasolt: „Dr. Carl Sonnenschein", München, 1930, S. 216). Der rheinische Dichter **Stefan George** (1868—1933) dichtete die Verse:

Den eklen schutt von rötel kalk und teer
spei ich hinaus ins reinigende meer.

„Durch einen Leser wurde der Dichter darauf aufmerksam gemacht, daß rötel kalk und teer den Landesfarben des kaiserlichen Deutschland entsprächen. Er ließ diese Deutung lächelnd zu . . ." (vgl. Ernst Robert Curtius: „Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter", Bern, 1948, S. 18).

Die Verpreußung Deutschlands wurde der günstigste Nährboden für den Nationalsozialismus. Es führt eine gerade Linie von Friedrich II. über Bismarck zu Hitler. Wobei wir aber ausdrücklich feststellen wollen, daß nicht jeder, der preußischer Staatsbürger war, im geistigen Sinne ein „Preuße" zu sein brauchte. Und es war nicht

*) „Wenn Du nach meinem Tod dem Verschwinden Preußens beiwohnen wirst, schreib auf meinen Grabstein: ‚Freue dich, mein Vater: Preußen ist nicht mehr!' "

jeder, der außerhalb Preußens seine Heimat hatte, davor gefeit, geistig ein „Preuße" zu werden. Für Österreich aber bedeutet der Gegensatz zu Preußen dasselbe, was für die Vereinigten Staaten von Amerika der seinerzeitige Gegensatz zu England war: in ihm wurde sich der Österreicher seiner historischen Individualität und seines Schicksals erst recht deutlich bewußt.

Privilegium Maius

Das Privilegium Maius (= Größerer Freiheitsbrief) ist ein Gegenstück zum Privilegium Minus (siehe Privilegium Minus) und eines der wichtigsten Dokumente für die Entwicklung eines eigenstaatlichen österreichischen Bewußtseins. Das Privilegium Maius entstand in der Kanzlei Herzogs Rudolphs IV. von Österreich (1358—1365) und verfolgte den Zweck, dem österreichischen Landesfürsten außerordentliche souveräne Rechte auf seinem Territorium zu verleihen, die weit über das hinausgingen, was im Privilegium Minus bewilligt worden war. In der Urkunde ist von Freiheitsbriefen die Rede, die die römischen Kaiser Julius Cäsar, Nero, Heinrich IV., Friedrich I. und Friedrich II. sowie Rudolf von Habsburg den österreichischen Landesfürsten verliehen hätten. Es handelt sich bei den auf Grund dieser Angaben beanspruchten Rechten um die Erblichkeit der Thronfolge, die Steuerfreiheit, den Titel Pfalz-Erzherzog, Befugnis zum Tragen einer Königskrone, keine Dienstleistungen gegenüber dem Kaiser, keine Pflicht zum Besuch von Reichstagen, oberste Lehenshoheit des österreichischen Landesherrn über alle österreichische Gebiete, oberste Gerichtshoheit, Unteilbarkeit Österreichs und die Möglichkeit für

den kinderlosen Herzog, sein Land beliebig zu vererben. Selbstverständlich existieren solche Freiheitsbriefe der Kaiser Julius Cäsar und Nero nicht und das Privilegium Maius wäre — modern gesprochen — eine Fälschung. Als solche wurde es auch vom Kaiser Karl IV. (1346—1378), dem Schwiegervater Rudolphs IV., bezeichnet, als es ihm zur Bestätigung vorgelegt wurde. Weil der österreichische Herzog die im Privilegium Maius verliehenen Rechte tatsächlich ausübte, kam es fast zum Kriege zwischen ihm und Karl IV. Immerhin müssen wir heute folgendes feststellen: das Mittelalter besaß nicht das Gefühl für historische Überlieferungstreue, wie dies bei uns heute der Fall ist. Es war gang und gäbe, bestehende Gewohnheitsrechte in der Weise zu interpretieren, daß man sie irgendeiner berühmten Persönlichkeit aus fernen Tagen als Urheber zuschrieb. Rudolph IV. hat also nicht eine „Fälschung" im modern-juristischen Sinn begangen, sondern nur in der Form dieser Urkunde seinen Anspruch auf eine Reihe von Vorrechten angemeldet. Außerdem scheint — wie Alphons Lhotzky in seiner Abhandlung „Thomas Ebendorfer und die österreichischen Freiheitsbriefe" (im XXIX. Band des „Jahrbuches für Landeskunde von Niederösterreich" 1948) ausführt — tatsächlich der Kanzlei Rudolphs IV. irgendeine hochmittelalterliche Vorlage vorgelegen zu sein. Der Stil der Privilegien Cäsars und Neros entspricht nicht dem Stil des 14. Jahrhunderts, sondern eher dem einer früheren Zeit. Lhotsky verweist auf den Passauer Domdekan **Albertus Bohemus** (gest. um 1260), von dem wir bereits die Fälschung einer Grabschrift des „ersten christlichen Kaisers" Philippus Arabs (244—249 n. Ch.) kennen. „Bei den vielfältigen Be-

ziehungen politischer Art, die Albert Behaim zu Österreich und gewiß auch zu den Herzogen Leopold VI. und Friedrich II. gesponnen hat, nicht minder im Hinblick auf das rege Interesse, das er als Archidiakon von Lorch und wütender Gegner der Bischöfe von Passau österreichischen Verhältnissen entgegenbrachte, würde es sich ohne weiters denken lassen, daß er, der sich über die geschichtliche Vergangenheit der Diözese Passau mehrfach in höchst eigentümlicher, oft phantastischer Weise geäußert hat, sich auch über die Geschichte Österreichs in irgendeinem Sinn eine Meinung gebildet hat, die jedenfalls seinen politischen Intentionen entsprach. Die Erfindung uralter Texte ist ihm, wie erwähnt, gar nicht schwer gefallen; Hemmungen scheint er nicht gekannt zu haben. Nachweisen läßt sich freilich, wie gesagt, nichts; hier sollte nur eine Vermutung geäußert werden" (Alphons Lhotsky a. o. a. o. S. 141). Wir fügen aus eigenem hinzu, daß uns die Zeit des letzten Babenbergers Friedrichs II. des Streitbaren, dessen Pläne bekanntlich darauf hinausliefen, aus Österreich ein Königreich zu machen (siehe Königreich Österreich), tatsächlich politisch und geistig dazu geeignet erschiene, eine solche phantastische Urkunde, wie sie Albert Behaim geliefert haben könnte, gläubig aufzunehmen. — Das Privilegium Maius wurde 1453 von Kaiser Friedrich IV. bestätigt und seitdem führten die österreichischen Landesfürsten den Titel Erzherzog. Aus der Fälschung wurde ein gültiges Gesetz. Uns aber bedeutet das Privilegium Maius heute ein ehrwürdiges Denkmal der österreichischen Überlieferung, ein frühes Bekenntnis seiner Schöpfer zur Eigenstaatlichkeit Österreichs. Vor uns steht Rudolph IV. als der „Schöpfer der österreichischen Staatsideo-

logie. Er hat den österreichischen Staatsgedanken als arteigenen, selbständigen, unabhängigen der Mitwelt und Nachwelt bewußt gemacht" (Ernst Karl Winter: „Rudolph IV. von Österreich", 1. Band, Wien, 1934. S. 309). Man muß freilich, „um die historische Funktion Rudolphs IV. in dieser Frage richtig bewerten zu können, das Entwicklungsgesetz des österreichischen Staates im Zusammenhang der Jahrhunderte überschauen. Daran wird man erkennen, daß die schöpferische Leistung Rudolphs IV. nur das wohlgebildete Glied einer langen Kette ausmacht, deren Problematik allerdings in dieser Stunde sich entscheidend schürzte" (E. K. Winter, a. o. a. o. S. 311).

Privilegium Minus

Unter Privilegium Minus (oder dem „Kleinen Freiheitsbrief") verstehen wir die Urkunde, mit der im Jahre 1156 der Markgraf **Heinrich II. Jasomirgott** zum ersten Herzog von Österreich erhoben wurde. Es ist eines der bedeutendsten Zeugnisse der österreichischen Selbständigkeit und des werdenden österreichischen Staates. Kaiser Friedrich I. Barbarossa, der Neffe des neuen Herzogs, erhebt diesen und seine Gemahlin Theodora aus dem byzantinischen Kaiserhaus der Komnenen zum Herzoge und zur Herzogin von Österreich, verleiht ihnen das Recht, das Land auf ihre Nachkommen in männlicher und weiblicher Linie zu vererben, und im Fall des völligen Erlöschens der Nachfolge einen Erben zu nennen. Die österreichische Gerichtshoheit wird festgestellt und keine Appellation von Österreichern an den Kaiser mehr zugelassen. Der neue Herzog braucht nur mehr an Reichstagen in Bayern

teilzunehmen und an Reichskriegen dann, wenn sie an den Grenzen Österreichs geführt werden. — Damit ist in Österreich eine feste Landeshoheit begründet, wie denn auch bei den Babenbergern der Name „Landesherr" (dominus terrae) sehr früh vorkommt. Von manchen, vor allem österreichfeindlichen Geschichtsschreibern als Fälschung erklärt, muß heute das Privilegium Minus in seinen wesentlichsten Bestimmungen als echt anerkannt werden. Einzelne ungewöhnliche Vorrechte erklären sich zwanglos aus den byzantinisch-oströmischen Rechtsanschauungen, die hier mit Rücksicht auf die byzantinische Herzogin zur Anwendung kommen. Der byzantinische Kaiser hält seine schützende Hand über den österreichischen Verwandten. Im Jahre 1161, also nur wenige Jahre nach dem Privilegium Minus, finden wir in einer Thronfolgeordnung des Komnenenhauses manche der Erbfolgebestimmungen wieder, die im Privilegium Minus vorkommen und die den, — der die Zusammenhänge nicht kennt — fremd anmuten.

(Für die österreichisch-byzantinischen Beziehungen vgl. das Werk von Konrad Joseph Heilig: „Ostrom und das Reich um die Mitte des XII. Jahrhunderts, die Erhebung Österreichs zum Herzogtum und das Bündnis zwischen Byzanz und dem Westreiche", 1944, vgl. auch die Stichworte „Babenberger" und „Byzanz").

Rechtslehrer

Die österreichische Rechtswissenschaft kann auf eine lange Überlieferung zurückblicken. Gleich eingangs muß erwähnt werden, daß das „Österreichische Allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch", von Kaiser

Franz I. 1811 für seine Erbstaaten in Kraft gesetzt, aber aus dem Geiste der josephinischen Reformzeit geschaffen, damals zu den modernsten Zivilrechtsbüchern der Erde gehörte, einen weitgehenden Einfluß auf die Zivilrechte anderer Länder nahm und heute noch in seinem wesentlichen Kern von Bedeutung ist. Es ist bezeichnend, daß selbst jene, die sich in der „Angleichung" (so sagte man vor 1938 für „Gleichschaltung") Österreichs an Deutschland nicht genug tun konnten, zugeben mußten, daß in der Frage des Zivilrechtes eine Angleichung Deutschlands an Österreich viel zweckdienlicher wäre. Einer der wichtigsten Mitschöpfer dieses Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuches war **Franz v. Zeiller** (1751—1828), der ihm als Referent in zehnjähriger Tätigkeit die letzte Form gab. Schon im Jahre 1811 erschien sein ausführliches Kommentar des Gesetzwerkes. Als 1914—1916 die drei Teilnovellen zu diesem Rechtsbuch Gesetz wurden, in denen der öffentlich-rechtliche Charakter und der soziale Gehalt des österreichischen Zivilrechtes verstärkt und der neuen Zeit angepaßt wurde, gingen sie auf **Joseph Unger** (1828—1913) zurück, der 1871—1879 Minister ohne Portefeuille und seit 1881 Präsident des österreichischen Reichsgerichtes war. Er trug auch wesentlich dazu bei, Formalismus und Begriffsjurisprudenz auszuschalten. Sein Zeitgenosse und Ministerkollege von 1871—1879 (als Justizminister) war **Julius Glaser** (1831—1885), der sich vor allem mit der Erfassung fremden Rechtes beschäftigte. Seine wissenschaftliche Autorität war so groß, daß man ihn, den Österreicher, beauftragte, in Bindings Handbuch die Darstellung des deutschen Strafprozeßrechtes zu übernehmen. Wie er für den angelsächsischen Rechtskreis so schufen drei andere österreichische Rechts-

gelehrte maßgebende Werke zur Erforschung des römischen Rechtes: **Moriz Wlassak** (1854—1939) legte den römischen Rechtsgang dar; **Ludwig Mitteis** (1859—1921) fügte durch sein Werk „Reichsrecht und Volksrecht in den östlichen Provinzen des römischen Kaiserreiches" den Orient in die römische Rechtsgeschichte ein und **Leopold Wenger** (geb. 1874) baut an einer „antiken Rechtsgeschichte", die ein Stück Teilgeschichte einer Kulturdarstellung des gesamten antiken Mittelmeergebietes werden soll. Über das Obligationsrecht schrieb und las **Josef v. Schey** (1853—1938), während auf **Franz Klein** (1854—1926) die österreichischen Justizgesetze zurückgehen, die seither auch über die Grenzen Österreichs hinaus grundlegende Bedeutung erlangt haben, und in ihren wesentlichen Teilen auch in den Nachfolgestaaten der Monarchie erhalten blieben. **Hans Groß** (1847—1917) ist der Begründer der naturwissenschaftlichen Kriminalistik. Sein 1895 zum ersten Mal veröffentlichtes „Handbuch für Untersuchungsrichter" wurde in alle Kultursprachen übersetzt und zur Grundlage der Untersuchungskunde genommen. In ähnlicher Weise begründete **Adolf Menzel** (1857—1938) die energetische Staatstheorie in seinem Werk „Geschichte der Staatsphilosophie". Aus dem Kreis des akademischen Lehrers heraus trat **Heinrich Lammasch** (1853—1920), der Weise Österreichs, der der letzte Ministerpräsident der Österreichisch-Ungarischen Monarchie wurde, von Kaiser Karl I. berufen, um noch den (vergeblichen) Versuch zu machen, den Donaustaat durch Föderalisierung zu retten. Heinrich Lammasch bekannte sich sein ganzes Leben hindurch kompromißlos zu Frieden und Völkerrecht, war aktiver Pazifist, vertrat Österreich auf den beiden Haager Friedenskonferenzen und trat dreimal als Schiedsrichter

im Internationalen Haager Gerichtshof auf. Auf außenpolitischem Gebiet war er zeit seines Lebens ein Gegner des Bündnisses zwischen Österreich—Ungarn und Deutschland, und machte aus dieser Gegnerschaft in seinen großen Reden im Herrenhaus niemals ein Hehl. Als letzten erwähnen wir noch **Hans Kelsen** (geb. 1881) der der Schöpfer der österreichischen Bundesverfassung von 1920 und Vertreter der Lehre vom „reinen Recht" ist. 1938 ging er nach den Vereinigten Staaten.

Reformation

Wir bezeichnen in der gewöhnlichen historischen Literatur im allgemeinen die Zeit der Glaubensspaltung als Reformation. In ihr löste sich die geistige Einheit des abendländischen Europa an einer entscheidenden Stelle auf. Bewegungen, die gegen die katholische Kirche gerichtet waren, hatte es es auch im Mittelalter gegeben. So gewannen in Österreich die Waldenser zeitweilig einen starken Anhang. Sie führten ihren Ursprung auf **Petrus Waldus** (gest. 1218) zurück und besitzen noch heute Gemeinden in den französisch-italienischen Alpen. Um 1315 werden in der Gegend zwischen St. Pölten und Traişkirchen in Niederösterreich an 36 Orten Waldenser festgestellt. Aber die religiöse Einheit des Mittelalters hatte sich doch im großen und ganzen erhalten. Auch kirchliche Mißstände (Papsttum in Avignon 1308—1378, abendländisches Schisma 1378—1415 führten nicht zu einer Spaltung der lateinischen Christenheit. Daß nunmehr das Auftreten von Persönlichkeiten wie **Martin Luther** (1483—1546) in Deutschland, **Johann Calvin** (1509—1564) in Genf und **Huldreich Zwingli** (1484—1531) in Zürich eine we-

sentlich andere Wirkung hatte, hängt mit der Wirtschafts- und Sozialentwicklung Europas zu ihrer Zeit aufs engste zusammen." Am Eingang zum 16. Jahrhundert standen wirtschaftliche Umwälzungen größten Ausmaßes — vergleichbar der Wirtschaftsrevolution dreihundert Jahre später — und so wurde das Gesicht der Zeit von den wirtschaftlichen Kräften wesentlich mitgeprägt . . . Der Niedergang Venedigs und der süddeutschen Städte, welche die Verteilung der von Venedig eingeführten Güter besorgt hatten und in Zukunft entweder weit von den neuen Handelswegen verkümmern oder einen Zugang zum Meere — über die Niederlande, wie es tatsächlich von einigen versucht wurde — finden mußten; der neue Wirtschaftsimperialismus Portugals und Spaniens; der kapitalistische Aufschwung im Bergbau und in der Textilindustrie; das Aufkommen von nunmehr übernationalen Handelskompanien, die sich nicht einfach auf ausschließliche Vorrechte stützten, sondern mit ihrem massierten Kapital alle schwächeren Konkurrenten aus dem Felde schlagen konnten; eine Preisrevolution, die alle herkömmlichen Beziehungen erschütterte; der Zusammenbruch der mittelalterlichen Bauernsame in blutigen Bauernkriegen; die Unterwerfung der mittelalterlichen zünftisch organisierten Produktionsweise unter die Macht des Geldes; der Triumph des Staates und — an vielen Orten in Europa — sein Sieg über die Kirche: all dies fiel in den Erlebniskreis von kaum zwei Generationen" (R. H. Tawney: „Religion und Frühkapitalismus", Bern, 1946, S. 85). Für Österreich kam noch im besonderen die Türkengefahr hinzu, die seit dem Fall des altungarischen Königreiches in der Schlacht bei Mohács 1526 brennend geworden war und bereits 1529 zur ersten Belagerung Wiens

durch die Türken führte. Kurz vorher aber hatte sich der neue Landesherr **Ferdinand I.** (1521—1564), der im Vertrag von Brüssel (29. April 1521) von seinem älteren Bruder Karl V. die Herrschaft über die alt-österreichischen Länder übertragen erhalten hatte, mit der ständischen Opposition auseinanderzusetzen gehabt und im August 1522 die Häupter der Bewegung (Hans von Puchhaim, Michael von Eyzing, Martin Siebenbürger, Hans Rinner, Stefan Schlagindweit, Friedrich Piesch, Martin Flaschner und Hans Schwarz) zu Wiener-Neustadt hinrichten lassen. Die ständische Opposition aber war es, die durch das ganze 16. Jahrhundert dem evangelischen Glauben zuneigte, und so verbanden sich hier — im Gegensatz zu den Ländern, in denen das Fürstentum sich der neuen Lehre anschloß, — die Interessen der Habsburger mit denen der alten Kirche. Im übrigen war die Entwicklung auch außerhalb Österreichs über die Köpfe der Prediger des neuen Glaubens hinweggegangen und Martin Luther hatte sich nach dem blutigen Ausgang der Bauernkriege (siehe Stichwort Bauernkriege) veranlaßt gesehen, sich dem Landesfürstentum in die Arme zu werfen. Luthers persönliche Religiosität wird heute von niemandem mehr geleugnet. Der spanische Dominikanermönch Quinones billigte noch 1520 während seines Aufenthaltes in Deutschland Luthers Tun „zum größten Teil“ und war von seinen Schriften „höchstlich und über die Maßen erfreut“. Der Augsburger Dominikaner Johann Faber war davon überzeugt, „Luther sei zu Beginn des Streites von frommem Eifer und Liebe zur christlichen Religion getrieben worden“. Das Bild änderte sich später, und viele, die ihn zuerst als Erneuerer der katholischen Kirche begrüßt hatten, wandten sich von ihm ab: dar-

unter Persönlichkeiten vom Rang eines **Erasmus von Rotterdam** (1467—1536), des größten Gelehrten nördlich der Alpen, und des bekannten Nürnberger Ratsherren **Willibald Pirkheimer** (1470—1530). Bei manchen anderen war allerdings die religiöse Unwissenheit so groß, daß viele nicht einmal wußten, daß sie sich von der alten Kirche getrennt hatten. „Vielfach verfielen die Menschen einfach dem allezeit wirksamen Zauber des Wortes Reform. Zu den religiös Unwissenden kamen noch jene hinzu, die, auch nicht theologisch gebildet, zumeist in den Klöstern nach der Freiheit des Fleisches verlangten" (Ernst Tomek: „Kirchengeschichte Österreichs", Innsbruck, 1949, II. Bd. S. 200). Der protestantische Adel benützte dabei die ungeklärte Lage der Dinge, um seinen Besitz mit Kirchengut abzurunden und er machte dabei oft auch vor protestantischem Gemeindevermögen nicht halt. „Alles Geistliche ist unser; wir sind auf unseren Gütern Herren und Bischöfe zugleich; wir setzen die Pfaffen ein und ab und sind alleinige Herren, denen sie zu gehorchen haben; das Kirchengut ist von unseren Vorfahren gestiftet, deshalb unser". Diesen Ausspruch eines Adam v. Puechheim konnte man in mannigfacher Abwandlung hören (vgl. Georg Loesche: „Geschichte des Protestantismus im vormaligen und neuen Österreich", Wien und Leipzig, 1930, S. 68). Ferner brachte es die Entwicklung mit sich, daß in Österreich die verschiedenen Richtungen des neuen Glaubens miteinander in Streit gerieten. In den protestantischen Ländern sorgte der Landesfürst für die strenge Einhaltung einer lutherischen oder calvinischen Gemeindeordnung. Die Habsburger waren bis auf **Maximilian II.** (1564—1576) dem Protestantismus innerlich niemals ergeben und gerade Maximilian II. blieb

schließlich mit Rücksicht darauf, daß ihm oder einem seiner Söhne beim Aussterben des Mannesstammes der spanischen Habsburger deren Krone zufiel und Spanien einen protestantischen Herrscher niemals ertragen hätte, wenigstens äußerlich der katholischen Kirche treu. Dadurch aber war es gerade in Österreich möglich, eine bunte Vielheit von protestantischen Richtungen zu entwickeln. Österreich war eines der wichtigsten Länder der Täuferbewegung. Hier wurde schon am 10. März 1528 der Wiedertäufer **Dr. Balthasar Hubmaier** im Dorfe Erdberg bei Wien öffentlich verbrannt. Unter Maximilian II. zählte man sechs protestantische Gruppen, die sich voneinander oft wesentlich unterschieden, bald mehr lutherisch, bald mehr calvinisch, bald ein Gemisch aus beiden, bald ein Gemisch aus lutherisch und katholisch waren. Das hemmte, im großen gesehen, die Ausgestaltung einer evangelischen Ordnung in Österreich, so sehr auch im einzelnen Erfolge errungen wurden und es eine Zeit gab, in der vielleicht die Mehrheit der österreichischen Bevölkerung zwar nicht protestantisch im strengen Sinne des Wortes, wohl aber nicht—katholisch war. Daß es selbstverständlich viele Protestanten gab, die ihrem Glauben in aller subjektiven Ehrlichkeit anhingen, bezeugt kein anderer als der heilige Petrus Canisius, der in einem Brief nach Rom schreibt: „Unendlich viel Protestanten hängen der neuen Lehre in gutem Glauben an, ohne Streitsucht, Verbissenheit und Verstocktheit. So gern möchte ich ihnen das ewige Heil verschaffen, müßte ich auch mein Blut für sie vergießen“ (vgl. Georg Loesche, a. o. a. o. S. 76). Endlich bemühte man den Rostocker **David Chyträus** zur Aufstellung einer neuen lutherischen Kirchen-

ordnung. Er reiste 1573 von Rostock über Böhmen nach Graz und wurde auf seinem Weg überall wie ein regierender Fürst empfangen. Der Generallandtag der Stände in Bruck a. d. Mur schrieb dann seine Ordnung für ganz Innerösterreich als verbindlich vor, während sie von Papst Gregor XIII. (1572—1585) als „greulich und gottlos" verworfen wurde. Aber auch innerhalb der protestantischen Prediger in Österreich erregte die Berufung des Chyträus Mißbehagen. Der Pastor vor Grafenwörth, **Joachim Magdeburgius**, schrieb damals: „Ist denn in Österreich kein Gott, daß man ihn zu Rostock suchen muß? Oder sind nicht in Österreich Prediger, die leere Säckel haben, daß man Geld darein stecken könnte? Oder was mögen Fremdlinge, die zuvor nie in das Land kommen und jetzt kaum reingucken und von des Landes und Kirchen Gelegenheit und was zur Reformation derselben Kirchen am notwendigsten sein sollte, das wenigste ohne Erfahrung nicht wissen können, sondern sich nur des Berichtes derer, die es auch mit der Kirchen gern gut sehen, müssen begnügen lassen . . ." (vgl. Raupach: „Evangelisches Österreich", Hamburg, 1738, Beilagen Nr. 31 und 32, S. 141 ff.).

Der Höhepunkt der protestantischen Ausbreitung in Österreich war mit der Regierung Maximilians II. überschritten. Das Konzil von Trient (1545—1563) hatte das Zeitalter der katholischen Reform (oft „Gegenreformation" genannt) eingeleitet und der neue Geist war bald überall zu spüren. Hatte noch Ferdinand I. von Papst Pius IV. in dessen Breve vom 16. April 1564 die Erlaubnis erhalten, den Laienkelch (d. i. Kommunion unter beiden Gestalten) in Österreich einzuführen, um schwankende Katholiken zu stärken und abgefallene

zurückzugewinnen, so begann jetzt in Innerösterreich unter **Karl II.** (1564—1590) und in Tirol unter **Ferdinand von Tirol** (1564—1595) die Rekatholisierung. Der Zusammenhang des österreichischen Protestantismus mit dem deutschen war so eng gewesen, daß die Ausweisung der lutherischen Prediger tiefe Lücken riß. In Nieder- und Oberösterreich erhielten die Protestanten durch den „Bruderzwist im Hause Habsburg" zwischen den Brüdern **Rudolf II.** (1576—1612) und **Matthias** (1612—1619) eine kurze Atempause, obwohl ihnen auch hier schon der Bischof **Melchior Klesl** (1552—1630; siehe auch Stichwort Staatsmänner) und **Erzherzog Ernst** (gest. 1595) entgegenwirkten. Um die Lage der Dinge richtig zu beurteilen, müssen wir daran erinnern, daß die österreichischen Landesfürsten damit nur die Bestimmung des Augsburger Religionsfriedens von 1555 in Anwendung brachten, die dem Herrscher das Recht einräumte, den Glauben der Untertanen zu bestimmen (cuius regio illius et religio). In den protestantischen Ländern wurden die Katholiken in gleicher Weise zur Annahme des neuen Glaubens oder Verlassen des Landes gezwungen. Auf diese Weise änderten die Bewohner der Rheinpfalz in zwanzig Jahren (1562—1582) viermal das Glaubensbekenntnis. In Hessen-Kassel wurde den Lutheranern von der calvinischen Regierung erst 1782 die Duldung gewährt. Die Idee der religiösen Toleranz war vollkommen unbekannt. Man war der Meinung, der Staat könne nur ein- und denselben Glauben ertragen. Zum ersten Mal wurde der Gedanke der Gleichberechtigung verschiedener Glaubensbekenntnisse in einem Lande von englischen Katholiken in der nordamerikanischen Kolonie Maryland ausgesprochen und verwirklicht (Lord Baltimore 1634).

Die restlose Überwindung des evangelischen Bekenntnisses in Österreich ist an den Namen Kaiser **Ferdinands II.** (1619—1637) geknüpft, der schon vor seiner Kaiserwahl als regierender Fürst der Steiermark das Katholisierungswerk seines Vaters Karl II. fortgeführt hatte. Deutlich ist das Jahr 1625 als eines der entscheidendsten zu erkennen. Nach dem Sieg über Böhmen in der Schlacht auf dem Weißen Berge bei Prag (8. November 1620) hatte Ferdinand II. auch in Nieder- und Oberösterreich durchgegriffen. Das Wiener Städtische Kammeramt, das die „Abfahrtsgelder" der Auswanderer einzuheben hatte (und die „Auswanderer" waren damals in der Mehrzahl Österreicher evangelischen Bekenntnisses), führt folgende Einnahmeliste:

1620	609 Gulden	1624	133 Gulden
1621	419 Gulden	1625	24.446 Gulden
1622	851 Gulden	1626	7.230 Gulden
1623	1.705 Gulden	1627	30 Gulden

Auch die stolzen protestantischen Adelsgeschlechter waren nicht mehr oder hatten sich dem neuen Geist gefügt. So die **Jörger,** die **Starhemberg,** die **Landau,** die **Ungenad,** die **Stubenberg,** die **Valvassor,** die **Thonradl,** die **Tschernembl.** Der Plan, eine lose Konföderation der österreichischen Länder mit den Ständen als Herren, eine Art Adelsrepublik, vielleicht mit monarchischer Spitze, einzurichten, war nunmehr gescheitert (vgl. Otto Brunner: „Adeliges Landleben und europäischer Geist", Salzburg, 1949, S. 34). Mit ihm verschwand auch der evangelische Glaube aus der Öffentlichkeit. Nur mehr in verborgenen Winkeln des Landes (Defereggental, Ramsau) fristete er ein verstecktes und stets bedrohtes Leben. Seine äußere Wiederbelebung begann mit dem Toleranzedikt Kaiser Josephs II. vom

13. Oktober 1781, das vorerst die Duldung aller nichtkatholischen Glaubensgemeinschaften verfügte. Es lag bestimmt nicht in seinem Geiste, daß im Jahre 1837 die protestantischen Zillertaler vor die Wahl gestellt wurden, katholisch zu werden oder auszuwandern. Die Revolution von 1848 gewährte dann die allgemeine Glaubens- und Gewissensfreiheit und mit dem Protestantenpatent vom 9. April 1861 wurden die Beziehungen der evangelischen Österreicher zum Staate endgiltig auf der Basis vollkommener Gleichberechtigung in allen Belangen geregelt. Von nun an nahm der evangelische Glaube in Österreich eine ruhige und normale Entwicklung, bis er um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts in den Wirbel der Los-von-Rom-Bewegung gezogen wurde, die von den Alldeutschen ausging und aus rein politischen Gründen den Übertritt vom katholischen zum evangelischen Glauben propagierte. Es „war ein höchst beklagenswertes kirchenpolitisches Unglück" (Georg Loesche, a. o. a. o. S. 651). Die gewaltigen Erschütterungen der beiden Weltkriege und der geistige Umbruch auf allen Gebieten des Wissens und Forschens hat in der ganzen Welt alle christlichen Glaubensbekenntnisse einander in ganz besonderer Weise näher gebracht. Diese Tatsache wird sich in der Zukunft auch im Verhältnis der katholischen und evangelischen Österreicher zueinander auswirken (vgl. für die kirchliche Entwicklung Österreichs: E. J. Görlich: „Kleine österreichische Kirchengeschichte", Linz, 1949; ferner Ernst Tomek: „Kirchengeschichte Österreichs", 1. Bd. 1935, II. Bd. Innsbruck, 1949 auf katholischer und Georg Loesche: „Geschichte des Protestantismus im vormaligen und neuen Österreich", Wien und Leipzig, 1930, auf evangelischer Seite).

Rot-Weiß-Rot

Die österreichische Wappensage von der Entstehung des rot-weiß-roten Bindenschildes stammt erst aus dem 14., bzw. 15. Jahrhundert, führt uns jedoch in die Zeit des Dritten Kreuzzuges zurück. Sie erzählt: im Jahre 1191 belagerte Herzog **Leopold V., der Tugendhafte** zusammen mit den Kreuzfahrern anderer Länder die Stadt Akkon. Er kämpfte so tapfer, daß am Abend des Entscheidungstages sein weißer Waffenrock von oben bis unten mit Blut bespritzt war. Nur die Stelle, die der Schwertgurt bedeckt hatte, hinterließ einen weißen Streifen, als sich der Herzog entkleidete. Zur Erinnerung daran habe nun Leopold V. den weißen Streifen im roten Feld, eben den rot-weiß-roten Bindenschild, zum neuen Wappen Österreichs erklärt.

Gegenüber dieser Sage können wir feststellen, daß die ältesten Darstellungen eines österreichischen Wappens erst in der Zeit n a c h der Erhebung des Landes zum Herzogtum (nach 1156) auftreten. Diese älteste Form zeigt einen einköpfigen Adler. Es dürfte sich aber dabei weniger um ein eigentliches Landeswappen als um das Abzeichen der herzoglichen Hoheit handeln. Viele andere Fürsten zeigen ihn in gleicher Weise. Der rot-weiß-rote Bindenschild taucht zum erstenmal in einem der ältesten heraldischen Werke (dem Berner Wappenbuch) auf: hier führen ihn die zwei Ritter, die Richard Löwenherz in Gewahrsam nehmen. Dauernd erscheint er seit Herzog **Friedrich II. dem Streitbaren** im Wappen der Babenberger. Dieser rot-weiß-rote Bindenschild soll nach der einen Annahme von einem ausgestorbenen Herrengeschlecht stammen, dessen Erbe die Babenberger übernahmen, nach der anderen — die mit

der Sage merkwürdig übereinstimmen würde — soll er östlichen (byzantinischen oder sarazenischen) Ursprungs sein. **Rudolph IV. der Stifter** versucht dann im späteren Mittelalter an Stelle des Bindenschildes, der nur mehr für Niederösterreich gelten soll, das Fünf-Adler-Wappen für sein gesamtes Ländergebiet einzuführen. Es hängt wahrscheinlich mit den Plänen des Herzogs zur Ausgestaltung seiner Macht (siehe Privilegium Maius) zusammen. Das Fünf-Adler-Wappen stammte nach der Meinung der Hofhistoriographen von den Römern und sollte den römisch-antiken Charakter Österreichs versinnbildlichen (vgl. A. Hoffmann: „Oberösterreichs Landeswappen", Linz, 1947, S. 24 ff.). Es kommt und verschwindet mit dem Erzherzogtitel, der von Rudolph IV. in gleicher Weise beansprucht wird. Aber während der Erzherzogtitel seit der Bestätigung des Privilegium Maius durch Kaiser Friedrich IV. 1453 für die Mitglieder des österreichischen Herrscherhauses in dauernde Verwendung kommt, gelingt es den fünf Adlern nicht, sich als gesamtösterreichisches Wappen durchzusetzen. Es wird schließlich gegen die ursprüngliche Absicht seines Schöpfers das niederösterreichische Landeswappen und als solches 1804 offiziell anerkannt. Die fünf Adler des Schildes aber werden von späteren Heraldikern für „Lerchen" erklärt. Das österreichische Kaisertum von 1804 übernahm dann Wappen (Doppeladler) und Fahne (schwarz-gelb) des Heiligen Römischen Reiches. Nur als Flagge der österreichischen Kriegs- und Handelsmarine sowie in der Hausfarbe der Dynastie blieb durch das ganze 19. Jahrhundert der rot-weiß-rote Bindenschild erhalten. Mit der Auflösung der Österreichisch-Ungarischen Monarchie im Jahre 1918 hat dann die neue Republik Österreich die

alten babenbergischen Farben und den Bindenschild wieder übernommen und führt sie heute zusammen mit dem einköpfigen Adler. So zeigt uns die Heraldik, „daß Österreich seine eigenen Wege ging, und kaum anderswo kommt sein Ringen um die Geltung und Anerkennung seiner Sonderstellung so deutlich zum Ausdruck. Österreichs Staatssymbole sind die Zeugen dafür" (Alfred Hoffmann, a. o. a. o. S. 8).

Seen

Wir bringen im nachstehenden ein Verzeichnis der wichtigsten Seen Österreichs mit Flächeninhalt (ha, a), Umfang (u) und größte Tiefe (t).

Achensee (Tirol): 719 ha, u-20 km, t-138 m
Almsee (Totes Gebirge): 89 ha, t-9 m
Altausseer See (Salzkammergut): 209 ha, u-8 km, t-52 m
Attersee (Salzkammergut): 4725 ha, u-44 km, t-170 m
Bodensee (Vorarlberg): 53.849 ha, u-196 km, t-252 m
(davon sind 5849 ha österreichisch, 30.200 ha deutsch und 17.800 ha schweizerisch)
Erlaufsee (Mariazell): 120 ha,, u-4.7 km, t-35 m
Faakersee (Föderlach): 234 ha, t-89 m
Faistenauer Hintersee (Hallein): 69 ha, u-4 km, t-22 m
Fuschlsee (Fuschl): 266 ha, u-9 km, t-67 m
Gosausee (Dachstein): 1. vorderer: 53 ha, u-4 km, t-69
2. hinterer: 4.5 ha, u-2.8 km t-40
Grundlsee (Bad Aussee): 414 ha, u-13 km, t-64 m
Grünsee (Glocknergruppe): 13 ha; u-1.4 km, t-32 m
Hallstätter See (Hallstatt): 858 ha, u-20 km, t-125m
Hintersee (Venedigergruppe): 12 ha, u-1.5 km, t-10 m
Irrsee (Oberösterreich): 347 ha, t-32 m
Klopeiner See (wärmster See Kärntens): 112 ha, t-48 m
Längsee (Kärnten): 75 ha, t-19 m
Leopoldsteinersee (Eisenerz): 50 ha
Lunzer Seen (Niederösterr.): 1. unterer: 64 ha, u-43 km, t-94 m
2. mittlerer
3. Obersee
Millstätter See (Kärnten): 1325 ha, u-26 km, t-140 m
Mondsee (Salzkammergut): 1420 ha, u-23 km, t-68 m

Neusiedlersee (Burgenland): 330 qkm, t-1 bis 2 m
Ossiacher See (Kärnten): 1057 ha, u-22 km, t-46m
Piburger See (Oetz): 20 ha, u-2 km, t-30 m
Plansee (Heiterwang): 337 ha, u-12 km, t-75 m
St. Wolfgangsee (Salzkammergut): 1315 ha, u-28km, t-114 m
Schwarzensee (Salzkammergut): 48 ha, t-24 m
Schwarzsee (Kitzbühel): 2 ha, u-2 km, t-9 m
(28 Grad warmes heilkräftiges Moorwasser)
Wallersee (Seekirchen): 752 ha, u-15 km, t-23 m
Trumerseen, 990 ha, t-40 m
Obertrumer See
Niedertrumer See
Graben See
Weißensee (Greifenburg): 664 ha, u-26 km, t-97 m
Wörthersee (Kärnten): 1943 ha, u-36 km, t-84 m
Zellersee (Zell am See): 347 ha, u-11 km, t-69 m.

Sozialpolitik

Eine Sozialpolitik im modernen Sinn konnte es erst mit Beginn der Industrialisierung geben. Sie wird deshalb in Österreich auch erst im Zeitalter Maria Theresias und Josephs II. (siehe Industrieentwicklung) spruchreif. Wir können wohl auf den Ausspruch Kaiser Leopolds I.: „Armen Gutes tun ist die Erhaltung des Hauses Österreich" hinweisen, aber diese Idee liegt in der Linie der mittelalterlichen christlichen Caritas. Auch die Unterstützung, die der einheimische Bauer in Ungarn durch die Wiener Regierung schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts gegen den Adel erfuhr, ist durch die allgemeine Tendenz des fürstenabsolutistischen Beamtenstaates der Zeit zu erklären. Als erste Sozialgesetze in unserem Sinn können erst die Bestimmungen angesprochen werden, mit denen unter Joseph II. die Kinderarbeit in den Bereich der staatlichen Gesetzgebung gerückt wurde. „Österreich kann sich rühmen, zu jenen Ländern zu gehören, die am frü-

besten mit der Gesetzgebung zum Schutze der Kinder begonnen haben. Hier wie anderwärts waren es die in Fabriken beschäftigten Kinder, deren traurige Lage zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Zum Schutze ihrer Gesundheit, um den primitivsten hygienischen Anforderungen zu genügen, wurden mit der Allerhöchsten Entschließung vom 20. November 1786 Bestimmungen bezüglich der Schlafstellen und der Reinigung der in den Fabriken nächtigenden Kinder erlassen. Ein Vierteljahr später, am 18. Februar 1787, ordnete ein Hofkanzleidekret an, daß Kinder vor dem vollendeten achten Lebensjahr ‚nicht ohne Not' zur Fabriksarbeit herangezogen werden sollen. Bedenkt man, daß eine Altersgrenze für die Verwendung von Kindern zu gewerblicher Arbeit in England im Jahre 1819, in Preußen erst im Jahre 1839, in Frankreich gar erst 1841 festgesetzt wurde, so erscheint das erwähnte Hofdekret bei aller Dürftigkeit seines Inhaltes und Dehnbarkeit seiner Bestimmungen doch als sozialpolitisch nicht zu unterschätzende Tat" (Ludwig Brügel: „Soziale Gesetzgebung in Österreich von 1848—1918", Wien und Leipzig, 1919, S. 137, Anmerkung 1). In der Zeit des Vormärzes gingen dann diese Bestimmungen der josephinischen Ära dem Gedächtnis verloren und andere Versuche, die Arbeit für Kinder unter 12 Jahren zu verbieten, scheiterten an dem Widerstand daran interessierter Kreise (siehe Industrieentwicklung). Auch sonst war die Lage der Arbeiterschaft wenig befriedigend, selbst wenn durch ein Hofdekret vom 18. Februar 1837 bestimmt worden war, daß der Arbeitgeber im Falle der Erkrankung für eine vierwöchentliche Spitalsbehandlung des Arbeitnehmers aufkommen müsse. Die Not der Arbeiter führte schon 1802 (in Schwechat bei Wien) und 1811 (Ausstand

der Schustergesellen) zu Ausbrüchen. Im Jahre 1810 mußten 10% der Wiener Bevölkerung unterstützt werden, wenn sie nicht verhungern wollten. Das waren die sozialen Faktoren, die wesentlichen Anteil an der Revolution des Jahres 1848 hatten. In diesem Jahr tauchten auch sofort sozialpolitische Forderungen auf. Ein Arbeiter namens **Brunner** forderte in einem Flugblatt „Die Menschenrechte des Arbeiters" ein Arbeiterministerium (gemeint war ein Ministerium für soziale Verwaltung), die 10stündige Arbeitszeit, gleichen Lohn für alle, die dasselbe Gewerbe betreiben, Fortbildungsschulen auf Staatskosten und Invalidenversicherung. Die Regierung griff zuerst in der Weise ein, daß sie die Entfernung aller ausländischen Arbeiter forcierte, um die Arbeitslosigkeit herabzumindern. Die Wiener Baumeister forderten Inangriffnahme staatlicher Bauten. Eine Arbeitsvermittlungstelle wurde im Rahmen des „Ausschusses der Bürger, Nationalgarden und Studenten" geschaffen. Zwischen den Wiener Seidenfabrikanten und ihren Arbeitern wurde am 28. März 1848 ein Abkommen in neun Punkten paraphiert, das man als einen „Kollektivvertrag" bezeichnen könnte. Die Arbeitszeit wurde im Sommerhalbjahr auf die Zeit von 6 Uhr früh bis 7 Uhr abends eingeschränkt. Montags sollte im Sommer von 7 Uhr früh bis 5 Uhr nachmittags, im Winter von früh bis zur Dämmerung gearbeitet werden. In dem Jahrzehnt des Neuabsolutismus (1849—1859) verschlechterte sich wieder die Situation. 1851 wurden Verzeichnisse der Arbeiter angelegt, 1854 regte man im Handelsministerium an, eine ähnliche Institution wie die Arbeiterunterstützungskasse in Brüssel zu schaffen. Seit 1855 beschäftigte sich das gleiche Ministerium mit der Ausarbeitung einer neuen Gewerbeordnung, „die im Gegensatz

zur allgemeinen Staatspolitik freiheitliche Anschauungen in das spätere Gesetz vom 20. Dezember 1859 aufnahm, das sogar in vielen Belangen freiheitlicher erscheint als die um drei Jahrzehnte später zum Gesetz erhobene Gewerbeordnung; finden sich doch darin die ersten Schutzvorschriften für die Arbeiterschaft" (Ludwig Brügel, a. o. a. o. S. 49 ff.). Eine rege sozialpolitische Tätigkeit begann aber dann, als das parlamentarische Leben in Österreich in Fluß zu kommen begann. Bereits am 19. Dezember 1868 stellte der Abgeordnete **Dr. Roser** den Antrag auf Herabsetzung der Arbeitszeit auf 10 Stunden und Verbot der Kinderarbeit. Der Antrag wurde nicht angenommen und der führende liberale Politiker, Innenminister **Dr. Giskra**, sagte im gleichen Jahre zu einer Arbeiterabordnung das viel zitierte Wort: „In Österreich gibt es keine soziale Frage; für uns hört die soziale Frage bei Bodenbach auf", aber schon wenige Wochen später sah sich die gleiche Regierung veranlaßt, die ersten sozialpolitischen Maßnahmen in Beratung zu ziehen. Der Handelsminister **Ignaz v. Plener** beantragte die Aufhebung des Verbotes von Arbeiterkoalitonen und nach der großen Arbeiterdemonstration vom 13. Dezember 1869 wurde das Koalitionsgesetz beschlossen und trat am 7. April 1870 in Kraft. Einige Führer der Demonstration vom 13. Dezember wurden allerdings verhaftet und ihnen der berühmte große Hochverratsprozeß gemacht. Gleichzeitig wurden die Arbeitervereine aufgelöst. Aber das neue katholisch-föderalistische Kabinett **Hohenwarth - Schäffle** amnestierte die Verurteilten und hätte ebenso wie den Ausgleich mit den Tschechen auch eine neue sozialpolitische Ära in Österreich begonnen (wie Heinrich Oberwinder in seiner „Arbeiterbewegung in Österreich" feststellt), wenn es

nicht dem konzentrischen Angriff der Deutschliberalen und der ungarischen Gentry, die von Bismarck unterstützt wurden, erlegen wäre und schon am 30. Oktober 1871 demissioniert hätte. Eine neue Periode der österreichischen Sozialgesetzgebung begann erst unter der langjährigen Ministerschaft von **Eduard Taaffe** (1879—1893). Ein Moment in der Ära Taaffe trat „als segensreich für breite Schichten der Bevölkerung hervor, das mit dem Namen des langjährigen österreichischen Ministerpräsidenten verknüpft bleiben wird: die Inangriffnahme einer werktätigen sozialen Fürsorge für die arbeitenden Klassen und die Schaffung von heute eingelebten und unentbehrlichen sozialen Institutionen" (Ludwig Brügel,a. o. a. o. S. 110). Er wurde allerdings in diese Richtung gedrängt, da er mit der erbitterten Feindschaft der deutschliberalen Parteien zu kämpfen hatte, in denen auch die mächtigsten Gegner der Sozialreform zu finden waren, und so in die Nachbarschaft jener katholischen und konservativen Kreise kam, die eben daran waren, unter der geistigen Führung Karls v. Vogelsang (siehe Sozialreformer) einen entscheidenden Vorstoß zur Verwirklichung ihrer sozialen Ideen zu unternehmen. So wurden eine Reihe von Gesetzen erlassen, die die Arbeitsräume, die Arbeitszeit (Beschränkung auf täglich 11 Stunden), die Arbeitspausen, die Sonntagsruhe (1885), Lohn, Kündigung, Entlassung, Beschäftigung von Jugendlichen und Frauen (Verbot der Kinderarbeit unter 12 Jahren, für Kinder von 12—14 Jahren Höchstarbeitszeit 6 Stunden täglich) betrafen. Zur Überwachung der diesbezüglich erlassenen Bestimmungen erfolgte die Einführung der Gewerbeinspektorate (17. Juni 1883). In weiterer Folge verfügte das Gesetz vom 30. März 1888 die obligate Arbeiterkran-

kenversicherung und fügte am 4. April 1889 die obligate Arbeiterunfallversicherung hinzu. Diese Sozialpolitik war derart, daß der Führer der österreichischen Sozialdemokratie **Dr. Viktor Adler,** auf dem Internationalen Sozialistenkongreß in Brüssel 1891 erklären konnte, daß „Österreich neben England und der Schweiz das beste Arbeiterschutzgesetz der Welt besitze". Der Untergang der langjährigen Regierung Taaffe, in der in den letzten Jahren (seit 2. Februar 1891) der Finanzminister **Dr. Emil Steinbach,** einer der sozial aufgeschlossensten Männer seiner Zeit, auf sozialpolitischem Gebiet eine entscheidende Rolle spielte, wurde dann durch die Wahlrechtsvorlage vom 10. Oktober 1893 herbeigeführt: sie sah eine Erweiterung des Wahlrechtes vor, das nunmehr jeder des Lesens und Schreibens kundige Staatsbürger von mindestens 24 Jahren, der seine Militärpflicht erfüllt hatte, sechs Monate an einem Orte wohnte und einer ständigen Beschäftigung nachging, hätte ausüben sollen. Gegen diese Verbreiterung des Wahlrechtes vereinigten sich die konservativen und deutschliberalen Parteien und brachten Taaffe zu Fall. Die soziale Einstellung des Ministerpräsidenten Taaffe geht am deutlichsten aus den Äußerungen hervor, die er zum Reichstagsabgeordneten **Dr. Alois Heilinger** machte: „Man wird mich vielleicht dereinst den ‚Arbeiterminister' nennen. Mein Hauptbestreben geht dahin, den großen Arbeitermassen ein besseres Los zu verschaffen. Mit der menschlichen Gesellschaft soll man nicht Raubbau treiben. Die Folge dieses meines Grundsatzes waren die unter meinem Regime zustandegekommenen Normen über die Sonntagsruhe, die Normalarbeitszeit, Einschränkung der Frauen- und Kinderarbeit, die Einführung

der Gewerbeinspektoren, die Einführung der Kranken- und Unfallversicherung der Arbeiter und anderes". Im Zusammenhang damit bekannte sich Taaffe auch zum allgemeinen Wahlrecht. „Das allgemeine Stimmrecht sei ja doch nichts anderes als der notwendige Ausbau unserer Staatsgrundgesetze". Die neue Regierung **Windischgrätz-Plener** zeigte sich auch sofort allen Reformen gegenüber taub. Es kam zur Generalstreikdrohung der Arbeiterschaft auf dem sozialdemokratischen Parteitag in Wien (1894), zum Tischlerstreik (Mai 1894) und zum Streik der Ziegelarbeiter auf dem Wienerberg (April 1895). Bei den Zusammenstößen in den nordböhmischen Kohlenrevieren waren Todesopfer zu beklagen. Erst unter **Badeni** konnte mit Errichtung der „fünften Kurie", einer allgemeinen Wählerklasse, die Wahlrechtsreform weitergeführt werden (Gesetz vom 14. Juni 1896). Das „allgemeine Wahlrecht" selbst (das noch die Frauen davon ausschloß) wurde nach schweren innenpolitischen Kämpfen am 26. Jänner 1907 vom **Ministerium Beck**, beschlossen. Historische Gerechtigkeit verpflichtet, darauf hinzuweisen, daß **Franz Joseph I.** wesentlich zur Durchsetzung des allgemeinen Wahlrechtes beitrug: er, „der in jungen Jahren von den Stürmen der Revolution umbraust und in die Fesseln des starrsten Absolutismus gebannt, auf den Thron gelangt war und dennoch am Abend seines Lebens, den Anforderungen der Zeit sich anpassend und einer erkannten Pflicht gehorchend, der demokratischen Idee des allgemeinen Wahlrechtes zum Durchbruch verhalf" (Ministerpräsident Wladimir v. Beck: „Der Kaiser und die Wahlreform", im Sammelband: „Erinnerungen an Franz Joseph I.", herausgegeben von Eduard v. Steinitz, Berlin, 1931, S. 223).

Ein weiterer Ausbau der sozialen Gesetzgebung in Österreich, wie sie in der Ära Taaffe so vielversprechend begonnen hatte, wurde durch die steigenden Streitigkeiten unter den Völkern der Österreichisch-Ungarischen Monarchie hintangehalten, obgleich eine Reihe von Einzelgesetzen zur Beratung und zur Beschlußfassung kam: so die Gesetze über die Begünstigung des Arbeiterwohnhausbaues (8. Juli 1902), über die Pensionsversicherung der Privatangestellten (16. Dezember 1906), über die Dauer der Arbeitszeit und den Ladenschluß in Handelsgewerben (12. Februar 1909), das Handlungsgehilfengesetz (16. Jänner 1910), Verbot der Nachtarbeit der in der Industrie beschäftigten Frauen (21. Februar 1911) und die kaiserliche Verordnung über die Pensionsversicherung der Angestellten vom 25. Juni 1914. Während des Ersten Weltkrieges (1914—1918) erflossen unter dem Druck der Verhältnisse eine Reihe weiterer Gesetze und Verordnungen, von denen einige, wie die Verordnung über den Mieterschutz (vom 26. Jänner 1917), weit über die Kriegszeit hinaus wichtig blieben. Die steigende Bedeutung der sozialen Angelegenheiten brachte die Notwendigkeit der Errichtung einer eigenen Zentralstelle mit sich, die auch 1917 als „Ministerium für soziale Fürsorge" ins Leben trat. Unter den Sozialministern während der Jahre 1918—1938 sind insbesondere **Ferdinand Hanusch** (1866—1923) und **Dr. Josef Resch** (1880—1939) zu nennen. Mit der Errichtung der Republik Österreich am 12. November 1918 begann eine weitere Reihe sozialer Reformen. Sie betrafen insbesondere die Ausdehnung des Wahlrechtes auf die Frauen, staatliche Einführung des achtstündigen Arbeitstages, absolutes Verbot der Nachtarbeit für Frauen und Jugendliche, Aufhebung des Arbeitsbuchzwanges. Er-

richtung von Einigungsämtern und Arbeiterkammern, Einführung des Arbeiterurlaubes und der Arbeitslosenversicherung, Ausbau der Unfallversicherung, Gesetze über Ladenschluß und Sonntagsruhe, über die Bergarbeiter und die Hausgehilfinnen. Die Lohnverhältnisse wurden durch das Kollektivvertragsgesetz vom 18. Dezember 1919 geregelt. Ebenso erhielten die Arbeitnehmer das Recht zur Bildung von Betriebsräten. Das Jahr 1926 brachte dann das „Angestelltenversicherungsgesetz" und 1928 das „Landarbeiterversicherungsgesetz". 1935 wurden alle bisher erschienen Sozialgesetze (mit Ausnahme des Landarbeiterversicherungsgesetzes) zum einheitlichen „Allgemeinen gewerblichen Sozialversicherungsgesetz" zusammengefaßt. Im Zusammenhang damit muß auf die besonders rege soziale Tätigkeit der Gemeinde Wien hingewiesen werden, die schon unter dem Bürgermeister **Dr. Karl Lueger** (1844—1910) begonnen hatte. Unter ihm erfolgte die Kommunalisierung der Gas- (1896/1899) und der Elektrizitätswerke (1897/1902), die Elektrifizierung der Straßenbahn (1898/1902), die Errichtung der Städtischen Leichenbestattung (1898), der Bau der Zweiten Hochquellenwasserleitung (1898), der Bau des Versorgungshauses in Lainz (1904) und der Heilanstalt „Am Steinhof" (1907). Mehr als 100 Schulgebäude, zahlreiche Parkanlagen, Waisenhäuser und Volksbäder verdanken ihm gleichfalls ihre Entstehung. In der Ersten Republik wurde diese Arbeit unter den Bürgermeistern **Jakob Reumann** (1919—1923) und **Karl Seitz** (1923—1934) fortgesetzt. „Aus den Mitteln der Wohnbausteuer" wurden 20.000 Kleinwohnungen (Gemeindebauten) errichtet, die Elektrifizierung der Straßenbahn durch die der Stadtbahn (1925) ergänzt und unter vielen weiteren sozialen Einrichtungen (Bädern, Parks, Kindergärten,

Sportplätzen) auch das Wiener Stadion errichtet.

Von den sozialen Gesetzen, die die Zweite Republik nach ihrer Wiederherstellung beschloß, scheinen von besonderer Bedeutung: die Wiedererrichtung der Arbeiterkammern (20. Juli 1945), das Feiertagsruhegesetz (7. August 1947), das Arbeiterurlaubsgesetz (25. Juli 1946), das Betriebsrätegesetz (28. März 1947), der Vierwochenurlaub für Jugendliche (3. Juli 1947), das Landarbeitergesetz (2. Juni 1948), das Gesetz über die Beschäftigung von Kindern und Jugendlichen (1. Juli 1948), das Arbeitslosenversicherungsgesetz (22. Juni 1949) und die Einführung der Arbeiterpension. Auch in Zukunft muß es das Bestreben jedes Österreichers sein, das Seine dazu beizutragen, daß jedem arbeitenden Menschen in unserem Vaterlande das wird, was ihm nach göttlichem und menschlichem Rechte zukommt.

Sozialreformer

Die moderne soziale Frage ist mit Beginn der großen industriellen Revolution geboren worden, die eigentlich erst das Ende des Mittelalters bedeutete. Gleichzeitig mit ihrem Entstehen begannen auch schon die Versuche, eine Lösung zu finden. Es war dies auf der einen Seite der Sozialismus der durch **Karl Marx** (1818—1883) sein festumrissenes Lehrgebäude erhielt (siehe Arbeiterbewegung, Gewerkschaften), auf der anderen Seite die hauptsächlich von der katholischen Glaubenstradition getragene Sozialreform, die gleichfalls eine Änderung der gesellschaftlichen Struktur herbeiführen wollte. An ihrer Spitze stehen die beiden Romantiker **Friedrich v. Schlegel** (1772—1829) und **Adam Hein-**

rich Müller (1779—1829). Beide stammten aus Norddeutschland und verbrachten ihre letzten Lebensjahre auf österreichischem Boden und im österreichischen Staatsdienste. Schlegels wichtigste Veröffentlichung auf sozialreformerischem Gebiete ist sein Aufsatz „Signatur des Zeitalters" (erschienen in der von ihm 1820—1823 herausgegebenen Zeitschrift „Concordia"). A. H. Müllers Hauptwerk bleiben die „Elemente der Staatskunst". (3 Bände, 1820, neu erschienen 1922), in denen er die ethische Grundlage der Volkswirtschaftslehre betont. Das Gedankengut der romantischen Sozialreform (vor allem A. H. Müllers Werk) wurde in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, losgelöst von seiner kirchlich-katholischen Grundhaltung, durch die „universalistische" Schule von **Othmar Spann** (geb. 1878) wieder erneuert, der sich anfangs bei den Nationalsozialisten eines gewissen Ansehens erfreute, dann aber mit ihnen in Konflikt geriet.

Den Geist und nicht die Formen der mittelalterlichen Gesellschaft versuchte der große katholische Sozialreformer **Karl v. Vogelsang** (1819—1890) in seiner Lehre zu erneuern (vgl. „Die sozialen Lehren des Freiherrn Karl v. Vogelsang", erschienen 1894, neu herausgegeben 1938). Von mecklenburgischem Adel und Protestant, trat er zum katholischen Glauben über, kam nach Österreich und wurde hier der Chefredakteur des konservativen Tagblattes „Vaterland" sowie der Begründer der „Monatsschrift für christliche Sozialreform". Er geht mit dem Sozialismus und mit Marx in der Kritik des modernen Wirtschaftssystems gleich, legt aber bei seiner neuen Gesellschaftsordnung das Schwergewicht auf die „Entproletarisierung" des Arbeiters und die Neuformulierung des Eigentumsbegriffes. An Vogelsang knüpft

der Anfang der christlichsozialen Bewegung an, die dann unter Männern wie **Karl Lueger** (1844—1910, siehe auch Sozialpolitik), Prälat **Josef Scheicher** (1842—1924), Prinz **Alois Liechtenstein** (1846—1920) Prälat **Franz Schindler** (1847—1922), Pfarrer **Eichhorn** (1853—1925), **Dr. Ludwig Psenner** (1834—1917) und Prälat **Ämilian Schöpfer** (1858—1936) rasch emporblühte (vgl. Dr. Rudolf Kuppe: „Karl Lueger und seine Zeit", Wien, 1933; Richard Kralik: „Karl Lueger und der christl. Sozialismus", Wien, 1933; Wiard Klopp: „Leben und Wirken des Sozialpolitikers Karl v. Vogelsang", Wien, 1930; A. Orel: „Vogelsangs Leben und Lehren", Wien, 1922). Als einer der letzten Überlebenden des Kreises vermochte **Karl Scheimpflug** (1857—1944), bis in sein hohes Alter reiche Aufschlüsse über diese Zeit zu geben und hinterließ in dem von ihm geschaffenen Scheimpflug-Sozialarchiv (Wien, III. Erdbergerlände 6) die Möglichkeit, soziale Ideengeschichte zu erforschen. Niemand anderer als der sozialdemokratische Theoretiker Otto Bauer schrieb in der Zeitschrift „Der Kampf", (Juni 1911, S. 395) über Vogelsangs Kritik an der herrschenden Gesellschaft: „Sie hat mit ihrer leidenschaftlichen Anklage zum erstenmal große Volksmassen in das politische Leben geführt, an dem vordem nur eine schmale Schicht vornehmer Edelleute, reicher Bürger, ehrgeiziger Doktoren teilgenommen. Sie hat den volksfremden Liberalismus gestürzt, den Glauben an den Kapitalismus erschüttert, die großen sozialen Probleme auf die Tagesordnung gestellt. Das bleibt ihr geschichtliches Verdienst". Und auf der Tagung des Katholischen Volksvereins für Deutschland in Bamberg hatte schon 1893 Franz Hitze erklärt: „Ich kann nicht gelten lassen, daß wir auf sozialem Gebiete vorangegangen

sind; nein, wir haben von Österreich gelernt. Ein solcher Mann ist uns in Deutschland noch nicht erstanden". Vogelsang und seine Schüler waren auch führend an der Vorbereitung des großen päpstlichen Rundschreibens Leos XIII. über die Arbeiterfrage („Rerum Novarum, 1891) beteiligt (vgl. darüber Alcide de Gaspari: „I tempi e gli uomini che praparano la ‚Rerum Novarum', Mailand, 1945). Als echtester Erbe der Vogelsangschen Lehren fühlt sich **Anton Orel** (geb. 1881, von 1942—1944 in den Kerkern des Nationalsozialismus), der sie in einer Reihe von Werken fortzubilden versucht („Kapitalismus, Bodenreform und christl. Sozialismus", 1909; „Volkstümliches Handbuch der christl. Gesellschaftslehre", 1920; „Oeconomia perennis", 1930). Am umstrittensten ist sein in Zusammenarbeit mit anderen Soziologen (darunter Eugen Kogon, Verfasser des Buches „Der SS-Staat", nach seiner Befreiung aus dem KZ.) entstandenes „Katholisch-Soziales Manifest" (1932).

Mit Vogelsang und seinem Kreis muß unter allen Umständen **Dr. Emil Steinbach** (1846—1907) genannt werden. Gebürtiger Wiener, wurde er Advokat, erhielt 1873 eine Berufung an die Handelshochschule und trat 1874 in das Justizministerium ein. Hier gelangte er bald zu einer führenden Stellung und nahm auf den Ministerpräsidenten Graf **Eduard Taaffe** (im Amt 1879—1893) entscheidenden Einfluß. Seit 2. Februar 1891 gehörte er der Regierung selbst als Finanzminister an und arbeitete die Vorlage zum Allgemeinen Wahlrecht aus, über die die Regierung Taaffe dann stürzte. Später wurde er Zweiter Präsident des Obersten Gerichtshofes und war seit 1904 der höchste Richter der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Dem Herrenhaus gehörte

er als „Wilder" (d. h. ohne formell einer Partei beizutreten) an, doch fühlte er sich geistig den Christlichsozialen verbunden. Wie hoch selbst die politischen Gegner ihn schätzten, zeigen die Sätze, die Dr. Friedrich Elbogen in der „Waage" (VI. Jahr, Nr. 3, 10. Januar 1903) schrieb: „Dr. Steinbach ist selbst ein Ereignis. Im Staate Platos müßte er alle Macht der Staatsverwaltung in sich vereinigen. Er ist eine geistige Kulturgewalt, der größte Österreicher unserer Zeit." Emil Steinbach, der Polyhistor war (er beschäftigte sich ebenso mit Literatur wie Theologie, mit militärischer Taktik in gleicher Weise wie mit Philosophie) und eine Reihe von Sprachen verstand (neben lateinisch, griechisch, französisch und englisch beherrschte er italienisch und spanisch wie seine Muttersprache, redete die meisten slawischen Sprachen und konnte sogar unvorbereitet — chinesische Texte übersetzen), vertrat auf sozialem Gebiet den Gedanken vom Berufsethos und nahm innigen Anteil an den sozialpolitischen Gesetzen der Ära Taaffe (vgl. Sozialpolitik). Sein Einfluß auf Kaiser Franz Joseph I. war „geradezu richtunggebend" und er wird „als der wirkungsvollste Vertreter Vogelsangscher Tendenzen im alten Reiche erwiesen" (Wilhelm König: „Skizzen zu einem Charakterbild Emil Steinbachs" im Jahrbuch der Österr. Leo-Gesellschaft, Wien, 1931, S. 188). Steinbach, der von Taaffe testamentarisch zum Vormund seiner Kinder ernannt worden war, war glühender Österreicher und stand mit allen Kreisen, die auf eine Erneuerung der Österreichisch-Ungarischen Monarchie hinarbeiteten, in ständigem Kontakt. Je mehr er sah, daß Franz Joseph I. sich nicht zu dem von ihm gewünschten Umbau der Monarchie

in einen Bundesstaat entschließen konnte (wozu nach Steinbach auch die Königskrönung in Prag gehören mußte), desto mehr wandte er sich dem Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand d' Este zu und gehörte bald zu dessen engerer Gefolgschaft.

In Beziehung zu Vogelsang und seiner Schule steht auch der Personalismus von **Karl Lugmayer** (geb. 1892, vor 1938 Volksbildungsreferent, 1945 Unterstaatssekretär in der ersten Provisorischen Regierung der Zweiten Republik und Hochschulprofessor), aus dessen Händen das „Linzer Programm" der christlichen Arbeiterbewegung (1923) hervorgegangen war und der 1946 das „Wiener Programm" des Österr. Arbeiter- und Angestelltenbundes redigiert hat (vgl. seine Schriften: „Grundrisse der neuen Gesellschaft", 1927; „Die gesellschaftlichen Rundschreiben Leos XIII., 1930; „Sein und Erscheinung", 1945—1947). Durch die Ausbildung des sogenannten „Methodendualismus" gerieten **Ernst Karl Winter** (geb. 1892, 1934—1936 Vizebürgermeister von Wien, Leiter der „Aktion Winter", die die Versöhnung der sozialistischen Arbeiterschaft im Interesse des gemeinsamen Kampfes gegen den Nationalsozialismus erreichen sollte) und **August Maria Knoll** (geb. 1900, Professor an der Wiener Universität) in Gegensatz zu den Vertretern der Vogelsangschen Tradition. Der Versöhnung von Christentum und Sozialismus dienen die Bücher des Grazer Universitätsprofessor **Joseph Dobretsberger** (geb 1903, 1935/36 Bundesminister für soziale Verwaltung, 1938—1945 in Istanbul und Kairo tätig), von denen insbesondere die Schrift „Katholische Sozialpolitik am Scheideweg" (Graz, 1947) erwähnt werden muß, die eine lebhafte Kontroverse innerhalb des katholischen Lagers hervorrief. Scharfe Kritiker der kapitalistischen Wirtschaft sind auch noch

der Jesuitenpater **Ferdinand Frodl** (geb. 1886, wichtigstes Werk: „Gesellschaftslehre", 1936) und der Abt von Schlierbach **Alois Wiesinger** (geb. 1885, wichtigstes Werk: „Der Operismus", Linz, 1948).

Schließlich sei noch auf **Dr. Karl Kummer** hingewiesen, der vor allem für die Werksgenossenschaften eintritt („Der dritte Weg", Wien, 1949), die sich bereits in einer Reihe von österreichischen Betrieben (Häring in Tirol, Groß-Raming in Oberösterreich, Produktionsgenossenschaft für Wärmetechnik und Maschinenbau, Mariahilfer Teigwaren, Österreichische Kohlensäuregenossenschaft, alle drei in Wien) über alle Erwartungen bewährt haben.

Sprache

Der Österreicher ist sofort zu erkennen, wenn er redet. Tonfall, Rhythmus und auch Wortschatz heben ihn aus allen übrigen deutschsprechenden Menschen heraus. Diese eigenartige österreichische Sprechweise reicht bis in das Mittelalter zurück. Schon **Hugo v. Trimberg** bezeugt in seinem „Renner" (um 1300) eine eigene österreichische Aussprache und **Konrad v. Megenberg** spricht in seinem „Buch der Natur" (um 1340) von einem Wortschatz, der dem Österreicher eigentümlich ist. Auch der bekannte Humanist am Hofe Kaiser Ferdinands I. **Wolfgang Lazius** (1514—1565) beschäftigte sich im III. Buch (De Marcomannis) seines Werkes „De gentium aliquot migrationibus" mit diesen Fragen. So bildet sich in den Jahrhunderten zwischen 1300—1600 auf Grundlage der österreichischen Dialekte eine Gemeinsprache, ein „Österreichisch-Teutsch", das auch Ansätze zeigte, zur Schriftsprache

zu werden. Dieses österreichische Deutsch wurde bis weit in die Donauländer hinein gesprochen und geschrieben. In Siebenbürgen wurde es erst im 16. Jahrhundert durch den Einzug des evangelischen Glaubens und damit der Lutherbibel zurückgedrängt. In Österreich selbst stand der Einführung des „Luther-Deutsch" der religiöse Gegensatz im Wege. Zwar war die neuhochdeutsche Schriftsprache aus der Kanzleisprache der Luxemburger (in Prag) und später der Habsburger (in Wien) erwachsen und wies so eine ganze Menge Eigentümlichkeiten des Österreichischen auf — aber sie war dann mit mitteldeutschen Elementen vermischt worden und eben Luther gebrauchte sie in der Form, in der sie die kursächsische Kanzlei ausgebildet hatte.

Im 16. Jahrhundert schreiben eine Reihe von Schriftstellern dieses „Österreichisch-Teutsch". So der Schulmeister zu den Schotten **Wolfgang Schmelzl** (1500—1557), der Verfasser des bekannten „Lobspruches der Stadt Wien in Österreich" (1548). Das Recht, österreichisch zu schreiben, beansprucht auch **Benedikt Edelpoeck** in der Vorrede seiner Beschreibung des Preisschießens, das 1575 in Zwickau abgehalten wurde. Gegen eine Verspottung der österreichischen Sprechart muß sich **Johann Rasch** aus Pöchlarn (Niederösterreich) in seiner „Kirch Gottes" (1584) zur Wehr setzen. Kernig in seiner Ausdrucksform wirkt auch der Jesuit **Georg Scherer** (1539—1605), der als Prediger der katholischen Reform weithin bekannt wurde. Auf tirolerischem Boden bewahrte der berühmte Arzt und Verfasser der „Greuel der Verwüstung des menschlichen Geschlechtes" **Hippolyt Guarinonius** (1571—1654) seine eigene Sprache. Benedikt Edelpoeck und Johann Rasch sind allerdings „ein Beweis, daß die österreichische Ge-

meinsprache als Literatursprache schon auf schwachen Füßen stand. Die Schwäche beruht freilich im Mangel an starken Talenten, die der heimischen Sprache, reich an Idiotismen, wie sie eben war, Respekt verschafft hätten" (Rudolf Latzke: „Österreichische Dialektliteratur" in: „Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte", II. Bd., S. 537, Berlin, 1926/28) Der größte Meister dieses „Österreichisch-Teutsch" wurde dann im 17. Jahrhundert der berühmte Hofprediger **Abraham a Sancta Clara** (1644—1709), dessen sprachschöpferisches Genie heute allgemein anerkannt ist. Auch das werdende Wiener Volksschauspiel bedient sich schon in seinen Anfängen dieser nun von ihm ins Wienerische umgefärbten Sprache.

So blieb es im wesentlichen bis zu der berühmten Audienz des Leipziger Sprachdiktators **Gottsched** (1700—1766) bei Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1749, die ihm gegenüber bekannte: „Wir Österreicher haben eine sehr schlechte Sprache". Von nun an begann sich die meißnerische (obersächsische) Form der neuhochdeutschen Schriftsprache auch in Österreich durchzusetzen. Ein Kreis von Aufklärern war es, der sich darum ganz besonders bemühte, während einzelne Männer, wie der Universitätsprofessor **Johann Siegmund Popowitsch** (1705—1774), diesen Bestrebungen heftigen Widerstand entgegensetzten. Er kämpfte gegen die Einseitigkeiten Gottscheds (die bekanntlich auch von Lessing in seinen Schriften abgelehnt wurden) und forderte, daß die Schriftsprache durch den Wortschatz „der Bauern und Hirten, der Jäger und Bergleute" ergänzt werde. Ein umso berechtigteres Verlangen, als ja die Schriftsprache selbst einen ihrer Grundpfeiler im Bayrischen und Österreichischen stehen hatte. Die Lage

in diesen Jahrzehnten wird durch eine Äußerung des Dichters Ch. M. Wieland blitzartig beleuchtet, der 1782 in seinem „Teutschen Merkur" die Bemerkung macht: „Aller Wahrscheinlichkeit nach wird im Jahre 1800 die österreichische Mundart — freilich um einige Grade verfeinert — aber doch immer die österreichische Mundart die deutsche Schriftsprache sein". Daß man auch jetzt noch das Meißner Deutsch mit dem lutherischen Glauben gleichsetzte, beweist der klagende Ausruf des oberösterreichischen Mundartdichters **Maurus Lindemayr** (1723—1783): „Katholisch's Österrei, mä schnitzelt, schnepert so lang um — Bist wirst ä lauters Luthertum". Erst jetzt entwickelt sich eine eigene Dialektdichtung in Österreich, die neben der Schriftsprache die Mundart zur Geltung bringen will. Sie hat im 19. Jahrhundert einige ganz bedeutende Vertreter auf dem Gebiete der Dichtung zu verzeichnen (den Oberösterreicher **Franz Stelzhamer,** 1802—1874; die Niederösterreicher **Josef Misson,** 1803—1875, und **Hans Willibald Nagl,** 1856—1918; den Tiroler **Karl Lutterotti,** 1793—1872). In der wissenschaftlichen Forschung erkennt schon 1852 **Sengschmitt** (in seiner Schrift „Über den Zusammenhang der österreichischen Volkssprache mit den drei älteren deutschen Mundarten"), daß der Dialekt keine verdorbene Schriftsprache jener Leute ist, die nicht besser reden können (vgl. J. W. Nagl: „Über den gegenwärtigen Stand der bayrisch-österreichischen Dialektforschung", Sonderdruck aus den Blättern des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich, Wien, 1886, S. 23). Schon vorher hatten **Joseph v. Sonnleithner** („Idioticon austriacum, das ist Mundart der Österreicher", Wien, 1824) und **C. Loritza** („Neues Idioticon Viennense, das ist: Volks-

sprache der Wiener mit Berücksichtigung der übrigen Landesdialekte", Wien, 1847) die Mundart zur Grundlage ihrer Studien gewählt.

Daneben behauptete sich aber insbesondere unter der staatstragenden Schicht der Beamtenschaft, des Militärs, in Adels- und Hofkreisen eine gewählte Umgangssprache mit österreichischem Tonfall und österreichischem Sprachstil (vgl. auch Hermann Lewi: „Das österreichische Hochdeutsch", Wien, 1875). Unter den Standessprachen erfaßte die österreichische Militärsprache seit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ein ganz besonders weites Gebiet. Sie weicht von der deutschen und schweizerischen Militärsprache erheblich ab (vgl. Felszeghy Ediltrud: „A császári és királyi hadsereg nyelve Magyarországon", Budapest, 1938). Zahlreich sind die österreichischen Bestandteile in der Sprache **Franz Grillparzers**, der selbst 1828 den Ausspruch tat: „Ich bin ein dorischer Dichter. Ich kümmere mich den Henker um die Sprache der Leipziger Magister und des Dresdener Liederkreises. Ich rede die Sprache meines Vaterlandes" (vgl. auch Edwin Rollet: „Heimatmundart und Dichtersprache" in: „Grillparzer-Studien" herausgegeben von O. Kataann, Wien 1924). Es wäre eine Pflicht des mittleren österreichischen Bürgertums gewesen, sich dieser Tatsache bewußt zu sein. Aber man war seiner selbst nicht mehr sicher. Im 20. Jahrhundert verschlimmerte sich der Zustand, weil „. . . die Schriftsprache im Reich vom Hochdeutschen ins Preußisch-Dialektische geraten ist, und weil ferner in Österreich die unwillkürliche Nachahmung von früher zum bewußten Prinzip erhoben wurde" (vgl. Leopold Andrian: „Österreich im Prisma der Idee", Graz, 1937, S. 345). Diese Überfremdung der hochdeutschen

Schriftsprache durch platt(nieder)deutsche Dialekteigentümlichkeiten stellt auch die Germanistik fest. „Berlin wurde tonangebend. Nicht nur die Sprache der Berliner Garnison, des preußischen Beamtentums am Berliner Hofe galt für vornehm und zeitgemäß, man fing nicht nur in Mitteldeutschland an, jesacht, jefleecht für gesagt, gepflegt, Vati, Mutti für Vater, Mutter zu verwenden, auch sonst machte sich im Wortschatz immer deutlicher eine norddeutsche Ausstrahlung bemerkbar, über die Umgangssprache hinweg bis in die Mundarten hinein" (vgl. Wolfgang Jungandreas: „Geschichte der deutschen und englischen Sprache", II. Teil, Göttingen, 1947. S. 93; über hoch- und plattdeutsche Aussprache vgl. auch C. F. Hrauda: „Die Sprache des Österreichers", Salzburg, 1948). Wenn der Norddeutsche nach seiner Art völlig richtig „Zeremoniee" und Kopiee" (mit der Betonung auf der letzten Silbe) sagt, so ist die andere Aussprache des Österreichers (Zeremo-ni-e und Kopi-e) nicht „falsch", sondern kommt daher, daß wir die beiden Worte aus dem Italienischen und nicht aus dem Französischen wie der Norddeutsche übernommen haben. Wenn es gar jemand für besonders „vornehm" hält, das „St" am Wortanfang nicht „Scht" (z. B. Stein = Schtein), sondern „S-tein" auszusprechen, so zeigt er als Österreicher nur seine rettungslose Halbbildung, denn diese Aussprache ist nicht „hochdeutsch", sondern gerade norddeutsch-dialektisch. Der Norddeutsche mag sie gebrauchen, für den Österreicher paßt sie nicht. Wenn wir „Samstag" statt „Sonnabend", „Paradeiser" statt „Tomaten", „anstellen" statt „Schlange stehen" sagen, so kommen auch diese Ausdrücke aus unserer Überlieferung und die Schriftsprache wird durch ihre Anwendung ebensowenig

gefährdet wie dadurch, daß schweizerische Eigenart ruhig „innert" statt „innerhalb" drucken läßt.

Wir haben als Österreicher eine doppelte Pflicht: wir müssen unsere Mundarten pflegen und lieben! Sie sind der Quell, aus dem alle sprachliche Erneuerung kommt. „Nichts ist verkehrter" — sagt der Sprachforscher Otto Behaghel — „als die noch heute von manchen Gebildeten gehegte Ansicht, daß der Dialekt eine verdorbene Schriftsprache sei, gewissermaßen das Abwasser einer Fabrik. Der Dialekt verhält sich zur Schriftsprache wie der im eigenen selbstgegrabenen Bette dahinbrausende Gebirgsbach zum eingedämmten und nutzbar gemachten Mühlenbach, wie die Natur zur Kunst. Und das Volk wird des Dialektes nie entraten können noch wollen . . ." Denn jede Mundart ist „eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft" (Goethe). Wir müssen aber darüber hinaus noch unserem österreichischen Deutsch überall den Platz sichern, der ihm in allen Bereichen der Kultur und des Lebens gebührt. Denn es steht nirgends geschrieben, daß der norddeutsche Ausdruck automatisch der bessere, bezw. der schriftdeutsche sein muß und daß Österreicher und Schweizer kein Recht besitzen sollten, ganz wesentlich mitzubestimmen, was in Aussprache, Rhythmus, Wortwahl und Stil als Hochsprache zu gelten hat. So könnte — wie Hugo von Hofmannsthal es gewollt hat — „ein berechtigter Austriazismus höheren Stiles sich entwickeln. Eine nationale Sprache, sage ich, und meine damit den adäquaten Ausdruck inneren Verhaltens, hervorgehend aus dem Urteil über sich selber" (vgl. Hugo v. Hofmannsthal: „Österreich im Spiegel seiner Dichtung", in Gesammelte Werke, III. Bd., S. 55, Berlin,

1934). Wir tun damit nicht mehr, als was den Schweizern, unseren Nachbarn im Westen, seit jeher eine Selbstverständlichkeit war.

Staatsmänner

Die Reihe bedeutender österreichischer Staatsmänner ist groß und wir müssen auch unter ihnen eine Auswahl treffen. Es befinden sich Feldherrn und Herrscher, Gelehrte und Angehörige des Klerus darunter. Um nicht zu weit zurückzugehen, beginnen wir mit **Kardinal Melchior Klesl** (1552—1630), der in Österreich eine Stellung einnahm, die man mit der Richelieus und Mazarins in Frankreich vergleichen könnte. Er war der Sohn eines evangelischen Bäckermeisters in Wien und wurde von dem bekannten Jesuitenprediger P. Scherer zum katholischen Glauben zurückgeführt. Später Bischof von Wien, tat er sich als einer der eifrigsten Vertreter der katholischen Erneuerungsbewegung hervor. Die Zeitumstände brachten ihn dann mit der Politik in Berührung und der spätere Kaiser Matthias (1612—1619) ließ sich schon als Thronfolger von ihm leiten. Allmächtiger Ministerpräsident des Kaisers, begann Klesl eine Politik zu führen, die ihn in Gegensatz zu dem neuen Nachfolger des Kaisers, dem bekannten strengkatholischen Ferdinand II. (1619—1637) brachte. Im Einverständnis mit den Gegnern des Kardinals und mit der Krone Spanien ließ Ferdinand noch bei Lebzeiten des Kaisers Matthias Klesl verhaften, nach Tirol bringen und dort internieren. Er durfte erst spät wieder in seine Diözese zurückkehren, nachdem er jedem Einfluß auf die Geschäfte entsagt hatte. Diese verschlungenen Lebenspfade brachten es mit sich, daß ihm, der

„ein Säkularmensch" war, „dessen staatsmännisches Talent die großen Linien der damaligen Staats- und Kirchenpolitik . . . meisterte", „zahllose erbitterte Gegner den Weg erschwerten und auch heute sein Bild vielfach von Historikern in verzerrten Linien gezeichnet wird" (Ernst Tomek:„ Kirchengeschichte Österreichs", II. Bd., Innsbruck, 1949, S. 483). Ein Menschenalter nach Klesls Tod wurde in Paris Österreichs größter Staatsmann, der **Prinz Eugen von Savoyen** (1663—1736), geboren. Er war Großneffe des berühmten französischen Staatsmannes Kardinal Mazarin und verband in einzigartiger Weise mit dem Talent eines Feldherrn das des Politikers und Verwaltungsorganisators. Unter ihm war „Österreichs Heldenzeitalter", in dem die Heere des Kaisers die Türken aus Ungarn vertrieben, und Österreich zur europäischen Großmacht emporstieg. Prinz Eugen von Savoyen bewährte sich aber auch im Frieden als Förderer von Kunst und Wissenschaft. Seine wunderschönen Palastbauten (in Wien das Belvedere und das Winterpalais in der Himmelpfortgasse), sein Umgang mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit (so mit Leibniz, der ihm seine „Monadologie" widmete, und dem feinsinnigen französischen Lyriker Jean Baptiste Rousseau) lassen ihn auch in dieser Beziehung als einen Mittelpunkt der Kultur seiner Zeit erscheinen. Prinz Eugen erlebte nicht mehr den Regierungsantritt Maria Theresias. Die große Kaiserin, die beinahe von allen verlassen und ohne Hilfsmittel den Kampf um die Behauptung ihres Erbes aufnahm, fand in der ersten Zeit in den beiden Ministern **Johann Christoph von Bartenstein** (1689—1767) und **Graf Friedrich Wilhelm Haugwitz** (1702—1765) treue Helfer und Berater. Der bedeutendste Staatsmann ihrer Epoche aber bleibt **Fürst**

Wenzel Kaunitz-Rietberg (1711—1794), dessen diplomatischem Geschick die große Umkehr der europäischen Allianzen gelang. Während es seit vollen zwei Jahrhunderten selbstverständlich gewesen war, daß sich Frankreich und Österreich, die Familien Habsburg und Bourbon, feindselig gegenüberstanden, brachte Kaunitz das Bündnis Frankreich-Österreich-Rußland zustande, das die Wiedergewinnung Schlesiens ermöglichen sollte. Das österreichische Bündnis mit Paris wurde außerdem durch die Heirat der Tochter Maria Theresias, der Erzherzogin Maria Antoinette, mit dem französischen Dauphin Ludwig (später Ludwig XVI. 1774—1792) besiegelt. Unter dem Einfluß von Kaunitz, der auch der leitende Staatsminister in der Ära Josephs II. blieb, beteiligte sich Österreich g e g e n den Willen der Kaiserin an der Teilung Polens, zusammen mit Preußen und Rußland. Der Erbe der Kaunitzschen Politik wurde der zu Unrecht vergessene **Franz v. Thugut** (1736—1818), der erste bürgerliche Außenminister Österreichs: ein Staatsmann von Weitblick und Fähigkeit, vom Adel bitter gehaßt, ein Feind Preußens und Träger einer ausgesprochen österreichisch-staatlichen Ideologie. Nach ihm, der im Verlauf der Kriege mit der französischen Republik und Napoleon sein Amt abgeben mußte, tritt **Graf Johann Philipp Stadion** (1763—1824) in den Vordergrund, von dem das Wort stammt: „Wir haben uns als Nation konstituiert". Der Krieg von 1809, der unter seiner Amtstätigkeit ausbricht, wird nicht als Kabinettskrieg der Regierung, sondern als Volkskrieg (insbesondere in Tirol, s. Tiroler Aufstand) geführt. Ihm folgt der Schwiegerenkel des Fürsten Kaunitz, der **Fürst Klemens Lothar Wenzel Metternich** (1773—1859), neben Kaunitz der bekannteste Staatsmann des alten

Österreich. Er übernimmt nach dem Frieden von Schönbrunn 1809 die Geschäfte und führt sie bis zur Märzrevolution des Jahres 1848. Wir müssen bei Metternich, um ihm gerecht zu werden, einmal Innen- und Außenpolitik und dann seine ersten und seine späteren Jahre unterscheiden. Es gebührt ihm zweifellos das Verdienst, auf diplomatischem Weg Napoleon niedergeworfen zu haben. Der österreichische Staat, der 1811 den Staatsbankrott erklärt hatte (siehe Geldwesen), stand 1815 an der Spitze der europäischen Mächte. Daneben hat Metternich, durch seine Erziehung und seine Jugenderlebnisse der schärfste Gegner der Revolution, ein System der Beharrung und des Stillstandes befolgt, das ihn von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr mit den aufstrebenden neuen Kräften des Großbürgertums in Konflikt geraten ließ. Seit dem Tod des Kaisers Franz I. (1835) an die Staatskonferenz gebunden, die für Kaiser Ferdinand I. (1835—1848) die Regierung führte, stand er dort seinen erbitterten Feinden Graf Kolowrat (Innenminister) und dem Erzherzog Ludwig gegenüber. Sein Einfluß auf die Innenpolitik schwand immer mehr und außenpolitisch erlitt das System die schwersten Rückschläge in Europa und in der Übersee (Aufstand der Griechen 1821, Aufstand der spanischen Kolonien in Südamerika 1812—1830, Lostrennung Belgiens von Holland 1830, Julirevolution 1830, Schweizer Sonderbundskrieg 1846). Metternich, in seiner Jugend Aufklärer, wurde später unter dem Einfluß seiner letzten Gemahlin, einer Gräfin Zichy, katholisch-kirchlich. Nach 1848 hat er dann in der Verbannung sich auch mit Fragen der Arbeiterbewegung geistig beschäftigt und aus jener Zeit stammt sein Bonmot: „Je suis né socialiste". Metternichs Weltanschauung kann am besten in der

Weise umrissen werden, wenn man ihn als einen Hochkonservativen der Zeit vor der Französischen Revolution ansieht. Der österreichische Staat, der unter Maria Theresia und Joseph II. auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens führend gewesen war, verliert in der Ära Metternich diese Stellung. Nach der Niederwerfung der Revolution von 1848 folgt die Periode des Neuabsolutismus (1849—1859), deren bedeutendste Männer der Ministerpräsident **Fürst Felix Schwarzenberg** (1800—1852) und der Handels- und spätere Finanzminister **Ludwig v. Bruck** (1798—1860) sind. Im Kopfe Schwarzenbergs entspringt die Idee des „Siebzigmillionenreiches" in Mitteleuropa unter Österreichs Führung, die am Widerstand Preußens zerbricht. Bruck ist der eifrigste Mitarbeiter Schwarzenbergs auf diesem Gebiet, das er besonders vom handelspolitischen und wirtschaftlichen Standpunkt aus bearbeitet. Den Übergang zum parlamentarischen Staat vermittelt **Anton v. Schmerling** (1805—1893), unter dem die Februarverfassung von 1862 in Wirksamkeit tritt, die in wesentlichen Punkten die Verfassung Österreichs bis zur Errichtung der Republik (1918) blieb. Die letzte territoriale Vergrößerung Österreich-Ungarns geht auf **Graf Julius Andrassy** (1823—1890) zurück, der auf dem Berliner Kongreß 1878 für Österreich-Ungarn das Mandat zur Okkupation Bosniens und der Hercegovina erwirbt. 1848 als Teilnehmer am ungarischen Unabhängigkeitskampf in Abwesenheit zum Tode verurteilt, ist er von 1871—1879 der Außenminister Kaiser Franz Josephs I. und Inaugurator des deutsch-österreichischen Bündnisses von 1878. Sein Sohn, **Graf Julius Andrassy der Jüngere** (1860—1929) wurde der letzte Außenminister der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Hatte Öster-

reich-Ungarn 1878 Bosnien und die Hercegovina nur unter seine Verwaltung genommen, so führte der Außenminister **Lexa v. Ährental** (1854—1912) in der Krise von 1908/1909 die Einverleibung dieser beiden Länder in die Monarchie durch. Als der Staatsmann der Ersten Österreichischen Republik galt der Prälat **Dr. Ignaz Seipel** (1876—1932), bereits Minister in einem der letzten kaiserlichen Kabinette, dann einige Male Bundeskanzler (1922—1924 und 1926—1929) und Obmann der Christlichsozialen Partei. Unter ihm wurde die „Sanierung" durchgeführt und Österreich erhielt eine Reihe ausländischer Anleihen zur Stützung seines Staatshaushaltes. Neben ihm möge nur der Vorarlberger **Jodok Fink** (1853—1929) genannt werden, der in den ersten Monaten der jungen Republik steter Anwalt der Zusammenarbeit aller Österreicher zum Wohl des gemeinsamen Vaterlandes war. Die Sozialdemokratische Partei aber gab dem Staate nach 1918 und dann wieder 1945 in der Person von **Dr. Karl Renner** (geb. 1870) einen Staatskanzler und Bundespräsidenten, während einem anderen ihrer führenden Männer mit staatsmännischer Begabung, **Otto Bauer** (geb. 1882 in Wien, gest. 1938 in der Emigration in Paris), die aktive Wirksamkeit versagt blieb.

Techniker

Sehr oft sehen Österreicher und Nicht-Österreicher in Österreich nur „das Volk der Tänzer und der Geiger" und sind sehr erstaunt, wenn man darauf hinweist, daß unser Vaterland auch auf dem Gebiete der exakten Naturwissenschaften und der Technik Namhaftes geleistet hat. Wir wollen hier nur eine Anzahl bedeutender Männer anführen, die

als Beweis dafür dienen mögen, daß Österreich auch auf technischem Gebiete einen ehrenvollen Platz unter den Nationen der Erde beanspruchen kann.

Beim Maschinenbau können wir nennen: **Joseph E. Fischer v. Erlach** (1680—1740, den Sohn des berühmten Baumeisters; älteste Form der Dampfmaschine, genannt „Feuermaschine"); **Wolfgang v. Kempelen** (Wiener Mechaniker, erfindet 1776 eine Schreibsetzmaschine für Blinde); **Josef Madersperger** (1768—1850, gebürtig aus Kufstein, gest. in Wien. Erfinder der Nähmaschine 1817); **Josef Ressel** (1793—1857, geb. in Chrudim in Böhmen, gest. in Laibach, erfindet 1829 die Schiffsschraube); **Wilhelm v. Engerth** (1814—1884, Schöpfer der Engerth-Lokomotive für Gebirgsbahnen 1854); **Peter Mitterhofer** (1822—1893 aus Südtirol, Erfinder der Schreibmaschine); **Karl Gölsdorf** (1861—1916 aus Wien, Schöpfer der Anfahrvorrichtung für Verbundlokomotiven 1892 und der fünffach gekuppelten Lokomotive 1906); **Johann Haswell** (1812—1896, gest. in Wien. Erfinder der hydraulischen Schmiedepresse 1862); **Viktor Kaplan** (1876—1934 aus Mürzzuschlag, Schöpfer der Wasserturbine für niedere Gefällsstufen); **Gustav Tauschek** (Verbesserung der Guillochiermaschine).

Im Flugwesen ragen hervor: **Jacob Degen** (1761—1848, Konstrukteur des Schwingengenfliegers mit Luftballon und des „Banknotendoppeldruckes" 1820); **Friedrich v. Lößl** (1817—1907, grundlegende Forschungen auf dem Gebiete der Aerodynamik); **Wilhelm Kreß** (1836—1913, der Nestor der österreichischen Flugtechnik, erstes Modell 1880, Flugversuch auf dem Wienerwaldstausee am 3. Oktober 1901); **Georg Wellner** (1846—1909 aus Graz, Erfinder einer Segelradflugmaschine und Verfechter

aerodynamischer Theorien); **David Schwarz** (1856—1897, Erfinder des starren Ganzmetall-Luftschiffes. Er verwendet als Erster dünnes Aluminiumblech als Hülle, Vorläufer des Zeppelinschen Luftschiffes); **Igo Etrich** (Schöpfer der bekannten Etrichtaube 1910; geb. 1879).

In der Waffentechnik betätigten sich: **Franz v. Uchatius** (1811—1881, aus Wiener Neustadt, österr. General, Erfinder der Friktionszündnadel 1844, des Uchatius-Stahls und der Uchatius-Bronce 1873, erster Schritt in der Gewinnung des Filmes durch bewegliche Bilder: „Laterna Magica" 1845); **Josef Werndl** (1831—1889, aus Steyr, Erfinder des Hinterladegewehrs 1867, Begründer der Waffenfabriksgesellschaft in Steyr); **Ferdinand v. Mannlicher** (1848—1904, Schöpfer des gleichnamigen Repetiergewehres).

In der Elekrotechnik: **Prokop Diwisch** (1696—1765, Erfinder des Blitzableiters 1754); **Johann Kravogl** (aus Wilten in Tirol, erfindet 1867 einen elektrischen Motor); **Josef Popper-Lynkeus** (1838—1921, Erfinder der elektrischen Kraftübertragung 1862. Er übergab die Erfindung in einem versiegelten Kouvert der Akademie der Wissenschaften. Es wurde 1882 geöffnet, als auf der Münchener elektrischen Ausstellung dieselbe Erfindung vorgeführt wurde; Popper-Lynkeus ist auch als Philosoph und Schriftsteller bekannt); **Ernst Lechner** (1856—1926, aus Wien, Erfinder der Lechnerschen Drähte zur Messung der Radiowellen); **Otto Nußbaumer** (1876—1930 aus Tirol, grundlegende Forschungen über die praktische Verwertung des Radio: am 15. Juni 1904 die erste drahtlose Musikübertragung); **Siegmund Strauß** (Mitarbeiter Liebens, siehe unter Physiker, 1913 Widerstandsverstärker, Apparat zur

Strahlenmessung) und **Alexander Meißner** (Rückkoppelung, Patent 1912; geb. 1883 in Wien).

Der chemischen Technologie gehören mit Erfindungen zu: **Karl Ludwig v. Reichenbach** (1788—1869, aus Stuttgart, lebte aber hauptsächlich in Österreich, Entdeckung des Paraffins, des Kreosots 1832); **Johann Natterer** (1821—1901, aus Wien, erste Verflüssigung der Luft); **Stefan Romer** (1788—1842, meldet 1831 sein Patent auf Phosphorstreichhölzer an); **Anton Schrötter v. Kristelli** (1802—1875, Professor an der Grazer Universität, Entdecker des roten ungiftigen amorphen Phosphors 1848).

Zur Gastechnik gehört: **Zacharias W. Winzler** (1750—1812, seit 1778 in Österreich, Gasbeleuchtung und -beheizung); **Christian Reithmann** (1818—1909, aus Tirol, Schöpfer des Gasmotors); **Karl Auer v. Welsbach** (1858—1929, aus Wien, Schöpfer des Gasglühlichtes 1885 und der Cereisenindustrie).

In der Industrie und im Bauwesen wirkten in Österreich folgende Persönlichkeiten: **Michael Thonet** (1796—1871, Schöpfer der Möbel aus gebogenem Holz, 1830); **Friedrich Schnirch** (1791—1868, Erbauer der ersten Kettenbrücke für Lokomotivbetrieb); **Alois Senefelder** (1771—1834, Erfinder des Steindruckes); **Aloys Auer v. Welsbach** (1813—1869, Erfinder der Kupferdruckpresse, zahlreiche weitere Erfindungen auf dem Gebiete der graphischen Kunst); **Friedrich Egermann** (1777—1864, Erfindungen auf dem Gebiete der Glasindustrie).

Endlich wollen wir noch einige andere bedeutsame Erfindungen verzeichnen, die in keines der bisher erwähnten Kapitel hereinfallen: **Leo Müller** (1803—1844, aus dem Kleinen Walsertal, stellt 1833 die erste Schnellpresse Österreichs her; 1836 be-

gründet er zusammen mit Friedrich- Hellwig die Druckmaschinenfabrik „Hellwig & Müller", die erste ihrer Art in Österreich und das zweite derartige Unternehmen auf dem europäischen Kontinent); **Siegfried Markus** (geb. 1831 in Mecklenburg, gest. 1898 in Wien, wo er seit 1852 weilte, erfand das Benzinautomobil mit magneto-elektrischer Zündung 1864; volle 21 Jahre vor Benz fuhr er zum erstenmal mit einem derartigen Wagen. Er erfand außerdem noch einen Telegraphenrelais, einen Zündinduktor, eine elektrische Bogenlampe, deren Patent 1879 Siemens & Halske erwarb); **Josef Merz** (1852—1934, erfindet 1881 den Handschuhdruckknopf) und **Gregor Mendel** (1822—1884, zuletzt im Augustinerkloster in Brünn, entdeckt die sogenannten Mendelschen Regeln).

Tiroler Aufstand 1809

Der Tiroler Aufstand des Jahres 1809 ist nicht bloß für das Land Tirol, sondern für die gesamte österreichische Geschichte von so großer Bedeutung, daß er hier erwähnt werden muß. Im Frieden von Preßburg (1805) war das Land verloren gegangen und Napoleon hatte es seinem Verbündeten Bayern überlassen. Die Tiroler waren über dieses „schreckliche Los" (Erklärung des ständischen Ausschusses) ganz erschüttert und verlangten, wenn sie schon nicht bei Österreich bleiben könnten, ihre Anerkennung als selbständiger Freistaat oder Anschluß an das benachbarte Graubünden (Schweiz). Denn „ein ganzes Jahrhundert war vorausgegangen, in welchem der Bayer und der Tiroler sich wiederholt als grimmige Feinde begegnet waren. Wie das Jahr 1703, so war auch der Kampf Karl Alberts gegen Maria

Theresia noch unvergessen" (Josef Hirn: „Tirols Erhebung 1809", Innsbruck, 1909, S. 7). Dazu kam, daß die neue bayrische Regierung es nicht verstand, die Sitten und Gebräuche des Tiroler Landes zu achten. Eine neue Kreiseinteilung wurde vorgenommen, die Freiheiten Tirols aufgehoben und schließlich auch der Name Tirol ausgetilgt. Am 1. Mai 1808 wurde eine neue Konstitution verkündet, auf Grund deren Tirol fortan Südbayern heißen und in drei Generälkommissariate eingeteilt werden sollte. Daniel v. Mensi vertrat die Meinung der überwiegenden Mehrheit der Tiroler, wenn er Jahre später Baldacci erklärte, „daß mit jeder Störung in den inneren Verhältnissen dieser Provinz und in den Privilegien ihrer Bewohner auch ihre Nationalität und mit dieser jeder Vorteil verloren gehen, den die Provinz sonst dem Staate gewährte, daß dann Tirol, wenn es darauf ankommt, nicht mehr Tirol sein und seine Bewohner kein Interesse mehr haben werden, sich als selbständige Nation zur Selbstverteidigung zu erheben" (Josef Hirn, a. o. a. o. S. 68). So war es also mehr als selbstverständlich, daß der Plan eines bewaffneten Aufstandes gegen die neue Herrschaft immer kräftiger Fuß faßte. Zu seinen Hauptbetreibern gehörten der Geschichtsschreiber **Joseph v. Hormayr** (1782—1848), um den sich ein Kreis von österreichisch gesinnten Männern sammelte (André Robert: „L'idée nationale autrichienne et les guerres de Napoléon", Paris, 1933). Daneben spielten schon bei den Vorbereitungen eine Reihe von Tiroler Wirten eine bedeutende Rolle: der „Sandwirt" **Andreas Hofer** (1767—1810) aus dem Passeiertal erschien sogar in Wien und nahm mit **Erzherzog Johann**, dem Bruder des Kaisers und großem Freund der Tiroler Sache, die Verbindung auf. Mit

dem Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Österreich 1809 war für die Tiroler die Zeit des Handelns gekommen. Im ersten Ansturm warfen sie die bayrische Besatzung aus dem Land (Bayern kämpfte als Verbündeter Napoleons gegen Österreich), besetzten Innsbruck und nahmen die durch Osttirol einrückenden regulären österreichischen Truppen mit stürmischem Jubel auf. Mit dem Vormarsch Napoleons gegen die österreichische Hauptmacht in Bayern und dem Rückzug Erzherzog Carls, des Oberkommandierenden der kaiserlichen Armee, gegen Wien, war auch in Tirol ein schwerer Rückschlag verbunden (Paß Strub). Aber es gelang den Tirolern abermals, in einer Schlacht auf dem Berg Isel bei Innsbruck die Oberhand zu gewinnen. Wieder fiel Innsbruck in ihre Hand und nun nahm Andreas Hofer als Oberkommandant des Landes seinen Sitz in der alten Hofburg. Er bildete eine eigene Regierung, die „Generaladministration" genannt wurde. Ihre wichtigsten Mitglieder waren: **Vinzenz v. An-der-Lan-Hochbrunn** (1744—1825) für Bildungswesen, **Josef v. Giovanelli der Jüngere** (1784—1845), das Haupt der österreichischen Patrioten in Südtirol, für Inneres, der Strobiwirt **Johann Holzknecht** (1768—1820) für die Finanzen, **Josef Johann Nepomuk v. Peer** (1754—1825) für die Justiz und **Josef Freiherr v. Reinhart** (1745—1821) als Vorsitzender der Generaladministration, also gewissermaßen als „Ministerpräsident" Andreas Hofers. Der junge Josef v. Giovanelli war es auch, der die neue Landesverfassung vom 23. August 1809 ausgearbeitet hatte, durch die Andreas Hofer das Volk zur Mitregierung heranziehen wollte. Zusammen mit der Generaladministration bildeten die „Votanten" (so genannt und von Andreas Hofer ernannt, und

nicht gewählt) als Vertreter des Landes die Tiroler National-Repräsentation. Ferner sollen noch der „Wirt vom Rinn" **Joseph Speckbacher** (1767—1820) und der Kapuzinerpater **Joachim Haspinger** (1776—1858) als bekannte Persönlichkeiten des Tiroler Aufstandes genannt werden. Der Friede von Schönbrunn, den Österreich mit Frankreich abschließen mußte, beließ Tirol bei Bayern, sicherte aber allen, die für Österreich die Waffen ergriffen hatten, volle Amnestie zu. Falsche Nachrichten jedoch, die nach Innsbruck gelangten, führten zur Fortsetzung des bewaffneten Widerstandes gegen die nun nochmals einrückenden Bayern und Franzosen. Andreas Hofer war ursprünglich entschlossen, die Waffen niederzulegen und den Frieden anzuerkennen, ließ sich dann jedoch umstimmen. Das „letzte Aufgebot" von Greisen und Kindern konnte das Schicksal des Landes nicht ändern. Es kam zum militärischen Zusammenbruch der Erhebung. Auf die Köpfe der Tiroler Anführer wurden Preise ausgesetzt. Andreas Hofer floh auf eine Almhütte und hielt sich dort versteckt; Speckbacher gelang es, nach Österreich zu entkommen. Unter denen, die gefangen und erschossen wurden, befand sich der durch sein tragisches Schicksal bekannte „Wirt an der Mahr", **Peter Mayr** (1767—1810), der „Held der Kindesliebe". Andreas Hofer selbst wurde von dem Passeier Bauern **Franz Raffl** (1775—1830), dem „Judas von Tirol", am 2. Jänner 1810 in seinem Versteck entdeckt und verraten. Gefangengenommen und nach Mantua gebracht, verurteilte das Kriegsgericht den Oberkommandanten der Tiroler zum Tode. Er wurde am 20. Febr. auf den Wällen von Mantua erschossen. Eine Demarche der österreichischen Regierung, die ihn retten sollte, gelangte erst am 22. Februar in die

Hände des österreichischen Botschafters in Paris. Der Leichnam des großen Tirolers und österreichischen Patrioten wurde von Kaiserjägeroffizieren in der Nacht vom 8. auf den 9. Januar 1823 in Mantua aus seinem Grab geholt und nach Innsbruck gebracht. Hier ruht er in der Hofkirche. Das Land Tirol war schon nach dem Sturz Napoleons 1814 wieder zu Österreich zurückgekehrt. Es hatte mit dem Blute seiner Besten das Bekenntnis zum gemeinsamen österreichischen Vaterland geschrieben (Über die Mitkämpfer Andreas Hofers vgl. Granichstädten-Czerva: „Andreas Hofers alte Garde", Innsbruck, 1932).

Unterrichtswesen

Wie in allen Ländern Europas beginnt das mittelalterliche Schulwesen Österreichs in den Klöstern. Die mit den Abteien verbundenen Anstalten wurden Kloster-, die an den Bischofssitzen Domschulen genannt. Daneben führten Weltgeistliche die Stiftsschulen. Die Schüler lebten meist in der Form von Pensionaten innerhalb der Klostermauern. Lehrgegenstände waren das Quadrivium und das Trivium, oder die „sieben freien Künste", worunter man Grammatik, Rhetorik, Dialektik (Trivium) und Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musiktheorie (Quadrivium) verstand, die aber völlig im Geiste der römischen Antike gelehrt wurden. Unterrichtssprache war das Latein, das das ganze Mittelalter hindurch eine lebende Sprache darstellte und erst im Zeitalter des Humanismus durch die Festlegung auf eine bestimmte Entwicklungsstufe (das Latein Ciceros) erstarrte. Eine der ältesten österreichischen Schulen stellt die Domschule von

Salzburg dar, die noch auf den hl. Rupert (siehe Heilige) zurückgeht. Neben den Kloster- und geistlichen Schulen bildete sich mit dem Aufkommen des Stadtbürgertums das älteste weltliche Unterrichtswesen. Es waren Stadt- oder Pfarrschulen in denen gleichfalls Latein unterrichtet wurde. Der Schulmeister übernahm auch das Amt eines „Kantors", des Kapellmeisters im Kirchenchor. In Österreich finden wir 1237 zum erstenmal die Stadtschule zu St. Stephan in Wien genannt, die aber älter sein dürfte. An ihr wirkte als erster österreichischer Humanist **Meister Ulrich** (gest. zwischen 1326 und 1342). Sein Schüler Adolf von Wien widmete ihm 1315 ein Loblied mit griechischen Worteinlagen, gemischt aus biblischen und antiken Elementen. Die Zucht an den mittelalterlichen Schulen war streng und körperliche Züchtigung der Schüler (auch der Mädchen, für die später von Nonnen eigene Anstalten geschaffen wurden,) galt als selbstverständlich. Waren die Schulen alle niederorganisiert gewesen, so gelangen im 14. Jahrhundert auch die Universitäten nach Mitteleuropa. Sie nehmen von Italien und Frankreich ihren Ausgang und einzelne von ihnen sind berühmt (die Sorbonne in Paris, an der Thomas v. Aquin, der vornehmste Lehrer der scholastischen Philosophie, wirkte, Padua als Schule des Rechtes). Eine Universität konnte nur vom Papst errichtet werden und Hörer und Professoren erhielten eine Reihe von Privilegien, die ihnen bedeutende Vorrechte einräumten. Die erste Staatsuniversität wurde 1224 von Friedrich II. in Neapel ins Leben gerufen. Die Studenten lebten in Kollegiatshäusern („Bursen") beisammen und waren in Landsmannschaften (siehe Natio Austriae) gegliedert. Die erste Universität auf österreichischem

Boden wurde von Rudolph IV. dem Stifter 1365 in Wien geschaffen, der damit seinem Schwiegervater Karl IV., dem Gründer der Universität in Prag (1348), nacheifern wollte. Selbstverständlich war in Paris und Oxford, in Padua und Prag, in Wien und Krakau die Unterrichtssprache nicht die Landessprache, sondern das Latein. Dadurch war aber auch den Schülern und Lehrern eine ungeheure Freizügigkeit gegeben, da sie überall und jederzeit Vorlesungen aufnehmen und Vorlesungen hören konnten. Mit Beginn der Glaubensspaltung kam in diese Entwicklung ein lebhafterer Zug. Die Anhänger Luthers errichteten für ihre Kinder eigene Schulen. Da es in Österreich hauptsächlich der Adel war, der der neuen Lehre folgte, ergab sich daraus die Tatsache, daß es sich um „landständische" Schulen handelte, um Schulen, die von den Ständen der österreichischen Länder eingerichtet und erhalten wurden. Daneben gab es aber natürlich auch in den Dörfern und Märkten, die evangelischen Grundherrn unterstanden, ähnliche Einrichtungen. Solche landständische Schulen, in denen auch Latein der wichtigste Unterrichtsgegenstand war, entstanden in Graz (1544), Wien (1546), Linz (1550) und Klagenfurt (1563). Als Gegengewicht gegen das Luthertum und den Calvinismus ging der neugegründete Jesuitenorden dazu über, das Mittel- und Hochschulwesen in seiner Hand zu vereinen. Andere katholische Schulorden (Piaristen, Benediktiner) folgten ihm oder erneuerten ihre Anstrengungen auf diesem Gebiete. Die Jesuitenschule stellte für ihre Zeit eine hervorragende Leistung dar. Wir finden in ihr nicht bloß die früheren Lehrgegenstände der vorlutherischen Zeit berücksichtigt, man ging dazu über, Naturwissenschaften (im Sinn der da-

maliger Auffassung) und Körperausbildung (in Form von Fechten und Reiten) zu lehren. Zur rednerischen Schulung ihrer Zöglinge bildeten die Patres das Schultheater zu einer ständigen Einrichtung aus, ohne die das Zeitalter des Barocks einfach nicht zu denken wäre. Die Universität von Wien wurde ihnen übergeben und die Lehranstalten des Ordens in Graz (1585) und Innsbruck (1671) zu dieser Würde erhoben. Daneben schufen die Salzburger Erzbischöfe unter Mithilfe der Benediktiner auch in ihrer Residenzstadt eine Hochschule, die 1620 die kaiserliche und 1625 die päpstliche Bestätigung erhielt. Das Unterrichtssystem der Jesuiten war in der „Ratio atque institutio studiorum S. J." von 1599 bis ins einzelne festgelegt worden. Sie galt für alle Schulen des Ordens in Europa und der Übersee und sah fünf Unterrichtsstufen (oder Klassen) vor. Auf drei Schuljahren war die Humanitas, Poesis und Rhetorica aufgebaut. Die Rhetorica wurde meistens zwei Schuljahre lang ausgedehnt. Auch die erste Klasse (infima) dauerte oft zwei ganze Jahre, so daß ein siebenjähriges Mittelschulstudium gegeben war. Das Lateinische behielt seine herrschende Stellung auch im Zug der schon oben erwähnten Reformen weiter bei. Waren die Jesuitenschulen das Urbild des späteren humanistischen Gymnasiums, so verlangte das Ideal des Hofadels auch nach einer Type, die ihm gerecht wurde. Das war die Ritterakademie (Collegium nobilium), die in der Mitte des 17. Jahrhunderts entstand, im allgemeinen wohl bald wieder verschwand, aber gerade für Österreich deshalb von Bedeutung blieb, weil aus dem Zusammenschluß der Jesuitenritterakademie und der Savoyischen Ritterakademie, die unter der Leitung der Benediktiner stand, zur Zeit

Maria Theresias die berühmte Theresianische Akademie hervorging. Die große Kaiserin war es auch, die in ihrer Reformtätigkeit sich des Schulwesens in ganz besonderer Weise annahm. Die einfachen Schreib- und Lesestuben früherer Jahrhunderte hatten eigentlich nicht sehr viel zur Bildung der breiten Massen des Volkes beigetragen; die Ordensschulen waren Mittelschulen gewesen, die Stadtschulen konnten der Landbevölkerung wenig geben. Am Hofe Maria Theresias war nun schon seit Beginn der Sechzigerjahre der Direktor der Wiener Stephansschule **Josef Meßmer** der die kaiserlichen Kinder zu unterrichten hatte, für die Verbesserung des Volksschulunterrichtes tätig. Im Jahre 1774 berief die Herrscherin den **Abt Ignaz Felbiger** (1724—1788) aus Sagan zur Neuordnung des österreichischen Volksschulwesens nach Wien, und noch im selben Jahre konnte die „Allgemeine Schulordnung" erlassen werden. Sie sah Trivial-, Haupt- und Normalschulen vor. Die ersteren waren ein- bis zweiklassige Volksschulen, die zweiten bestanden aus dreiklassigen Anstalten in den Städten und die Normalschulen endlich, die es in jeder Landeshauptstadt gab, hatten noch einen vierten Jahrgang angegliedert, aus dem die Lehrer der Trivial- und Hauptschulen hervorgingen. Als Schulzeit wurde ferner das 6.—12. Lebensjahr statuiert und Joseph II. schärfte diese Bestimmung durch eine Verordnung ein. Auch Salzburg nahm unter seinem Erzbischof **Hieronymus Colloredo** an der Neuordnung (1775) Anteil und baute sein Schulwesen ab 1790 (**Michael Vierthaler**) noch weiter aus. Hand in Hand mit diesem Ausbau im Volksschulwesen ging eine Reorganisation des höheren Unterrichtes. Der „Entwurf zur Errichtung der Gymnasien in den k. k.

Erblanden", der 1775 erschien und zwei andere andere noch nicht veröffentlichte Dokumente, auf die Richard Meister, der Vertreter der Pädagogik auf dem Boden der Wiener Universität, in einem Vortrag in der Akademie der Wissenschaften am 31. Oktober 1945 hingewiesen hat, sahen eine österreichische Nationalerziehung (im Sinne von Nation=Staatsvolk) vor. 1760 schuf die Kaiserin die Studienhofkommission (eine Art Unterrichtsministerium), an deren Spitze als Präsident der Wiener Erzbischof **Miggazzi** (1714—1803) und als Vizepräsident **Gerhard van Swieten** (siehe Ärzte) trat. Auf den Universitäten wurde eine Reihe neuer Lehrstühle errichtet (Naturrecht 1742) und insbesondere war es die medizinische Fakultät, die davon Nutzen zog. Nachdem der Jesuitenorden durch Papst Clemens XIV. am 21. Juli 1773 auf Drängen der katholischen Herrscher von Spanien, Portugal, Frankreich und Neapel aufgelöst worden war, wurden die Universitäten und Ordensschulen in den Bereich der staatlichen Verwaltung übergeführt. Allerdings war die Universität durch diese Reformen Maria Theresias noch nicht zur modernen Stätte der Lehre und Forschung geworden. „Die philosophische Fakultät entbehrte nach wie vor einer selbständigen und freien wissenschaftlichen Bestimmung. Die nahezu ausschließliche Orientierung der Studien auf die Heranbildung tüchtiger Beamter und sonstiger Berufsträger drängte die Forschung fast ganz zurück. Die Leitung der Studien war infolge der Übertragung auf die staatlich ernannten Studiendirektoren aus den Händen der Professorenkollegien genommen. Die Professoren waren gebunden, ihre Vorlesungen streng nach den staatlich approbierten Lehrbüchern zu halten. Dieses Fehlen jeglicher Lehrfreiheit

wirkte lähmend auf die Studien, vor allem in den Geisteswissenschaften und den Rechts- und Staatswissenschaften" (Richard Meister: „Die Großtaten des alten Österreich auf dem Gebiete des Bildungswesens" in „Erziehung und Unterricht", Jahr 1946, Heft IV—VI. S. 205). Die Erhebung der Universität zur Lehr- und Forschungsstätte im modernen Sinn hängt mit dem Wirken des Ministers **Leo Thun-Hohenstein** (gest. 1888) zusammen, der nach der Zeit des Vormärzes und der Revolution von 1848 am 22. August 1849 sein Amt übernommen hatte. An den vorbereitenden Arbeiten hinzu waren insbesondere der Prager Philosophieprofessor **Franz Exner** und der auch als Dichter bekannte Unterstaatssekretär im Unterrichtsministerium **Ernst v. Feuchtersleben** (1806—1849) beteiligt. Das Amt des staatlichen Studiendirektors der mariatheresianischen Ära wurde abgeschafft und die akademischen Behörden erhielten ihre Wahlfreiheit wieder zurück. Im Zusammenhang damit erfolgte auch eine Reorganisation der österreichischen Mittelschule im Geiste des Neuhumanismus, an der neben Exner auch der aus Berlin berufene Professor **Hermann Bonitz** mitwirkte. Am 16. September 1849 wurde der „Entwurf für die Organisation der Gymnasien und Realschulen in Österreich" erlassen, der das Gymnasium zur achtklassigen Anstalt machte, in der dem Griechischen eine festere Stellung eingeräumt wurde. Als Abschluß der mittleren Studien wurde am 3. Juni 1850 die Matura (Reifeprüfung) eingeführt. Zu gleicher Zeit beginnt sich neben dem humanistischen Gymnasium ein realistischer Zweig zu entwickeln, dessen lehrplanmäßige Durchbildung 1848-1851 erfolgte. Diese Form, Realschule genannt, sollte für die technischen Hochschulen vor-

bereiten, die sich seit Beginn des 19. Jahrhunderts entwickelt hatten. Die Ingenieur-Akademie, die seit 1717 in Prag bestand, war 1806 zu einem Polytechnikum ausgestaltet worden und 1815 erhielt Wien eine gleichartige Hochschule. Nun war 1848 auch die Montanistische Hochschule in Leoben gegründet worden. Was unmittelbarr nach der Revolution von 1848 für das mittlere und Hochschulwesen geschehen war, erfolgte etwa zwanzig Jahre später für die Volksschule. Nachdem das 1855 von Österreich mit der katholischen Kirche abgeschlossene Übereinkommen (Konkordat) ins Wanken geraten war, wurden unter tatkräftiger Zusammenarbeit von **Leopold Hasner** (1818—1891) mit den Universitätsprofessoren **Glaser** und **Beer** das Reichsvolksschulgesetz vom 14. Mai 1869 geschaffen. In ihm wird als Ziel der Volksschule festgelegt, sie habe „zur Aufgabe, die Kinder sittlich-religiös zu erziehen, ihre Geistestätigkeit zu entwickeln, sie mit den zur weiteren Ausbildung für das Leben erforderlichen Kenntnissen und Fertigkeiten auszustatten und die Grundlage zur Heranbildung tüchtiger Menschen und Mitglieder des Gemeinwesens zu schaffen". Die Schulpflicht wurde jetzt für ganz Österreich vom 6.—14. Lebensjahr festgelegt. Eine Schulgesetznovelle aus dem Jahre 1883 sah dann für die letzten beiden Schuljahre auf dem Lande gewisse Schulbesuchserleichterungen vor. Welche Meinung man schon vor der Revolution von 1848 unter dem Eindruck der Reformen Maria Theresias von der österreichischen Schule gehabt hatte, zeigt die Aussage von Karl Dupin aus dem Jahre 1827. Er schreibt (in seinen „Forces productives et commerciales de France", Paris, 1827, 1. Bd., S. 52): „L'instruction des états autrichiens est beaucoup plus développée, je ne dis

pas que la nôtre, ce serait trop peu dire, mais que celles de presque tous les peuples de l'Europe."*) Neben der Volks- und der Mittelschule blühten jetzt das Berufsschulwesen und verschiedene andere Schultypen auf, als deren Muster das weit über die Grenzen Österreichs hinaus bekannte Technologische Gewerbemuseum in Wien (seit 1879, von **Wilhelm Exner**, 1840—1931, gegründet und langjährig geleitet) genannt werden muß. Auch auf dem Gebiete der pädagogischen Wissenschaft traten jetzt Österreicher und in Österreich tätige Gelehrte wie **Friedrich Dittes** (1829—1896) und **Otto Willmann** (1839—1920, siehe unter Philosophen), der Verfasser der „Didaktik als Bildungslehre", hervor.

Neben Willmann sind als Vertreter der katholischen Pädagogik in Österreich schon vor dem Ersten Weltkrieg **Heinrich Giese** (1863—1937), **Rudolf Hornich** (geb. 1862, langjähriger Leiter des Wiener „Pädagogiums", von dem aus eine Reihe moderner Anregungen ausgingen) und **Karl Zeif** (geb. 1878, langjähriger Obmann des 1893 gegründeten „Katholischen Lehrerbundes für Österreich") zu nennen. Sie fanden Rückhalt an dem 1886 von **Dr. Caspar Schwarz** in Wien gegründeten „Katholischen Schulverein", von Lueger das „mahnende Gewissen Österreichs" genannt, der 1914 110.000 Mitglieder zählte. Ebenfalls in Wien wurde 1905 der Verein „Freie Schule" geschaffen, dem Männer wie **Baron Hock, Ernst Viktor Zenker, Dr. Pernerstorfer** und **Karl Seitz** Paten standen.

Der Erste Weltkrieg und die Republik in Österreich brachten dann eine Reihe von

*) Der Unterricht in den österreichischen Staaten ist viel mehr entwickelt, ich will nicht sagen als der unsere, das wäre zu wenig behauptet, sondern als der von fast allen Völkern Europas.

Reformen im österreichischen Schulwesen mit sich (Hauptschulgesetz 1926, Mittelschulgesetz 1927/28), die vom Geiste der Arbeitsschulen getragen waren. Die wissenschaftliche Pädagogik wurde weiter im Geiste Otto Willmanns vor allem von **Wenzel Pohl** und **Richard Meister** (beide an der Universität Wien) gepflegt; der Religionsunterricht fand seine Methodiker in den Brüdern **Pichler** (zwischen 1910—1920), und **Michael Pfliegler** (geb. 1891, gleichfalls an der Universität Wien) suchte die Erziehung von der Theologie her zu unterbauen. In St. Martin bei Graz und Hubertendorf in Niederösterreich aber beschritten Pfarrer **Steinberger** und Dechant **Teufelsbauer** neue Wege der bäuerlichen Bildung. Typen wie die Aufbau- und Arbeitermittelschulen sollten auch jenen das Studium ermöglichen, die aus irgendeinem Grunde nicht in der Lage gewesen waren, den normalen Weg zu gehen. In diesem Zusammenhang muß der Name des Staatssekretärs für Unterricht und späteren Präsidenten des Wiener Stadtschulrates **Otto Glöckel** (1874—1935) als eines der Hauptvertreter der viel gerühmten und viel umkämpften „Wiener Schulreform" genannt werden.

Über den Stand des österreichischen Schulwesens vor und nach dem Zweiten Weltkrieg können wir (nach dem „Österreichischen Jahrbuch 1948", Wien, 1949) folgende Angaben machen:

Österreich besaß im Schuljahr 1947/48 12 mit Hochschulcharakter ausgestattete Institute (darunter 3 Universitäten in Wien, Graz und Innsbruck, 1 katholisch-theologische und katholisch-philosophische Fakultät in Salzburg, die Montanistische Hochschule in Leoben, die Hochschulen für Bodenkultur, Welthandel, Tierheilkunde, Angewandte Kunst, Bildende Kunst, Musik und Darstellende Kunst, sowie 2 tech-

nische Hochschulen). Die Professoren- und Höhrerzahl betrug im

Schuljahr 1937/38			Schuljahr 1947/48		
Lehrer	Hörer	darunter weiblich	Lehrer	Hörer	darunter weiblich
2.215	17.362	3.132	2.562	35.147	8.014

An anderen Schultypen waren vorhanden:

Schultype	1937/38			1947/48		
	Schulen	Schulbesuch		Schulen	Schulbesuch	
		alle Schüler	davon Mädchen		alle Schüler	davon Mädchen
Mittelschulen	171	63.208	19.052 30,14 o/o	166	48.302	17.226 35,66 o/o
Handelsakademien u. Wirtschaftsschulen	60	11.251	6.351 56,44 o/o	55	8.542	5.071 59,15 o/o
Lehrerbildungsanstalten	33	4.234		27	5.773	
Hauptschulen	646	142.698		585	111.071	
Volks- und Sonderschulen	4648	654.085		4299	685.483	

Im Schuljahr 1948/49 gab es an den Pflichtschulen (Volks-, Haupt- und Sonderschulen) 804.114 Schülerinnen und Schüler mit 27.042 Lehrerinnen und Lehrern. In den Kindergärten betreuten 2.183 Kindergärtnerinnen 59.389 Kinder. Dem Bundesministerium für Unterricht waren unterstellt 3 Bundeserziehungsanstalten (mit 323 Schülern und 37 Lehrern

und Erziehern) sowie 10 Zentrallehranstalten (technisch-gewerbliche Mittelschulen mit 5.187 Schülern und 662 Professoren und Assistenten). Die außerschulische freie Volksbildung fand in den Volkshochschulen, in den „Bildungs-" und „Heimatwerken" der Bundesländer, in „Dorfgemeinschaften" und „Arbeitskreisen" ihre Pflege. Die Entwicklung der Wiener Volkshochschulen zeigt folgendes Bild:

Schuljahr	Zahl der V.H.Sch.	Dozenten	Kurse	Hörer	Veranstaltungen	Besucher
1946/47	13	300	1.100	28.571	3321	515.772
1947/48	17	470	1.320	30.094	3973	793.066

Außer in Wien gibt es Volkshochschulen in Villach (gegründet 1945), Innsbruck (1946), Kagenfurt (1946), Linz (1947), Salzburg (1947), Graz (1947), ferner Volkshochschulkurse in St. Pölten, Wiener-Neustadt und vielen anderen größeren Städten.

Vaterland

Der Begriff Vaterland verhält sich zu dem Begriff Heimat ähnlich wie der Begriff Nation zum Begriff Volk. Wenn wir vom Vaterland sprechen, so ist damit nicht der kleine, uns durch Geburt und Wohnort wohlbekannte Bezirk mit seinen Dörfern und Städten, seinen Menschen und Einrichtungen gemeint, sondern das Gebiet des gesamten Staates, in Österreich, ganz Österreich. Das Heimatbewußtsein ist gefühlsmäßig. Es kann „des Wissens ganz entbehren und aus anonymen Beziehungen

hervorgehen. Es ist gar nicht nötig, daß der Heimatliebende die Nomenklatur seiner heimischen Blumen, Seen und Berge kenne; die Gefühle, mit denen sie ihn erfüllen, bezeichnen sie ihm zur Genüge. Heimatliebe ist auch keine Liebe aus Dankbarkeit, sondern nur eine solche aus Zuneigung zu uns selber, zu unserer Jugend, den Menschen, die uns lieb gewesen, den Geschehnissen, die sich in ihr abgespielt haben und die unserem Gedächtnis in freundlicher Erinnerung geblieben sind. Die Liebe zur Heimat . . . ist angeboren" (Robert Michels: „Der Patriotismus", München und Leipzig, 1929, S. 86). Diese Heimatliebe ist zu pflegen, denn sie verwurzelt uns mit dem Land, in dem wir leben, mit dem Boden, auf dem wir gehen. Aber die Heimatliebe muß durch die Liebe zum Vaterlande, das heißt zur geschichtlich gewordenen Gemeinschaft des österreichischen Volkes, ergänzt werden, wenn sie sinnvoll sein soll. Und die Vaterlandsliebe darf nicht zum Chauvinismus ausarten, zur Unter- und Minderbewertung jener Menschen, die ein anderes Vaterland haben als wir. Freilich muß sich der Österreicher darüber klar sein, w o er seine Heimat und w o er sein Vaterland zu suchen hat. Unsere Heimat ist Wien, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Tirol, das Burgenland oder Vorarlberg, je nach dem Orte unserer Geburt oder unseres Wohnsitzes. A b e r u n s e r V a t e r l a n d i s t Ö s t e r r e i c h. Denn wir halten es mit den Worten des großen Dichters Friedrich Schiller:

„Der Österreicher h a t ein Vaterland
und liebt's und hat auch Ursach', es zu lieben."

Volkshymne

Die älteste österreichische Volkshymne war das Lied „Gott erhalte Franz den Kaiser", das zum ersten Male am 12. Februar 1797 öffentlich gesungen wurde. Der Text stammte von **Lorenz Leopold Haschka** (1749—1827), die Melodie von dem großen österreichischen Tondichter **Joseph Haydn** (1732—1809), der dazu burgenländische (kroatische) Volksliedmotive verwendete. Das Lied sollte dem österreichischen Staatsbewußtsein in der Zeit der Napoleonischen Kriege dienen. Haydn hatte bei seinem Besuch in England die Hymne „God save the king" gehört und beschloß, den Österreichern ein gleiches Lied zu geben. Die Hymne wurde in ihrer ersten Form bis 1835 gesungen. Unter Kaiser Ferdinand I. (1835—1848) entstand ein neuer Text, dessen Verfasser der österreichische romantische Dichter **Christian v. Zedlitz** (1790—1862) war. Er begann mit den Worten „Segen Öst'reichs hohem Sohne, unserm Kaiser Ferdinand . . .". Nach dem Thronwechsel vom 2. Dezember 1848 kehrte man zur ursprünglichen Textgestaltung zurück. Im Jahre 1854 wurde dann auf Grund eines Preisausschreibens, in dem ausdrücklich verlangt wurde, es solle ein Gedicht geschaffen werden, in dem der Name des Herrschers nicht genannt werde (damit es nicht bei jedem Thronwechsel geändert werden müssen), der Text von **Johann Gabriel Seidl** (1805—1875) preisgekrönt und zur offiziellen Hymne erhoben. In dieser Form als „Gott erhalte, Gott beschütze . . ." erhielt sich das Lied bis zum Ende der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Die Erste Republik führte zuerst eine neue Staatshymne aus der Feder von **Dr. Karl Renner** ein, die nach einer Melodie von

Wilhelm Kienzl (1857—1944) gesungen wurde. Später kehrte man wieder zur Haydnhymne zurück, der man jetzt ein Lied von **Ottokar Kernstock** (1848—1928) unterlegte. Das Deutsche Reich verwendete für seine Staatshymne „Deutschland, Deutschland über alles . . .“ die gleiche Melodie, die Haydn für Österreich geschaffen hatte (die in verschiedenen Lexika verbreitete Behauptung, Haydn habe das „Deutschland-Lied“ vertont, stimmt schon deshalb nicht, weil Haydn dreißig Jahre v o r der Entstehung des Deutschland-Liedes gestorben ist) und der Nationalsozialismus trug diese Hymne in alle von ihm besetzten Länder. Die Zweite Österreichische Republik hat nun eine **Wolfgang Amadeus Mozart** (1756—1791) zugeschriebene Melodie mit einem Text der Dichterin **Paula Preradovic** (geb. 1887) „Land der Berge, Land am Strome . . .“ zur offiziellen österreichischen Bundeshymne erklärt.

Volkswirtschaftslehrer

Wir können eine österreichische Volkswirtschaftslehre bis in das Zeitalter des Merkantilismus zurückverfolgen. Sie fügt sich in den Rahmen der europäischen Wirtschaftsentwicklung organisch ein. Unter Merkantilismus versteht man jene frühneuzeitliche Wirtschaftsform, die dem fürstenabsolutistischen Beamtenstaat entsprach. Ihr Grundgedanke bestand darin, daß der wirtschaftliche Wohlstand eines Landes in der „Manufaktur“ (Manufakturen= Frühformen der Fabriken) und in der Ausfuhr liege, der gegenüber die Einfuhr möglichst gering zu halten sei. Also a k t i v e H a n d e l s b i l a n z und E r h ö h u n g d e r S t a a t s e i n n a h m e n, die sich naturnotwendig daraus ergeben mußten. Vertreter

dieser Anschauungen, die in klassischer Weise in Frankreich (Colbert) vertreten wurden, finden sich überall. Wir sind auch in der Lage, unter ihnen eine besondere österreichische Gruppe zu identifizieren. Sie umfaßt drei Männer zur Zeit Leopolds I. (1657—1705) und — von ihnen durch einige Jahrzehnte getrennt — zwei weitere in den Tagen Maria Theresias und Josephs II. (1740—1790). Interessant ist es aber, daß die drei ersten Vertreter dieser Anschauungen in Österreich Protestanten waren und aus Deutschland kamen. Freilich — „die Beziehung zu Österreich ist es also, . . . die Stellungnahme zu spezifisch-österreichischen Verhältnissen ist es, die einen österreichischen Merkantilismus schafft und die eine Abtrennung jener Autoren sowohl von ihren Vorläufern als auch von den Vertretern des deutschen Kameralismus auf den akademischen Lehrstühlen Preußens rechtfertigt. Denn die Autoren des 17. und 18. Jahrhunderts, die in Österreich zu ökonomischen Fragen Stellung nehmen, sind durch eine ganz besondere Problemstellung charakterisiert, die durch die österreichischen Verhältnisse geboten ist" (Louise Sommer: „Die österreichischen Kameralisten", I. Teil, Wien, 1920, S. 18). Historisch gesehen kommen die österreichischen Kameralisten von den Alchimisten her, die den immer geldbedürftigen Hof mit den nötigen Mitteln versorgen sollten, sich vom Geldbewilligungsrecht der Stände unabhängig zu machen. Aber in ihren Werken ist nichts von Utopie zu spüren, sondern sie vertreten recht realistische Grundsätze in ihren ökonomischen Anschauungen. Am bekanntesten außerhalb der engeren Fachkreise ist **Philipp Wilhelm v. Hörnigk** (1640—1712), dessen berühmtes Buch „Österreich über

alles, wenn es nur will" 1684 erschien. Die beiden anderen Männer der Leopoldinischen Ära heißen **Johann Joachim Becher** (1635—1682) und **Wilhelm v. Schröder** (1640—1688). Das Hauptwerk Bechers sind die „Politischen Diskurs" (1668 in Frankfurt gedruckt und Kaiser Leopold I. gewidmet). Auf ihn geht die schon drei Jahre vorher (1665) erfolgte Gründung des Kommerzkollegiums zurück, in dem wir vielleicht eine Art Vorläufer des Handelsministeriums erblicken dürfen. Seine Aufgabe bestand in der Bekämpfung der Monopolbildung, in der Preisgestaltung und in der Regulierung aller inländischen Marktverhältnisse. Schröders wichtigste Schrift ist die „Fürstliche Schatz- und Rentkammer" (1686 veröffentlicht). Alle drei Volkswirtschaftslehrer sind sich einig darüber, daß der Absolutismus in Österreich gestärkt werden müsse und daß es notwendig sei, den Staat durch Förderung der „Manufakturen" allmählich zu industrialisieren. Becher betont, „die Verleger (das ist die frühe Form des Unternehmertums) sind vor Grundsäulen der Stände zu halten; denn von ihnen lebt der Handwerksmann, von diesem der Bauer, von diesem der Edelmann, von diesem der Landesfürst und von allen diesen wieder der Kaufmann". Hörnigks ökonomische Prinzipien lassen sich wieder auf neun Grundforderungen zusammenziehen: 1. eine genaue Untersuchung des Landes auf seine Ertragfähigkeit und die Ausbeutung von Edelmetallen. 2. Verarbeitung aller Rohprodukte im Lande selbst. 3. Bevölkerungsvermehrung durch Förderung der Industrie. 4. Verhinderung der Ausfuhr oder der Hortung von Edelmetallen. 5. Durchführung des Grundsatzes, der Landeseinwohner habe sich nur mit Waren aus dem eigenen Land zu versorgen. 6. Bei Einfuhr ausländischer Waren, die

man unbedingt notwendig braucht, Vermeidung des Zwischenhandels und Bezahlung in Landesprodukten. 7. Einfuhr von ausländischen Rohprodukten, aber nie von Fertigwaren. 8. Ausfuhr von Fertigwaren „bis ans Ende der Welt". 9. Einfuhrverbot für alle Waren, die „inner Land zur Genüge und in erträglicher Güte" hergestellt werden. Schröder fordert nur ähnliches, wenn er darauf hinweist, daß „unfruchtbare Länder, wo die Manufakturen excoliert werden und die Commerzien florieren, weit reicher sind, als fruchtbare Länder, die keine Manufakturen haben". Während Becher besonders für Anbahnung von Handelsbeziehungen zwischen Österreich und Holland eintrat, verlangte Schröder solche zwischen Österreich und England. Schon Becher hatte ein Manufakturenhaus errichtet und Schröder übernahm später die Becherschen Privilegien. Hörnigks Werk ist am wenigsten wissenschaftlich-systematisch gehalten, hatte aber den größten propagandistischen Erfolg zu verzeichnen. Er betont am stärksten den österreichischen Staatsgedanken und wendet sich ausdrücklich an den Kaiser als den Landesfürsten von Österreich. Wie tief seine Wirkung ging, bezeugt die Tatsache, daß der österreichische Barockdichter **Wolf Helmhard v. Hohberg** (1612—1688), der Typ des österreichischen Landedelmannes des 17. Jahrhunderts, einen Auszug von Hörnigks Schrift „Österreich über alles, wenn es nur will" in die zweite Auflage seines Buches „Georgica curiosa" (aucta, Nürnberg, 1687) aufgenommen hat (Otto Brunner: „Adeliges Landleben und europäischer Geist", Salzburg, 1949, S. 310).

Die zweite Gruppe der österreichischen Merkantilisten umfaßt **Johann Heinrich Gottlob v. Justi** (1720—1771) und **Joseph v. Sonnenfels** (1733—1817).

Justi erscheint in besonderer Weise als Systematiker. Sein wichtigstes Werk ist die „Staatswirtschaft“ (in 1. Auflage 1755 auf dem Büchermarkt erschienen). Seine Staatslehre entwickelt er am reinsten in dem Buch „Die Natur und das Wesen der Staaten“ (1760). Für ihn ist die Familie der Urgrund des staatlichen Lebens. Er nimmt eine Vertragstheorie an, nach der sich Volk und Herrscher als zwei verschiedene Rechtssubjekte gegenüberstehen. Das Volk hat daher das Recht, Kontrolle an der Regierungstätigkeit des Fürsten zu üben und ist auch berechtigt, seinen Auftrag zur Ausübung der höchsten Gewalt zurückzuziehen. Eine Gerichtshoheit über den Landesherrn steht ihm jedoch nicht zu. Der letzte Zweck des Staates ist die Beförderung der „allgemeinen Glückseligkeit“. In diesem Sinne verlangt Justi eine günstige Verteilung der Nahrungszweige auf Stadt und Land, Bevölkerungsvermehrung (auch durch Heranziehung von Ausländern) und Einschränkung der Majorate und Fideikommisse, also des Großgrundbesitzes. Er ist fest von der Überlegenheit des bäuerlichen Kleinbetriebes über die Domänenwirtschaft überzeugt. Im Gegensatz zu den Physiokraten (griech. Physis = Natur, kratein = herrschen), deren Ideal der Agrarstaat war, verficht er weiter die Notwendigkeit einer Industrialisierung, ohne die eine Bevölkerungsvermehrung nicht denkbar sei. „Ein Land, das nur Ackerbau und Viehzucht hat, erfordert eine sehr mäßige Anzahl Hände, um die Oberfläche der Erde zu diesem Endzweck zu bearbeiten“ (Justi: „Von den Manufakturen“, 2. Auflage, 1780). Ganz modern mutet es uns an, wenn er weiter die Aufstellung eines Gesundheitsamtes fordert, das die hygienischen Verhältnisse zu überwachen habe. Es müsse Anzeigepflicht für jede Krankheit herrschen,

die Städte seien mit gutem Trinkwasser zu versorgen und eine Lebensmittelkontrolle sei unbedingt einzuführen. Gegen Elementarkatastrophen und gegen Kriege seien alle Maßnahmen zu ergreifen, um sie einzudämmen oder sie vorbeugend zu verhindern. Für Sonnenfels, dessen „Gesammelte Schriften" 10 Bände umfassen, weitet sich diese Sozialhygiene zur Sozialpolitik aus. Der Staat hat nach ihm die Aufgabe, die Schwachen zu schützen, und er müsse auch bereit sein, zu deren Gunsten zu intervenieren. Der Staat hat ferner die Pflicht, seinen Angehörigen ein Existenzminimum zu garantieren: darunter ist nicht bloß der notdürftige persönliche Lebensunterhalt, sondern der Familienlohn zu verstehen. Solange der Mensch arbeitsfähig sei, habe er jedoch zu arbeiten; sei er invalid, so müsse die Gemeinschaft für ihn sorgen. Wie alle Merkantilisten tritt auch Sonnenfels für eine Volksvermehrung ein, doch begründet er sie nicht mehr vom finanziellen Standpunkt allein, sondern gibt seiner Forderung auch sozialen Charakter, so daß er vom krassen Merkantilismus seiner Vorgänger, insbesondere von dem Justis, abweicht, dessen Nachfolger als Professor für ökonomische Wissenschaften er wurde. Der Reformmerkantilismus, den er verkündet, hat sein Fundament in der Realität der Josephinischen Wirtschaftspolitik, seine Wirtschaftstheorie ist der Justische Merkantilismus, vermehrt um die Grundsätze des heftigen Gegners der Physiokraten Forbonnais. Auch er zeigt, wie alle merkantilistischen Volkswirtschaftslehrer, daß diese Art von Wirtschaftspolitik „zugleich Endzweck und Existenzbedingung des absolutistischen Einheitsstaates ist. Sie ist jene Politik, die bewußt von Seiten der Regierenden zur Beschleu-

nigung des Staatsbildungsprozesses eingeschlagen wird" (Louise Sommer, a. o. a. o.).

Auch das 19. Jahrhundert traf dann eine Gruppe bedeutender österreichischer Volkswirtschaftslehrer. Eine eigen- und einzigartige Stellung unter ihnen nimmt **Lorenz v. Stein** (1815—1890) ein, der aus Schleswig-Holstein nach Österreich kommt. Noch aus seiner vorösterreichischen Zeit stammt sein epochemachendes Werk „Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unsere Tage" (3 Bände, Leipzig, 1850). „Im zweiten Bande schildert er die Gesellschaft Frankreichs, wie sie sich seit dem Ausgang des ersten Napoleon über 1830 hinaus als Kapitalismus entwickelt hatte, mit solcher Eindringlichkeit, Sachkenntnis, Voraussicht und Rücksichtslosigkeit, daß aller späteren Zeit nachher nichts Wesentliches mehr beizufügen möglich war . . . Das Wissen vom Sozialismus, also den wissenschaftlichen Sozialismus, hat Lorenz Stein, von seiner Epoche an bis zu unseren Tagen unüberholbar und entscheidend untersucht und dargestellt" (Arnold Winkler: „Grundlagen der Politik", Wien, 1949, S. 112). Mit dem Erscheinen seiner „Grundsätze der Volkswirtschaftslehre" (1871) begründete dann **Carl Menger** (1840—1921) die „österreichische Schule" der Nationalökonomie. „Der Ausgangspunkt aller wirtschaftstheoretischen Untersuchungen ist die bedürftige Menschennatur." Unter diesem Motto nahm der Verfasser seinen Kampf auf, den er vor allem gegen die in Deutschland herrschende historische Schule zu führen hatte. Sein Hauptgegner war dabei der Vorsitzende des „Vereins für Sozialpolitik" und Straßburger Professor Gustav Schmoller. „Daß Menger der Sieger geblieben ist, ist tatsächlich unbestreitbar" (Edgar Salin: „Ge-

schichte der Volkswirtschaftslehre", 3. Aufl., Bern, 1944, S. 207). Menger fand eine große, ständig wachsende Schar von Anhängern für seine Theorie vom „Grenznutzen", die weit über Österreich hinaus in England, Frankreich, Italien, den nordischen Staaten, Osteuropa, Amerika und Japan zu finden waren. Zur österreichischen Schule gehörte auch **Eugen v. Böhm-Bawerk** (1851—1914), der eine eigene Wert- und Preistheorie ausarbeitete, für die der Kapitalzins der Minderbewertung künftig verfügbarer Güter gegenüber gegenwärtigen entspricht. Die Lehre vom subjektiven Wert fand einen Verteidiger in **Friedrich v. Wieser** (1851—1926) mit seinem Hauptwerk „Das Gesetz der Macht". Noch heute wird der „Grundriß der politischen Ökonomie" von **Eugen Philippovich v. Philippsberg** (1858—1917) als Lehrbuch für ökonomische Theorie und Volkswirtschaftslehre in seiner Bedeutung anerkannt. Es galt seinerzeit als das beste weit über die Grenzen Österreichs hinaus und ist in einzelnen Teilen auch heute noch nicht veraltet. Der führende Vertreter der Wert- und Preistheorie der österreichischen Schule wurde dann **Hans Mayer** (geb. 1879), während **Richard Schüler** (geb. 1876) den Schutzzoll gegen die Freihandelstheoretiker verteidigte. Eine Synthese zwischen österreichischer und schweizerischer (Lausanner) Nationalökonomie wird in den Schriften von **Josef A. Schumpeter** (geb. 1883) versucht. Als überzeugter Liberaler verficht **Ludwig Mieses** (geb. 1881) seine „Theorie des Geldes". In diesem Zusammenhang sei schließlich auch noch **Richard Kerschagl** als Vertreter einer vielverwendeten „Volkswirtschaftslehre" genannt.

Widerstandsbewegung

Der Widerstand Österreichs gegen den Nationalsozialismus zerfällt in die zwei Perioden von 1933—1938 und 1938—1945. Die Geschichte der ersten Zeit, die durch die Namen **Dr. Engelbert Dollfuß** (ermordet während der nationalsozialistischen Erhebung am 25. Juli 1934) und **Dr. Kurt Schuschnigg** gekennzeichnet ist, steht noch heute im Mittelpunkt der Diskussion und wird je nach der Stellung des Beurteilers verschieden gesehen. Einig ist man sich nur darüber, daß der innenpolitische Kampf ein tragisches Verhängnis war, das die Widerstandskräfte Österreichs entscheidend lähmte. Diese innenpolitische Auseinandersetzung, die ihren äußerlich sichtbaren Ausdruck in den blutigen Februarkämpfen von 1934 hatte, erfolgte im Angesicht einer außenpolitischen Entwicklung, die faschistische und autoritäre Regierungssysteme in ganz Europa zu begünstigen schien. So wurde „der Abwehrkampf Österreichs gegen die nationalsozialistische Agitation im Innern, gegen das Dritte Reich auf dem Gebiet der auswärtigen Politik . . . das unmittelbare Vorspiel zum Zweiten Weltkrieg" (Hans Huebmer: „Österreich 1933—1938, der Abwehrkampf eines Volkes", Wien, 1949, S. 3). Denn „Österreich war der erste Staat, der von der in Europa allmächtig gewordenen Achse überrannt wurde; ihm folgte die Tschechoslowakei, Albanien, Polen, Dänemark, Norwegen, Holland, Belgien, Luxemburg, selbst der französische Großstaat, Rumänien, Ungarn, Bulgarien, Jugoslawien, Griechenland. Erst an dem Riesenblock der Sowjetunion und den Machtmitteln des Britischen Reiches und der USA. hat sich die Welle gebrochen" (Hans Huebmer, a. o. a. o. S. 184).

Die Geschichte der österreichischen Widerstandsbewegung der Jahre 1938—1945 ist noch nicht geschrieben worden. Auch wir können hier nur einzelne unzusammenhängende Angaben machen. Aber sie beweisen auch in dieser Form, daß es österreichische Frauen und Männer gegeben hat, die trotz Gewaltherrschaft und Terror entschlossen für die Wiederherstellung des Vaterlandes eintraten und bereit waren, dafür auch ihr Leben zu opfern. In Österreich ging ja der Kampf nicht bloß um die Beseitigung einer aufgezwungenen Diktatur, sondern auch noch zusätzlich um die Freiheit und Unabhängigkeit des österreichischen Staates. In diesem Kampfe entstand eine „österreichische Schicksalsgemeinschaft", die damals, wie **Dr. Alfred Klaar,** der selbst als Widerstandskämpfer fiel, erklärte, „in Österreich nunmehr erst recht den sozialistischen Arbeiter mit dem katholischen Bauern und Kleinbürger verbindet". Die österreichische Widerstandsbewegung trat in zwei Formen auf. Der passive Widerstand wurde von der überwiegenden Masse des österreichischen Volkes geleistet und stieg sprunghaft mit den Mißerfolgen der nationalsozialistischen Kriegführung seit Stalingrad. „Die österreichischen Katholiken" heißt es in einem diesbezüglichen Bericht „übten in ihrer Mehrzahl passiven Widerstand, das heißt sie traten der nationalsozialistischen Propaganda in Wort und Beispiel (wozu auch der regelmäßige Kirchenbesuch gehörte) entgegen, erfüllten ihre Berufspflichten in christlicher Haltung, verbreiteten die Rundfunknachrichten der Auslandsender (vor allem die katholische Sonntag-Mittagssendung aus London), stärkten sich durch Einkehrtage, Betgemeinschaften, Bibellesungen und andere regelmäßige religiöse Übungen in ihrer Glau-

benskraft und bekannten sich überall als Katholiken. Dieser passive Widerstand, der oft gefährlich nahe an die drohenden Folgen eines aktiven Widerstandes heranführte, hat das ganze katholische Volk .... vereinigt". Freilich darf auch — wie der bekannte katholische Gelehrte aus St. Gabriel bei Wien **P. Wilhelm Schmidt, SVD.**, in seinem Buch „Gegenwart und Zukunft des Abendlandes" (Luzern, 1949, S. 203) feststellt, „die Tatsache nicht verschwiegen werden, daß auch unter den Katholiken bei einer Anzahl Intellektueller, besonders jüngerer Historiker und einem Teil des Jugendverbandes ‚Neuland', eine Neigung zu den Anschluß- und anderen Plänen des Nationalsozialismus bestand, die sich in illegaler Mitarbeit schon vor der Invasion des Jahres 1938 kundgab und diese erleichterte. Es waren peinliche Überraschungen, als nach der Invasion diese Illegalen unter den Katholiken, die teilweise maßgebende Stellungen in der Katholischen Aktion einnahmen, aus ihrer Verborgenheit heraustraten und vielfach mit nazistischen Amtsfunktionen bekleidet erschienen." Doch „diese Gruppe" gelangte „in der Gesamthaltung der österreichischen Katholiken nie zu maßgebender, noch weniger zu dauernder Bedeutung. Sie konnte nur vorübergehend Verwirrung stiften. Die wachsende antinationalsozialistische Haltung (Stimmung) der österreichischen Bevölkerung — sie ging von Wien aus und erfaßte schließlich sogar die alten nationalliberalen Hochburgen wie Graz, Scheibbs, Villach, Zell am See, Leoben, Vöcklabruck, Landeck usw. — wurde sicherlich durch die betontkatholische Volkskreise des Landes gestärkt, unterstützt und verbreitert" (P. Wilhelm Schmidt a o. a. o. S. 205). Aber auch der aktive Widerstand begann schon unmittelbar nach dem Einmarsch am

12. März 1938. Am 24. April 1938 gründete der später hingerichtete **Dr. Jakob Kastelic** eine Widerstandsgruppe und im selben Jahre noch bildete sich unter Führung des Klosterneuburger Chorherrn **Roman Scholz** die „Österreichische Freiheitsbewegung" (ÖFB.). Ihr gehörten als besonders tätige Mitglieder **Georg Heintschel-Heinegg**, Kaplan **Kühmayer** und **Gerhard Fischer-Ledenice** an. Eine dritte Gruppe war der „Österreichische Kampfbund", dessen Tätigkeit in erster Linie auf Offiziere und Mannschaften österreichischer Herkunft gerichtet war. Anfangs April 1939 erfolgte die Vereinigung dieser drei Widerstandsbewegungen; die Leitung des zivilen Sektors übernahm damals Georg Heintschel-Heinegg. Durch eine Unvorsichtigkeit wurde ein Spitzel in die Bewegung eingelassen und dieser verriet seine Beobachtungen. Am 23. Juli 1940 begannen die Verhaftungen, die sich über Wien, Nieder- und Oberösterreich erstreckten. Im ganzen wurden ungefähr 130 Personen festgenommen, darunter 10 Priester (unter diesen 7 Zisterzienser vom Stift Wilhering). Eine Reihe von ihnen wurde zum Tode verurteilt. Während ihrer Arbeit für Österreich fielen auf diese Weise: am 10. Mai 1944 Scholz, Zimmerl, Lederer, Wallner, Miegel; am 2. August Kastelic; Mitte Juni Fischer-Ledenice und am 5. Dezember 1944 Heintschel-Heinegg. Dieser gründete mit mehreren Todesgefährten im Kerker den „Orden der Ritter vom Heiligen Geiste". Es war „wohl das erstemal in der Geschichte der Kirche und ihrer Orden, daß ein Orden von Todeskandidaten, zum Tode Verurteilter und in der Todeszelle gegründet wurde" (P. Wilhelm Schmidt a. o. a. o. S. 303). Zwei weitere Gruppen entstanden ebenfalls 1938: zur einen, die unter der Leitung von **Heberer** (einem Sohn des

bekannten Medizinprofessors) stand, gehörte auch der 1949 in Chile ermordete Geschäftsträger Österreichs **Hans Becker.** Prälat **Jakob Fried** hielt mit dieser Gruppe die Verbindung aufrecht und wurde auch deshalb ins Gefängnis geworfen. Die zweite war vom Lehrer **Karl Polly** geführt und hatte sich die Zusammenarbeit mit den Sozialdemokraten zur Aufgabe gemacht. Es gelang ihr tatsächlich, die Verbindung zur „Österreichischen Kampffront" und zu **Dr. Karl Renner** und **General Körner** herzustellen. Im Mai 1941 wurde dieser Kreis durch ein Spitzel verraten und die Mitglieder verhaftet. Einige von ihnen, darunter Oberst **Meltzer** und seine Frau, in deren Wohnung die Zusammenkünfte stattgefunden hatten, starben in der Haft. Das Jahr 1940 sah den Aufbau von neuen Widerstandszentren: katholische Akademiker unter **Dr. Winckler** gründeten die „Widerstandsgruppe Astra" und in Innsbruck erstand am 1. Mai dieses Jahres die Hochschulverbindung „Alpinia", die an der Befreiung Innsbrucks maßgebenden Anteil hatte. In Kärnten bildeten der Franziskaner **P. Staudacher** und der Weltpriester **Dr. Krassigk** einen Kreis, der mit den Slowenen und mit Wien die Verbindung aufnahm. Auch sie hatten im ganzen sechs bis sieben Todesopfer zu beklagen. Von den linksgerichteten Widerstandsgruppen „Toni" und „Gustl" wurden gleichfalls eine Reihe hingerichtet: so **Leo Gabler** (1906—1943), **Ferdinand Strasser** (1901—1942), der bei der Verhandlung die Worte sprach: „Ich sterbe für die Freiheit meiner Heimat, aber über meinem Grabe werden sich die Österreicher die Hände reichen", **Sepp Toifl** (aus Linz), **Erwin Puschmann** (1905—1943), **Hedi Urach** (gest. 1941), **Anton Reisinger** (1903—1948), **Hermann Köhler** (1906—1945), **Franz Sebek** (1901—1943) und

Franz Schuster (1904—1943). Zu den „wenigen Nichtösterreichern, die ihren Einsatz für die Unabhängigkeit Österreichs mit dem Tode bezahlt haben" (P. Wilhelm Schmidt a. o. a. o. S. 129) gehört **Wilhelm Emmanuel v. Ketteler**, der mit der deutschen antinationalsozialistischen Widerstandsgruppe Nicolaus Christoph v. Halem in Verbindung stand und den Versuch machte, den Einmarsch Hitlers in Österreich zu verhindern. Als er sich verraten sah, floh Ketteler, der Attaché der deutschen Botschaft in Wien war, mit dem Auto nach Ungarn. Seit dem 12. März 1938 galt er als vermißt. Sein Leichnam wurde Ende April 1938 ohne Zeichen von äußeren Verletzungen bei Hainburg aus der Donau gefischt. Ab Mai 1941 amtierte in Wien ein Österreichisches Operationsbüro mit Zweigstellen in Linz, Wels, Innsbruck, Graz und Klagenfurt. Die Hauptaufgabe dieser Zentralstelle war die Sicherung der einzelnen Widerstandsgruppen gegen die steigende Überwachung, Organisierung von „Untauglichmachung" und „UK"-Stellung österreichischer Soldaten, Werksabotage, Zusammenarbeit mit den Widerstandsgruppen außerhalb Österreichs, Herstellung der Verbindung zu den Alliierten und Antikriegspropaganda. Seit Herbst 1942 führte das Büro den Namen „Zentralkomitee Österreich". Der später hingerichtete **Kaplan Dr. Maier** leitete einen Ausschuß, der den Alliierten Nachrichten zukommen ließ. Eine andere Gruppe österreichischer Patrioten, PÖN. genannt, nahm die Verbindung mit den Westmächten auf, während weitere Gruppen über die Berge den Weg zu den kämpfenden Armeen Jugoslawiens fanden und im Rahmen der Tito-Truppen eine eigene österreichische Abteilung aufstellten, die aktiv an den Kämpfen teilnahm. In den österreichischen

Bundesländern arbeiteten die „Österreichische Freiheitsfront" und das „Freie Österreich". So operierte im oberösterreichischen Salzkammergut die Gruppe **Sepp Plieseis**, während im Ausseerland der spätere sozialistische Nationalrat **Albrecht Gaiswinkler** mit seinen Leuten u. a. den berühmten Genter Altar vor der Vernichtung durch die nationalsozialistischen Machthaber rettete.

In Tirol war im Winter 1942 ein großer Teil der Gendarmerie bei österreichischen patriotischen Vereinigungen organisiert. Ganz besonders aktiv arbeitete auch der Wehrverband „Patria", der 1940 durch den Medizinstudenten **Wilhelm Bruckner-Forster** gegründet worden war. Seine Tätigkeit erstreckte er vor allem über Vorarlberg und Südtirol. Hier ging er mit dem neuerrichteten „Andreas-Hofer-Bund", dessen Leitung in den Händen von **Dr. Volgger** und **Dr. Raffeiner** lag, zusammen. Die kämpfenden Freikorpsabteilungen hielten sich, von der Bevölkerung und vom Klerus allerorten unterstützt, im Tiroler Hochgebirge gegen die SS, die einige Male Versuche machte, sie zu vernichten. Als Opfer seines Eintretens starb der 18jährige **Marius Tapunt** aus Schlanders den Tod für die Freiheit seines Landes. Im April 1945 waren die Abteilungen der Tiroler Widerstandsgruppen bereits auf 6000 Mann angewachsen. Die Polizeiregimenter „Brixen" und „Alpenvorland" wurden von ihnen gewonnen; auch Teile des Regimentes „Schlanders" und 8 Kommandanten von Standschützenbataillonen gingen zu ihnen über. Die wichtigste Tat der „Patria" und des „Andreas-Hofer-Bundes" war die Befreiung eines Zuges von Gefangenen aus deutschen Konzentrationslagern, die im April 1945 nach Südtirol gebracht wurden. Unter den auf diese Weise vor dem

sicheren Tod Erretteten befanden sich eine große Anzahl „prominenter“ Häftlinge aus Österreich, Deutschland, Ungarn, England, Frankreich, Rußland, der Tschechoslowakei, Griechenland, Holland und Dänemark. Auch an den Vorbereitungen für den 20. Juli 1944 waren österreichische Stellen aktiv beteiligt. Der Leiter der Wiener Abwehrstelle **Marogna-Redwitz** (später im Zusammenhang mit den Ereignissen hingerichtet) ließ den verantwortlichen Männern der Wiener Widerstandsbewegung laufend Nachrichten über gegen sie geplante Aktionen zugehen. Innerhalb der Wehrmacht bildeten sich im Winter 1943—1944 zwei Gruppen, von denen das „Österreichische Nationalkomitee“ unter der Luftwaffe arbeitete. Am 20. Juli selbst stand ein „Panzertankregiment . . . bereit zum Marsch auf Wien. Auf das Paßwort ‚Holzgas‘ sollten Schmitz und Wilbogen unter dem Kommando von Oberst Kodre die nationalsozialistischen Führer gefangensetzen. Die Ausführung dieses Aufruhrplanes mißlang, weil die Gruppe der Generäle ihren Anteil nicht vollführte. Eine andere Ursache war der Mangel an Verbindung zwischen den Gruppen des Zivilistenwiderstandes und den Offizieren, die den Plan auszuführen hatten“ (P. Wilhelm Schmidt a. o. a. o. S. 229). Beim Näherkommen der Front im Winter 1944/1945 entstand die „05“ (= Österreich, 0 und der fünfte Buchstabe des Alphabetes), die alle Vorbereitungen dafür traf, Wien möglichst kampflos zu übergeben. Beim Anmarsch der russischen Armeen sollte am 5. und 6. April 1945 der Aufstand ausbrechen und österreichische Einheiten die Sicherung der Bundeshauptstadt übernehmen. Am 1. April hatte ein österreichischer Oberfeldwebel, der sich durch die Front in das Hauptquartier des Generals Tolbuchin durchschlug,

die letzten Vereinbarungen im Namen der österreichischen Widerstandsbewegung mit dem russischen Hauptquartier getroffen. Am 4. April gaben um 7 Uhr abends die Russen das verabredete rote Leuchtsignal und um 8.30 Uhr antworteten die Österreicher mit 12 grünen Leuchtraketen. Aber am selben Tag, an dem Wien ohne Kampf und Blutvergießen wieder zur österreichischen Hauptstadt werden sollte, wurde die geplante Aktion verraten. Der militärische Leiter der Widerstandsbewegung, **Major Biedermann**, wurde verhaftet und um Mitternacht erschossen. Auch zwei andere Offiziere, **Hauptmann Huth** und **Oberleutnant Raschke**, wurden hingerichtet. Als Hauptmann Huth zum Tode geführt wurde, brach er in den Ruf aus: „Hoch lebe Österreich!" Am 5. April hatten um 8 Uhr früh SS-Truppen das Kriegsministerium besetzt, das bereits von den Österreichern gesichert worden war. Doch gelang es deren Kommandanten, **Major Szokoll**, sich zum Hauptquartier der Widerstandsbewegung in der Köstlergasse durchzuschlagen. Von Hitler kam eine Depesche an seine Untergebenen: „Gegen die Aufständischen in Wien mit den brutalsten Mitteln eingreifen". Aber bereits am Abend des 5. April mußte Generalleutnant Kremer gestehen: „Wien ist nicht zu halten, da der Widerstand derart groß ist, daß er nicht zu brechen ist. Der Volkssturm ist in Wien nicht eingerückt; ich glaube, man kann ihn auch gar nicht einberufen, weil er sofort auf die SS schießen würde". Seit 7. April tagte der Zentralrat der Widerstandsbewegung im Auersperg-Palais. Am 10. April zog man die weiße Fahne auf dem Turm von St. Stephan auf und Kampfverbände besetzten unter Führung von **Dr. Jedlicka** das Rathaus, auf dem sofort die rot-weiß-rote Fahne Österreichs in die Höhe ging. Der Moskauer Rundfunk

aber sandte am 13. April folgende Nachricht in die Welt hinaus: „Die Bevölkerung Wiens und anderer Teile Österreichs hat der Roten Armee Unterstützung gewährt und die Deutschen daran gehindert, die Kämpfe zum Stehen zu bringen. Indem sie bei der Befreiung der Stadt also mitgeholfen haben, haben sie das große Verdienst erworben, kulturelle Denkmäler sowie lebenswichtige Einrichtungen gerettet zu haben; was aber wohl das Bedeutendste ist, sie haben die Ehre der österreichischen Nation gerettet." Auch in Südmähren hatte sich schon 1939 eine Widerstandsbewegung unter dem Namen „Willfried für Österreich" gebildet, deren maßgebender Leiter der Abgeordnete im tschechoslowakischen Parlament (dem „Bund der Landwirte" zugehörig) **Hans Wagner** war. In Frankreich aber organisierte schon 1942 **Otto Wilheim** die Österreicher und seit 28. August 1944 wehte die österreichische Fahne von der Zentrale des „Freien Österreichs" in Marseille.

Als dann am 27. April 1945 die provisorische, österreichische Regierung gebildet wurde und in feierlicher Sitzung der 1938 erzwungene „Anschluß" widerrufen ward, hatte die Arbeit der österreichischen Patrioten in den Jahren 1938—1945 eines ihrer wichtigsten Ziele erreicht. Österreich wird sich ihrer am würdigsten erweisen, wenn es die unerschütterlichen g e i s t i g e n Fundamente eines unabhängigen Staates in die Herzen der kommenden Generationen versenkt. (Literatur über die Widerstandsbewegung in Österreich: „Rot-Weiß-Rot-Buch", Wien, Staatsdruckerei, 1946; Dr. Hans Becker: „Österreichs Freiheitskampf", Wien, 1946; Felix Romanik: „Der Anteil der Akademikerschaft an Österreichs Freiheitskampf", Wien, o. J.; Paul Pirker: „Zitadelle Bregenz", Bregenz, 1946; Georg Schelling: „Festung Vor-

arlberg", Bregenz, 1947; J. Th. Hofer: „Weggefährten", Wien, 1946; Sepp Plieseis: „Vom Ebro zum Dachstein", Linz, 1946; Albrecht Gaiswinkler: „Der Sprung in die Freiheit", Wien, 1946; Jakob Fried: „Nationalsozialismus und katholische Kirche in Österreich", Wien, 1947; Karl Rudolf: „Aufbau im Widerstand", Salzburg, 1947; Wilhelm Schmidt: „Gegenwart und Zukunft des Abendlandes", Luzern, 1949).

Wirtschaftsstruktur

Die Wirtschaftsstruktur Österreichs beruht auf seinem Raum, seinen Bodenschätzen, seiner Volkskraft und seinem geschichtlichen Erbe. Österreich umfaßt nach seinen Bundesländern gegliedert:

Bundesland	Fläche qkm	Einwohner 1934	Einwohner 1939	Einwohner 1948	pro qkm 1948
Wien (I—XXVI)	1.216	2,091.541	1,929.976	1,731.557	1.424
Niederösterreich	18.382	1,291.665	1,297.898	1,268.234	69
Oberösterreich	11.979	912.452	937.714	1,137.528	95
Salzburg	7.153	245.801	257.226	331.615	46
Steiermark	16.385	1,004.972	1,005.083	1,105.170	67
Kärnten	9.534	405.129	416.268	482.886	51
Tirol	12.648	349.098	363.959	429.933	34
Vorarlberg	2.602	155.402	158.300	191.743	74
Burgenland	3.952	299.447	286.296	274.078	69
Österreich	83.851	6,760.233	6,652.720	6,952.744	83

In die Bevölkerung von 1934 sind 4.726 Personen ohne festen Wohnsitz, in die Bevölkerung von 1948 sind 531.594 sogenannte „Versetzte Personen" (DP) nach dem Stand vom 1. Oktober 1948 miteingerechnet.

Damit ist Österreich wohl nicht mehr eine Großmacht an Fläche und Einwohnerzahl wie zur Zeit der Österreichisch-Ungarischen Monarchie (Fläche einschließlich Bosniens und der Hercegovina 676.000 qkm, Einwohnerzahl 1910: 51,400.000, Dichte: 76 pro qkm), aber es ist bei weitem nicht der kleinste Staat Europas. Es steht an 19. Stelle; siebzehn europäische Staaten sind kleiner als unser Vaterland. Darunter Länder wie die Schweiz (41.295 qkm), Holland (35.007 qkm) und Belgien (30.507 qkm), an deren Existenzberechtigung als selbständige Staaten und Nationen kein Mensch zu zweifeln unternimmt. Als Staat im Herzen Europas besitzt es in seiner verkehrspolitischen Lage ein wirtschaftliches Kapital erster Ordnung. Über Österreich führen die großen Verbindungswege von Nord- nach Süd- und von Ost- nach Westeuropa. Noch 1938 betrug der Transit(Durchgangs)verkehr 20% des österreichischen Handelsvolumens. Freilich weist die geographische Gestalt Österreichs gewisse Nachteile auf. Wir besitzen eine verhältnismäßig langgezogene Grenze (im ganzen 2637 km). Die kleinste Grenze gegenüber der größten Fläche hat ein Land, dessen Gestalt sich der Kreisform möglichst nähert. Dazu kommt, daß Österreich eine Längenerstreckung von 580 km, aber eine Breite von nur 260 km (im östlichen) und 60 km (im westlichen Teil) aufweist. Die Alpen bilden eine Erschwerung der wirtschaftlichen Verbindung. Doch ist die moderne Technik ohneweiters in der Lage, diese Nachteile auszugleichen. Die Bevölkerung Österreichs lebt hauptsächlich in dörflicher und kleinstädtischer Siedlungsweise. Dies zeigt die administrative Einteilung unseres Landes.

Bundesland	Verwaltungs-		Gerichts-Bezirke	Ortsgemeinden		
	Stadt-Bezirke	Land-Bezirke		überhaupt	davon mit Stadtrecht	davon mit Marktrecht
Wien	1	—	13	1	1	—
Niederösterreich	4	18	59	1584	51	258
Oberösterreich	2	15	44	444	17	92
Salzburg	1	5	17	117	4	25
Steiermark	1	16	42	977	25	62
Kärnten	2	7	26	244	15	31
Tirol	1	8	17	285	10	9
Vorarlberg	—	3	6	96	4	5
Burgenland	2	7	7	317	6	59
Österreich	14	79	231	4065	133	541

1934 zählten wir Ortsgemeinden

bis zu 1000 Einwohnern . . . . . 3052, d. s. 21,2%
von 1000—5000 Einwohnern . . . . . 1235, d. s. 33,5%
von 5000—10.000 Einwohnern . . . . . 55, d. s. 5,5%
von 10.000—50.000 Einwohnern . . . . . 25, d, s. 6,3%
über 50.000 Einwohner . . . . . 5, d. s. 33,4%
der Bevölkerung

Die österreichischen Ortsgemeinden mit mehr als 10.000 Einwohnern (Zählung 1948) sind:

Wien (I—XXVI)	1,731.557	Bregenz, Vrlbg.	20.720
Graz	219.974	Baden bei Wien	20.528
Linz	181.532	Hallein	15.319
Salzburg	105.407	Feldkirch	15.313
Innsbruck	97.221	Bruck a. d. Mur	14.467
Klagenfurt	65.799	Bad Ischl, O. Ö.	14.004
St. Pölten, N.Ö.	40.711	Gmunden, O. Ö.	13.892
Steyr, O. Ö.	38.041	Eisenerz, Stmk.	12.917
Wels, O. Ö.	36.528	Knittelfeld	12.762
Leoben, Stmk.	35.785	Kufstein, Ti.	11.844
Wiener Neustadt	31.894	Braunau a. Inn	11.744
Villach, Kärnt.	30.686	Ried i. Innkreis	11.590
Krems a. d. Donau	22.656	Amstetten, N. Ö.	11.429
Dornbirn, Vrlbg.	22.516	Mürzzuschlag	11.181
Kapfenberg, Stmk.	21.552	Fohnsdorf, Stmk.	10.937

Stockerau, N. Ö.	10.790	Judenburg, Stmk.	10.284
Ebensee, O. Ö.	10.545	Lustenau, Vrlbg.	10.154
Solbad Hall, Ti.	10.535	Lienz, Osttirol	10.085
	Neunkirchen, N. Ö.	10.056	

Die Verteilung der Bevölkerung nach dem Geschlecht ergab vor dem Krieg und nach ihm folgendes Bild:

Bundesländer	Bevölkerung			
	1939		1948	
	männl.	weibl.	männl.	weibl.
Wien (I—XXVI)	872.943	1,057.033	748.932	982.625
Niederösterreich	644.873	653.025	591.731	676.503
Oberösterreich	467.945	469.769	541.770	595.758
Salzburg	127.984	129.242	159.902	171.713
Steiermark	498.234	506.849	528.218	576.952
Kärnten	209.103	207.165	232.052	250.834
Tirol	181.771	182.188	205.294	224.639
Vorarlberg	77.418	80.882	91.238	100.505
Burgenland	142.348	143.748	130.454	143.624
Österreich	3,222.819	3,429.901	3,229.591	3,723.153

Diese Bevölkerung (in die bei der Zählung 1948 wohl die „DP"=Versetzten Personen, aber nicht die Angehörigen der Besatzungstruppen der Alliierten Mächte in Österreich eingerechnet erscheinen) weist schon seit langer Zeit Spuren von Überalterung auf. Seit 1938 haben sich die Verhältnisse in dieser Beziehung nicht gebessert. In Wien waren 1910 72% der Einwohner jünger als 40 und 7,3% älter als 60 Jahre; am 7. Juli 1946 waren nur mehr 44,2% jünger als 40, aber 10,5% älter als 60 Jahre. Die Wiener Gebietskrankenkasse stellte am 30. Juni 1946 fest, daß von den beschäftigten männlichen Arbeitern 30% und von den weiblichen 25% älter als 50 Jahre waren. Im Jahre 1937 betrug der gleiche

Anteil bei den Männern 14%, bei den Frauen 12%. Dabei hat man sich vor Augen zu halten, daß die sozialen Versicherungen von den Erwerbstätigen getragen werden, deren Alter prozentuell zunimmt (so daß auf den Einzelnen immer größere Lasten kommen müssen) und daß Kinder in der Wirtschaft als reine Konsumenten, die selbst nichts erzeugen, immer einen größeren Warenumsatz hervorrufen, also mehr Arbeits- und Absatzmöglichkeiten gewähren. Die schweren Verluste Österreichs während des Zweiten Weltkrieges (1939—1945) erreichen (einschließlich der vermißten Personen) rund 350.000 Tote, als kriegsversehrt wurden im Mai 1947 170.000 gezählt. 12.000 Österreicher haben Arm oder Bein verloren. Dieser Ausfall trifft vor allem die arbeitsfähigen Jahrgänge sehr stark und ist auch die Ursache des weiblichen Bevölkerungsüberschusses

Der Sprache nach war die Bevölkerung Österreichs seit 1918 so gut wie einheitlich. In der Volkszählung von 1934 bekannten sich

zur deutschen Umgangssprache	6,584,547, d. s.	97,5%
zur tschechischen und slowakischen	51.865, d. s.	0.8%
zur kroatischen	42.354, d. s.	0,6%
zur slowenischen	31.703, d. s.	0,5%
zur magyarischen	18.076, d. s.	0,3%
zu anderen Sprachen	23.317, d. s.	0.3%

Die meisten tschechisch und slowakisch Sprechenden (39.714) lebten in Wien. Das Slowenische war am stärksten in Kärnten (26.796) vertreten. Das Kroatische (40.500) und Magyarische (10.442) war hauptsächlich im Burgenland verbreitet.

In der Berufsgliederung halten sich Arbeiter und Bauern ungefähr die Waage. Nach einer Statistik aus dem Jahre 1934 waren

in der Land- und Forstwirtschaft	33%
in Bergbau, Gewerbe und Industrie	33%
im Handel und Verkehr	17%
in den Freien Berufen	5%
im Öffentlichen Dienst	4% und
im Haushalt und häuslichen Dienst	4%

beschäftigt. Dazu kamen noch neben den 74% Berufstätigen 17,6% Hausfrauen und 35,4% unbeschäftigte Personen (Pensionisten, Kinder, Berufslose). Die Landwirtschaft war am stärksten im Burgenland (mit 47% der Berufstätigen), Oberösterreich, Steiermark und Kärnten (mit je 50%) vertreten. Die Industrie naturgemäß in Wien (mit 48%), Niederösterreich (37%) und Vorarlberg (45%). Diese Verhältnisse haben sich seit 1945 zugunsten der westlichen Bundesländer verschoben.

Die Größenverhältnisse der landwirtschaftlichen und gewerblichen Betriebe in Österreich sind am besten aus nachfolgenden Statistiken zu entnehmen.

1. Landwirtschaftliche Betriebe

Type	Zahl	Fläche qkm	davon		
			Landwirtschaft	Forstwirtschaft	unproduktiv
Zwergbetriebe (0,5 bis 2 ha)	109.858	1.259	1.115	97	47
Kleinbauern (bis 5 ha)	105.350	3.488	2.922	457	109
Mittelbauern (bis 20 ha)	159.073	16.930	12.898	3.589	443
Großbauern (bis 100 ha)	61.180	20.880	13.467	6.807	606
Großgrundbesitzer (über 100 ha)	6.474	35.239	10.733	18.854	5.652
Zusammen	441.935	77.796	41.135	29.804	6.857

2. Gewerbliche Betriebe

Zweig	überhaupt	Betriebe mit beschäftigten Pers.		
		1	2—20	üb. 20
Land- u. Forstwirtschaft sowie Gärtnerei	1.147	423	703	21
Bergbau u. Salinen	150	5	44	101
Elektrizit., Gas, Wasserv.	1.203	332	747	124
Stein-, Erd-, Ton- und Glasverarbeitung	3.029	691	1.836	502
Baugewerbe	14.345	3.828	8.778	1.739
Eisen und Metalle	23.591	8.697	13.863	1.031
Holzverarbeitung	24.833	12.186	12.134	513
Leder und Häute	3.377	1.693	1.614	70
Textilbetriebe	10.022	7.054	2.481	487
Bekleidung, Putz	56.825	36.491	19.961	373
Papier	1.263	420	643	200
Graphische Industrie	2.003	703	1.150	150
Chemische Industrie	1.269	303	786	175
Nahrung- u. Genußmittelindustrie	22.413	3.438	18.244	511
Hotel- und Gastgewerbe	31.216	5.356	25.518	342
Handel	89.516	39.657	48.952	907
Verkehrsbetriebe	13.780	5.216	7.556	1.008
Geld- und Kreditwesen	2.405	715	1.510	180
Reinigungsbetriebe	2.128	979	1.093	56
Betriebe d. Körperpflege	7.462	2.168	5.273	21
Heilkunde, Apotheken und Heilbäder	9.529	7.182	2.337	10
Bildung, Sport, Kunst	5.325	4.101	1.174	50
Advokaten und Notare sowie techn. Büros	1.903	359	1.544	—
Öffentlicher Dienst mit Ausnahme der öffentl. Unternehmungen	220	55	155	10
Gesamtsumme	328.729	142.052	178.096	8.581

(Beide Statistiken entstammen der Betriebszählung 1939).

Die österreichische Wirtschaft war im Jahre 1937 imstande, 73 % der Ernährung (bei frie-

densmäßiger Verpflegung) aus eigenem aufzubringen. Die Eigenversorgung betrug bei den einzelnen Lebensmitteln:

bei Weizen	61%	bei Zucker	100%
bei Roggen	79%	bei Eiern	87%
bei Fleisch	84%	bei Butter	117%
bei Vollmilch	100%	bei Käse	111%
bei Erdäpfeln	100%	bei Schmalz	28%

Die österreichische Landwirtschaft wäre imstande die gesamte österreichische Bevölkerung auf einer Grundlage von täglich 1800 Kalorien (bei friedensmäßiger Ernährung sind täglich 2550 Kalorien notwendig) vollständig ohne jede Einfuhr zu ernähren. Dabei ist in Betracht zu ziehen, daß die Leistungsfähigkeit der Landwirtschaft gegenüber dem Jahrzehnt 1926—1935 infolge des Krieges gesunken ist. Auch hier geben einige Statistiken ein besseres Bild als langatmige Erklärungen:

Anbau und Ernte 1937—1948

a.) Anbauflächen

Fruchtart	1937	1947	1948	Veränderung 1948 in % gegen	
	in Tausend Hektar			1937	1947
Weizen	250	201	203	— 18,8	+ 1,0
Roggen	358	241	239	— 33,2	— 0,8
Gerste	167	114	108	— 35,3	— 5,3
Hafer	287	200	200	— 30,3	— —
Körnermais	70	58	57	— 18,6	— 1,7
Sonst. Getreide	14	22	20	+ 42,9	— 9,1
Erdäpfel	216	170	175	— 19,0	+ 2,9
Zuckerrüben	40	20	22	— 45,0	+ 10,0

b.) Ernte

Fruchtart	1937	1947	1948	Veränderung 1948 in % gegen	
	in Taus. Meterzentn.			1937	1947
Weizen	4.003	2.064	2.610	— 34,8	+ 26,5
Roggen	4.767	2.603	2.893	— 39,3	+ 11,1
Gerste	2.881	1.100	1.245	— 56,8	+ 13,2
Hafer	4.748	1.927	2.246	— 52,7	+ 16,6
Körnermais	2.063	892	996	— 51,7	+ 11,7
Erdäpfel	36.117	18.420	20.690	— 42,7	+ 12,3

c.) Hektarerträge

Fruchtarten	1937	1947	1948	Veränderung 1948 in % gegen	
	Meterzentner je Hekt.			1937	1947
Weizen	16,0	10,3	12,8	— 20,0	+ 24,3
Roggen	13,3	10,8	12,1	— 9,0	+ 12,0
Gerste	17,2	9,7	11,5	— 33,1	+ 18,6
Hafer	16,5	9,6	11,2	— 32,1	+ 16,7
Körnermais	29,5	15,4	17,3	— 41,4	+ 12,3
Erdäpfel	167,6	108,1	118,4	— 29,4	+ 9,5

Die Veränderung, die der Viehstand erlitten hat, wird aus nachfolgender Aufstellung ersichtlich:

Gattung	Zählung vom			Veränderung in % 1948 gegen	
	3. XII. 1938	18. XI. 1947	3. XII. 1948	1938	1947
Pferde	246.555	283.373	283.883	+ 15,1	+ 0,2
Rinder	2,578.804	2,157.961	2,108.510	— 18,2	— 2,3
davon					
Milchkühe	1,216.056	1,047.797	1,014.005	— 16,6	— 3,2
Schweine	2,868.148	1,723.657	1,617.938	— 43,6	— 6,1
Schafe	315.342	474.020	453.749	+ 43,9	— 4,3
Ziegen	349.007	310.085	316.106	— 9,4	+ 1,9
Kaninchen	541.010	572.161	344.944	— 36,2	— 39,7

Gattung	Zählung vom 3. XII. 1937	18. XI. 1947	3. XII. 1948	Veränderung in % 1948 gegen 1938	1947
Hühner	9,046.143	4,326.565	3,892.106	— 57,0	— 10,0
davon					
Leghennen	8,291.515	3,173.242	3,136.367	— 62,2	— 1,2
Gänse	138.332	202.568	162.017	+ 17,1	— 20,0
Enten	119.703	96.601	59.712	— 50,1	— 38,2
Bienenstöcke	455.752	235.993	259.057	— 43,2	+ 9,8

Zu den wertvollsten Aktivposten Österreichs gehören auch seine Bodenschätze. Unser Vaterland ist arm an Steinkohle und eine Erhöhung der Produktion auf diesem Gebiete ist nur im beschränktem Ausmaß möglich. Der Schätzung nach haben wir etwa 30 Millionen Tonnen (t) Stein- und 600 Millionen (t) Braunkohle in unseren Revieren. Damit entfallen auf den Kopf der Bevölkerung durchschnittlich 90 t (zum Vergleich: in der Tschechoslowakei entfallen auf den Kopf 1135 t, in Deutschland nach den Grenzen von 1937 1457 t). Dagegen ist es verhältnismäßig leicht möglich, die „weiße Kohle" der Wasserkräfte in viel stärkerem Maß für die österreichische Wirtschaft nutzbar zu machen. Nach einer Schätzung umfassen die ausbaufähigen Wasserkräfte 5,5 Millionen kW mit einem Arbeitsvermögen von mindestens 25 Milliarden kWh (vielleicht sogar 40 Milliarden kWh). Österreich hat davon erst einen ganz kleinen Teil in Anspruch genommen (im Gegensatz zu Norwegen, Schweden. Frankreich, der Schweiz, Italien und Finnland). Während des Zweiten Weltkrieges wurden Wasserkräfte ohne Rücksicht auf die österreichische Wirtschaft verbraucht; 62% der neuerbauten Anlagen liegen in den westli-

chen Bundesländern und stehen mit den Wiener und niederösterreichischen Industriegebieten nur in mangelhafter Verbindung. Die Stromerzeugung durch Wasserkräfte betrug in Kilowattstunden (kWh) und Millionen:

1918	1279 kWh
1937	2362 kWh
1946	rund 3000 kWh
1948	3732 kWh

Die österreichische Industrie verbrauchte Strom

1936	541 Millionen kWh
1945	800 Millionen kWh
1947	731,5 Millionen kWh
1948	3782,2 Millionen kWh

Die Erdölförderung, die 1918 noch praktisch gleich null war, stieg 1933 auf 860 Tonnen und 1937 auf 33.000 Tonnen. Der Vorrat des Zistersdorfer Reviers (Niederösterreich) wird auf rund 10 bis 15 Millionen Tonnen geschätzt. Außer Niederösterreich gelten als erdölmutige Gebiete der Bezirk Schärding (Oberösterreich), das südliche Burgenland und das Grazer Becken.

Zu den Aktivposten der österreichischen Wirtschaft gehört auch der Waldbestand. 37,4% des Bodens tragen Wald (insgesamt 3,139.080 ha). Davon sind 84,3% Nadel- und 15,7% Laubholz. Der häufigste Laubbaum ist die Rotbuche (61% aller Laubgehölze), der häufigste Nadelbaum die Fichte (69%). Österreich wird in Europa nur von Finnland (mit 73,5%) und Schweden (56,5%) in bezug auf Waldreichtum übertroffen. Noch 1937 bestritt unser Vaterland 5% des gesamten Weltholzexportes. Die Einnahmen daraus betrugen 133 Millionen Schilling (= 10% der Gesamtausfuhr). Zusammen mit dem Ertrag von Holzwaren, Papier und Zellulose bezahlten wir damit den Import aller eingeführten

Lebensmittel. Für das Forstwirtschaftsjahr vom 1. April 1947 bis 31. März 1948 sind folgende Zahlen bekannt geworden:

Arten	Gesamterzeugung in Festmetern ohne Rinde	Von der Gesamterzeugung entfallen auf die Holzarten in %
Laubnutzholz	202.856	3
Nadelnutzholz	3,406.394	56
Nutzholz insgesamt	3,609.250	59
Brennholz	2,468.254	41
Brenn- und Nutzholz	6,077.504	100

Weniger stark ist die österreichische Rohstoffbasis ausgebildet. Es fehlen uns eine Reihe wichtiger Rohstoffe, vor allem auf dem Gebiet der Textilerzeugung wie Baumwolle, Schafwolle, Jute, Hanf, Flachs, Rohhäute und Gerbstoffe. Auch die bergbaulichen Rohstoffe sind nicht alle vorhanden. 1937 mußten Schwefelkies (von dem 78.700 Tonnen in Österreich selbst gefördert wurden), Asbest, Phosphate, Tonerde, Kupfer, Zink, Nickel und Chrom eingeführt werden. Von den in Österreich selbst geförderten Bergbauprodukten entfielen auf

Art	1947	1948
Eisenerz	834.936 Tonnen	1,697.288 Tonnen
Eisenglimmer	409	864
Raseneisenerz	910	3.404
Blei-Zinkerz	50.697	85.849
Kupfererz	17.085	43.371
Antimonerz	2.235	8.056
Schwefelerz	6.217	8.269
Bauxit		4.904
Graphit	3.845	11.086

Art	1947	1948
Magnesit	223.146 Tonnen	405.766 Tonnen
Talk	24.490	47.175
Feldspat	951	1.134
Glimmer	78	95
Talkumglimmer	1.167	2.014
Kaolin	76.384	128.511
Kieselgur	1.972	4.780
Quarzit und Quarzsand	36.217	47.591
Ton	12.283	28.863
Schwerspat	1.943	3.615

Von diesen Rohstoffen konnten insbesondere Eisenerz, Magnesit (80%—90% des Ertrages), Graphit (90%), Talkum und Kaolin ins Ausland ausgeführt werden.

In diesem Zusammenhang muß auch noch auf den alten österreichischen Salinenbau hingewiesen in dessen Bereich 1937 5.400.000 hl Sole und 80.000 Tonnen Sudsalz gewonnen wurde. Die entsprechenden Zahlen für die Nachkriegszeit sind folgende:

	1947	1948
Salzsole (in Kubikmetern)	574.619	634.999
Sudsalz (in Tonnen	81.543	81.017

Bei steigender Förderung läge hier eine Exportausweitung (die 1937 etwa 10% der geförderten Menge betrug) im Bereich der Möglichkeit.

Zu den österreichischen Staatsmonopolen gehört auch noch der Tabak. Die Österreichische Tabakregie erfreute sich zur Zeit der Österreichisch-Ungarischen Monarchie eines großen Betriebes: sie besaß 30 Tabakfabriken in allen Teilen der Monarchie, 17 Magazine und 8 Einlösungsämter. Beschäftigt waren in ihr rund 38.000 Arbeiterinnen und Arbeiter sowie etwa 1200 Beamte und Angestellte. Nach dem

Jahre 1918 blieben nur mehr 9 Tabakfabriken (Wien-Landstraße, Wien-Ottakring, Hainburg, Stein, Linz, Hallein, Schwaz, Klagenfurt und Fürstenfeld), 3 Verschleißmagazine und das Gebäude der Generaldirektion in Wien im Besitz der Republik. 1921 wurde die Tabakregie zum ersten Mal seit ihrem Bestand passiv und es drohte ihr die Einstellung. Aber in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen erholte sie sich wieder, es entstanden eine Reihe von Neubauten (Virginierfabrik in Stein, Zigarettenfabrik in Wien-Favoriten, Zentralmagazin im Wiener Arsenal und schließlich in den Jahren 1931 bis 1936 eine der größten und modernsten Zigarettenfabriken Europas in Linz, ein Werk der Architekten Peter Behrens und Alexander Popp) und 1929 betrug der Reingewinn schon wieder über 206,000.000 Schilling. Es ist interessant, daß zur Zeit der deutschen Besetzung, in der der Name Österreich aus der Öffentlichkeit verbannt war, die Tabakregie den Namen „Austria-Tabakwerke AG., vormals Österreichische Tabakregie" führen durfte. Das Kapital dieser AG betrug 40 Millionen RM, es war ausschließlich österreichischer Herkunft, die Leitung aber ging in deutsche Hände über. Durch Kriegseinwirkungen erlitt die Tabakregie einen Schaden von 170 Millionen Goldmark. Mit dem Jahre 1945 begann der Wiederaufbau als österreichisches Staatsmonopol. Für das Jahr 1947 konnte sie bereits wieder über 5 Millionen kg Rohtabak verfügen. Dazu kamen noch weitere 3,100.000 kg durch Kompensationsgeschäfte mit Griechenland, Bulgarien, Italien und der Übersee. Der Verschleißapparat umfaßte bereits wieder 258 Tabakverleger und über 13.000 Tabaktrafiken.

Für die österreichische Volkswirtschaft ist ferner der Fremdenverkehr von wesentlicher Be-

deutung, der durch die Naturschönheiten unseres Vaterlandes, durch seine Heilquellen, Sommerfrischen und Wintersportplätze immer neue Anregung und Förderung erfährt. Im Jahre 1937 wurden 1,222.900 Fremde in Österreich gezählt. Die Einnahmen dieses Jahres aus dem Fremdenverkehr betrugen 250 Millionen Schilling; das Handelspassivum des gleichen Jahres 1937 231 Millionen Schilling. Der Ausfall im Handelsvolumen wurde durch den Fremdenverkehr vollkommen gedeckt. Durch den Zweiten Weltkrieg erlitten die Fremdenverkehrsbetriebe einen Schaden von insgesamt 270 Millionen Schilling auf der Preisbasis von 1937. Erst langsam kam es seit 1945 zu einer Wiederbelebung des Fremdenstromes nach Österreich, wozu nicht zuletzt die Salzburger Festspiele, die Wiener und anderen Messen ihren Teil beitrugen. Bis zum Sommer 1948 konnte man immerhin schon verzeichnen:

Saison	Betten	Übernachtungen	Gäste	Durchschnittliche Aufenthaltsdauer in Tagen
Winter 1946/47	400			
Sommer 1947	1.200	11.106	1.274	8,7
Winter 1947/48	2.000	9.274	1.384	6,7
Sommer 1948	3.400	77.311	14.084	5,4

Aus diesem noch bescheidenen Fremdenverkehr gingen folgende Devisen ein:

Winter 1946/47	100.000 Schilling
Sommer 1947	1,000.000 Schilling
Winter 1947/48	2,500.000 Schilling
Sommer 1948	7,000.000 Schilling

Schon diese wenigen Angaben zeigen uns, daß „Österreichs Stärke, aber auch Schwäche . . . in der außerordentlichen Vielfalt seiner gewerblichen und

landwirtschaftlichen Erzeugung" liegt. „Die Mannigfaltigkeit der Produktionseinrichtungen ermöglicht auf der einen Seite eine weitgehende Rücksichtnahme auf den stark differenzierten Bedarf einer heimischen Bevölkerung, ohne die Hilfe des Auslandes in Anspruch nehmen zu müssen. Die Verteilung des wirtschaftlichen Risikos auf zahlreiche Wirtschaftszweige macht eine Volkswirtschaft auch insoweit weniger krisenempfindlich, als Rückschläge in einzelnen Bereichen häufig durch besseren Geschäftsgang in anderen Zweigen, gesamtwirtschaftlich gesehen, ausgeglichen werden. Auf der anderen Seite hat eine solche Vielseitigkeit der Produktion für ein so kleines Land wie Österreich den Nachteil, daß die an sich bescheidenen Kräfte leicht in unwirtschaftlicher Weise zersplittert und vergeudet werden. Gerade ein kleines, in seinen wirtschaftlichen Möglichkeiten beschränktes Land muß sich, wenn es gegenüber den leistungsfähigen Konkurrenten auf den Weltmärkten wettbewerbsfähig sein will, zielbewußt auf jene Erzeugungseinrichtungen konzentrieren, in denen es die besten natürlichen und arbeitsmäßigen Voraussetzungen besitzt" (Dr. Franz Nemschak in dem vom Österreichischen Gewerkschaftsbund 1948 herausgegebenen Heften „Die österreichische Volkswirtschaft". Die hier gegebenen Zahlen stammen aus diesen Heften, bzw. aus dem „Österreichischen Jahrbuch 1948", XX. Folge, erschienen im Verlag der Staatsdruckerei, Wien, 1949). Zusammenfassend können wir feststellen: Österreich ist kein autarkes Land — und wir fragen jeden, wieviel wirklich autarke Länder es überhaupt noch auf der Erde gibt? — aber es ist vollkommen lebensfähig und niemand hat das Recht, ihm auf Grund

seiner wirtschaftlichen Struktur die Möglichkeit seines eigenstaatlichen Daseins zu bestreiten.

Zentralverwaltung

Wenn wir hier auf die Entwicklung der österreichischen Zentralverwaltung und die Ausbildung einer gemeinsamen Behördenorganisation zu sprechen kommen, so geschieht dies nicht aus fachwissenschaftlichen Gründen. Aber wir müssen uns darüber klar sein, daß auch auf diesem Gebiete das allmähliche Werden eines gemeinsamen österreichischen Staatsbewußtseins beobachtet werden kann. Denn gemeinsames historisches Schicksal ist einer der wesentlichsten Faktoren, der zur Bildung eines eigenständigen Staats-, Volks- und Nationalbewußtseins führt (siehe unter Nation). Wir wissen natürlich, daß der moderne Begriff des „Staates" in der Zeit des Feudalismus nicht vorhanden war, sondern erst in der Neuzeit seine heutige Bedeutung erhielt. Im beginnenden Fürstenabsolutismus tritt er uns als Machtapparat des Herrschers entgegen und aus ihm wird dann im 19. Jahrhundert der bürgerliche „Rechtsstaat" geboren. Dem gegenüber pflegte man in älterer Zeit viel lieber von der „res publica" (= dem Gemeinwesen) zu sprechen. Deshalb haben wir gerade in der allmählichen Entwicklung der Landeshoheit durch den Herrscher die Anfänge eines neuzeitlichen Staatsbewußtseins zu erblicken. Aber dazu kommt als zweites Element das Bewußtsein der Landeseinheit. Dieses Landesbewußtsein wird von den Landständen vertreten, die aus Vertretern von Adel und Geistlichkeit (die, da es sich um die höheren Würdenträger der Kirche

handelte, soziologisch mit dem Adel eine Einheit bilden) sowie des städtischen Bürgertums (in Tirol auch noch der Bauern) zusammengesetzt waren. Das Land hat ein eigenes Landrecht (wie es in Österreich 1237 zur Zeit des letzten Babenbergers Friedrich II. des Streitbaren entstand) und schützt seine Angehörigen dadurch. Der lateinische Ausdruck für Land ist „terra" oder „provincia". Die Landsleute heißen „conprovinciales" und „compatriotae" (wie in jener Urkunde aus den Jahren zwischen 1065 und 1070, mit der die Geschichte der Tiroler Landsstände beginnt). Es ist ein Zeichen österreichischen Bewußtseins wenn neben dem Ausdruck „Ostarrichi" = Österreich im Mittelalter vom „Osterlant" gesprochen wurde (siehe Österreich und Austria). Auch der Ausdruck Landesherr (princeps terrae) ist gerade in Österreich sehr früh bezeugt: nach unserer augenblicklichen Kenntnis verwendet ihn Markgraf Leopold III. der Heilige im Stiftsbrief für das Kloster Klein-Mariazell (1136) zum ersten Male in der Form „principatus terre istius". Eine sprunghafte Steigerung landesfürstlicher Macht erfolgt dann durch das Privilegium Minus (siehe Privilegium Minus) und die Umwandlung Österreichs in ein Herzogtum (1156). Der Landesherr ist im feudalen Mittelalter der Vorsteher der Landsgemeine, die als Rechts- und Friedensgemeinschaft aufzufassen ist. Gegen Ende des Mittelalters wird diese feudale Herrschaftsordnung immer mehr formalistisch und vom Ideengut des stadtbürgerlichen Humanismus durchsetzt. Die Beschäftigung mit dem griechisch-lateinischen Altertum läßt auch den Herrschaftsbegriff des Altertums wieder aufleben. Diese Entwicklung geht in verschiedenen Ländern Euro-

pas verschieden rasch vor sich. Einer der ersten, der einen „Beamtenstaat" schafft, ist der Hohenstaufe Kaiser Friedrich II. (1212—1250), der als Erbe der normannischen Könige von Sizilien in seinem unteritalienischen Erbreich die Verwaltung nach solchen Gesichtspunkten organisiert. Für Österreich wird nun die Begegnung der Häuser Habsburg und Burgund schicksalhaft. Kaiser **Maximilian I.** (1493—1519) vermählt sich mit der Erbtochter des mächtigen Herzogs von Burgund **Karl des Kühnen** (1424—1477) und bringt das burgundische Erbe (im wesentlichen das heutige Holland, Belgien, die Franche-Comté und das heutige französische Burgund) an sein Haus. Das Herzogtum Burgund aber hatte von Frankreich schon die neue Art beamtenstaatlicher Verwaltung und Behördenorganisation übernommen. Aus dreihundertjähriger Auseinandersetzung zwischen kapetingischem Königtum und den Ständen waren die Zentralbehörden geboren worden, die sich von der Person des Herrschers losgelöst hatten, an einem bestimmten Ort ihren Sitz aufschlugen und ohne Unterbrechung amtierten. Frankreich und Burgund waren auch die Länder, in denen am Ausgang des Mittelalters die Agrarwirtschaft nicht mehr die ausschlaggebende Rolle spiele. Trotz seiner verhältnismäßigen Kleinheit (in Quadratkilometern ausgedrückt) gehörte Burgund zu den Großmächten des 15. Jahrhunderts. Die burgundische Art der Verwaltund wurde durch den österreichischen Landesherrn, der zugleich der Herrscher Burgunds war, nach seinen Erblanden übertragen. Was im Westen Europas ein Prozeß war, der sich im Verlauf von Generationen zutrug, ist im Österreich Maximilians I. innerhalb eines einzigen Menschenalters vor sich gegangen. Maximilian I. ist deshalb im ur-

sprünglichen Sinn des Wortes als der „Schöpfer" des modernen österreichischen Beamtenstaates zu betrachten. Zu dem eben erwähnten burgundisch-französischen Vorbild, das der Herrscher hatte, trat dann noch hinzu „das damalige Verhältnis zwischen Kaiser und Reich, welches Maximilian dazu hindrängte, den reichsständischen Organisationen einen königlichen Organismus gegenüberzustellen, der allgemeinen Tendenz seiner Zeit folgend, die staatliche Zusammenfassung Österreichs vorzubereiten und die hier geschaffenen Einrichtungen mit denjenigen am Hofe zu verbinden". (Sigmund Adler: „Die Organisation der Zentralverwaltung unter Maximilian I.", Leipzig, 1886, S. 24).

Trotz der Erbteilungen, die die Habsburger des Mittelalters gleich anderen Herrscherhäusern vornahmen, war das Gefühl der gemeinsamen Verbundenheit in den österreichischen Ländern niemals erstorben. Trug dazu doch allein der Name Österreich bei, der in seinen verschiedenen Sonderformen (Ober-, Nieder-, Inner-, Vorderösterreich) auf dem gesamten Gebiete lag. Es wurde mit gemeinsamer Bezeichnung „dominium Austriae", die „herrschaft ze Österreich", genannt. Nunmehr werden unter Maximilian I. die Länder der nieder-, ober- und vorderösterreichischen Gruppe zu je einer Einheit mit zentralen Verwaltungsbehörden zusammengefaßt und diese selbst wieder in einer höheren Einheit des gesamten österreichischen Gebietes vereinigt. Daraus ergab sich folgerichtig der Versuch einer einheitlichen ständischen Vertretung, die in dem berühmten gesamtösterreichischen Ausschußlandtag von Innsbruck 1518 verwirklicht wurde. „Mit gutem Grund betont deshalb

die Literatur die hohe staatsrechtliche Bedeutung, welche diesem Landtag zukommt. Der uns mit großer Vollständigkeit überlieferte Gang der Verhandlung führt gleichsam in die Werkstätte einer Staatenbildung. Wir blicken noch einmal in die Interessengemeinschaft und Interessengegensätze jener Zeit und sehen Kräfte wirksam, welche den Gesamtstaat Österreich vorbereiten und reifen lassen" (Sigmund Adler a. o. a. o. S. 447). Die Behörden des maximilianischen Staates waren das „Regiment" (etwa den heutigen Landesregierungen vergleichbar), die „Raitkammer" (der die Finanzen anvertraut waren), die „Hofkammer" (als oberste Finanzbehörde) und der „Hofrat", der unmittelbar am jeweiligen Aufenthaltsort des Herrschers, am „Hoflager", amtierte und unter seinem Vorsitz die Entscheidung traf. Einen weiteren Schritt unternahm dann der Enkel Maximilians I., der Kaiser **Ferdinand I.** (1521—1564), der im Vertrag von Brüssel 1521 von seinem älteren Bruder, dem eigentlichen Erben Karls V., die österreichischen Länder erhalten hatte: es entstanden das „Geheimratskollegium", die „Allgemeine Hofkanzlei" und der „Hofkriegsrat" (seit 1555). Auch Ferdinand I. versuchte, gemeinsame Landtage aller seiner Besitzungen (einschließlich der 1526 in seinen Besitz gekommenen Königreiche Böhmen und Ungarn) zustandezubringen. So sollte 1528 ein „Münztag" in Brünn abgehalten werden. Für den 2. Juni 1529 war ein „Türkentag" nach Linz ausgeschrieben, an dem auch tatsächlich mit Ausnahme von Böhmen und Ungarn fast alle anderen Länder teilnahmen. Ein dritter Tag zu Linz 1530 wurde wieder von diesen beschickt, während die Böhmen in Budweis einen Generallandtag abhielten. Aber gerade daraus ist das immer enger werdende Zusammengehö-

rigkeitsbewußtsein der österreichischen Bundesländer festzustellen. Auch als Ferdinand I. in seinem Testamente die von ihm vereinigten Länder wieder nach mittelalterlichem Gebrauche teilte, blieb das Zusammengehörigkeitsbewußtsein wach, wenn auch die Verwaltung getrennt war: 1578 erneuerten auf dem Brucker Ausschußtag die Stände von Nieder-, und Inneröster-reich das Gelöbnis gegenseitigen Beistandes, 1592 bewilligten die Tiroler einen verhältnismäßig großen Betrag zum Ausbau der kroatisch-slavonischen Militärgrenze, der die Finanzen der Stände Innerösterreichs entlasten sollte. Auch der Vorarlberger Landtag spricht schon in seinem Abschied von 1594 von der „Gefahr des Hauses Österreich und unseres geliebten Vaterlandes". Es ist das erste Mal, daß in einer Vorarlberger Urkunde das Wort „Vaterland" verwendet wird (vgl. Otto Stolz: „Zur Geschichte der Landwehr in Vorarlberg", in: Montfort, Jahrgang 1948, 1. Heft, S. 10/11). Das Herrscherhaus selbst sah die verhängnisvollen Wirkungen der Erbteilungen ein: am 5. Februar 1602 wurde von Kaiser Rudolf II. die Unteilbarkeit des gesamten österreichischen Besitzstandes feierlich in einem Hausgesetz verkündet. Er kehrte damit zu dem Grundsatz zurück, den Karl V. in seinem Konfirmationsbrief (§ 37) so ausgedrückt hatte: „Alles, so der Erzherzog zu Österreich besitzet und innehat, das soll sein und heißen das Erzherzogtum zu Österreich". Mit der Thronbesteigung Ferdinands II. (1619—1637) tauchte dann der Gedanke auf, den Königreichen Böhmen und Ungarn ein Königreich Österreich gegenüberzustellen (siehe Königreich Österreich). Ein stärkerer Ausdruck des Gemeinsamkeitsgedankens der heutigen

Bundesländer ist kaum denkbar: gerade mit Rücksicht darauf, daß dieses „Königreich Österreich" den unter der gleichen Dynastie stehenden Königreichen Böhmen und Ungarn gegenüber-, bzw. zur Seite treten sollte. Es war deshalb nur eine logische Folge solcher Gedanken, wenn derselbe Ferdinand II. eine Trennung der österreichischen von den Behörden des Heiligen Römischen Reiches, dessen Krone die Habsburger seit 1437 dauernd trugen, vornahm (1620).

Der erste österreichische „Staatskanzler" in diesem Sinn, der nicht mehr die Geschäfte des Heiligen Römischen Reiches mitbesorgte, war **Dr. Johann Baptist Verda,** den Caraffa mit dem Titel „Cancelliere degli stati e regni hereditarii di Sua Majestà" (=Kanzler der Staaten und Erbkönigreiche Seiner Majestät) bedenkt. Unter Leopold I. (1657—1705) war die „Hauptaufgabe des österreichischen Hofkanzlers, beziehungsweise seines Präsidialbüros ... der diplomatische Verkehr einer-, und die Behandlung innerer Verfassungsfragen anderer Seite. Hieraus erklärt sich, daß die in den Jahren 1691—1693 ausgestellten Verfassungsurkunden für Siebenbürgen, ferner die im Jahre 1690 den ungarischen Serben erteilten Zusicherungen und ein vom 26. Juli 1683 datierter Aufruf an die Kroaten die Unterschrift des damaligen österreichischen Hofkanzlers Grafen Strattmann tragen und daß dieser auch auf dem ungarischen Landtage von 1687 intervenierte, gleichwie sein Vorgänger, der Hofkanzler Freiherr v. Hocher, auf dem Ödenburger Landtage von 1681 interveniert hatte" (Hermann Ignaz Bidermann: „Geschichte der österreichischen Gesamtstaatsidee", Innsbruck, 1867, S. 43). So konnte es ohneweiters geschehen, daß Philipp Andreas Oldenburger in seinem

1675 in Genf erschienenen Buch „Thesaurus Rerum Publicarum“ Österreich als „tamquam unam Rempublicam“ (=soviel wie einen einzigen Staat) bezeichnet und daß auch Philipp Wilhelm v. Hörnigk in seiner bekannten Schrift „Österreich über alles, wenn es nur will“ (erschienen 1684, siehe unter Volkswirtschaftslehrer) den Ausdruck gebraucht, die österreichischen Länder „formieren gleichsam einen einigen natürlichen Leib“. Der öffentlichen Meinung Europas erschien eben Österreich nicht viel anders als Frankreich, England oder Spanien. Auch die Idee des österreichischen Gesamtlandtages lebte wieder auf. So wurde 1714 im Schoß der österreichischen Zentralbehörden der Vorschlag gemacht, „es seien Delegierte aller Landtage zu berufen, um sich mit der Regierung über alle Zweige der Staatsverfassung zu besprechen, wozu sogar ‚Vertreter des gemeinen Mannes‘ beigezogen werden sollten“ (Friedrich Hertz: „Nationalgeist und Politik“, 1. Bd., Zürich, 1937, S. 57). Es war dieselbe Zeit, in der durch die Pragmatische Sanktion (1713), die die Erbfolge Maria Theresias festlegte, auch die dauernde Vereinigung aller ihrer Länder gesichert werden sollte. Im Sinne des aufgeklärten Absolutismus entstanden dann die großen Verwaltungsreformen Maria Theresias und Josephs II., die im wesentlichen den Aufbau des landesfürstlichen Beamtenstaates vollendeten. 1742 wurde der Hofkanzlei die Außenpolitik entzogen und der neugegründeten Staatskanzlei übertragen. Zur Förderung von Handel und Gewerbe entstand 1746 das Universalkommerzdirektorium, eine Art Handelsministerium. Die Rechtspflege (bis dahin der Hofkanzlei eingeordnet) fiel 1749 an die Oberste Justizstelle, aus der das Justizministerium hervorging. 1760 folgte die

Studienhofkommission, der das gesamte Unterrichtswesen unterstellt wurde. Im Finanzwesen war die Geheime Finanzkonferenz schon 1741 aufgehoben worden, die Bankalität folgte darin 1745 und nur die Hofkammer und die Ministerialbancodeputation blieben bestehen. Der Präsident dieser Deputation (**Gundaker Starhemberg**) wurde zum Leiter des gesamten Finanzwesens bestellt, übte also die Funktion eines Finanzministers aus. Auch die mittleren und unteren Behörden wurden neugebildet (Cameral-, Commerzial- und politische Repräsentationen). Der Einfluß der Stände auf die Verwaltung wurde fast vollkommen ausgeschaltet, indem man sie veranlaßte, die Steuern gleich auf zehn Jahre zu bewilligen (Dezennalrezesse). Trotz der Zusammenlegung einzelner Ämter durch **Haugwitz** (siehe Staatsmänner) war aber die Zahl der Zentralbehörden allmählich auf 18 angewachsen. Um einen ausgleichenden Faktor für Kompetenzstreitigkeiten zu schaffen, entstand auf Antrag des Staatskanzlers **Kaunitz** der Staatsrat, der seine erste Sitzung am 26. Januar 1761 abhielt. Er wurde aus 6 Mitgliedern (3 aus dem „Herrenstande“ mit dem Titel Minister und 3 aus dem „Gelehrten- und Ritterstande“ mit dem Titel Staatsrat) gebildet. Und 1770 folgte ein aus weltlichen und geistlichen Mitgliedern zusammengesetzte geistliche Hofkommission (concessus in publicis ecclesiasticis), eine Art Kultusministerium. So waren die wichtigsten Zweige eines modernen Staates vorhanden. Unter derselben Regierung, unter denselben Gesetzen, unter denselben Lasten stand der Österreicher: er war zu einer ausgeprägten politischen Individualität gelangt.

Uralter europäischer Boden ist uns zum Erbe gegeben, zweier römischer Reiche Nachfolger sind wir auf diesem, das ist uns auferlegt, wir müssen es tragen, ob wir es wollen oder nicht: heilig und schicksalhaft ist der Heimatboden. Nun ist er noch heiliger geworden, denn wir haben Tote ohne Zahl in ihm eingesenkt, die ihr Blut für Österreich vergossen haben; zugleich aber sind in uns die Toten lebendig geworden — daß es ein Unzerstörbares gibt der Toten und der Geister und eine stete Gegenwart der Toten, das ist als eine offenbare Wahrheit in unsere Herzen geflossen.

Hugo v. Hofmannsthal

Berichtigungen und Ergänzungen

Seite	Zeile	von	gedruckt	zu lesen ist
5	7	oben	wären	wäre
16	19	oben	durche	durch
21	2	oben	Führer	Führung
25	14	unten	(1096—1137)	(1095—1136)
26	12	oben	(1141—1186)	(1143—1180)
26	13	oben	Kommenen	Komnenen
26	5	unten	ehrvollen	ehrenvollen
28	11	unten	Schaffott	Schafott
37	9	oben	eines	einer
44	5	oben	Enigung	Einigung
47	1	oben	südfranzösischs	südfranzösisch-
55	2	oben	Saar (1883—1906)	Saar (1833—1906)
55	9	unten	Hoffmannsthal	Hofmannsthal
56	2	unten	wiederspiegelt	widerspiegelt
59	10	unten	Pfeifer	Pfeiffer
63	20	unten	Jahrzehneten	Jahrzehnten
63	20	unten	Leibnitz	Leibniz
65	9	unten	Menschen	Mensch
70	10	oben	(1187)	(1186)
70	8	unten	1862	1861
71	4	oben	magyarische	magyarischen
72	12	unten	Kommena	Komnena
74	12	unten	(1784—1860)	(vor 1783—1860)
76	17	unten	jenen	jener
80	1	oben	Tagen	Tage
86	16	oben	Baurteilung	Beurteilung
91	22	oben	Diöze	Diözese
94	10	unten	Jannina	Janina
101	3	oben	das	der
101	22	oben	Meyerling	Mayerling
108	1	unten	(1096—1136)	(1095—1136)
110	9	oben	Seitzergasse 3	Kurrentgasse 2
111	17	unten	Kunzewitsch	Kunzewytsch
113	15	oben	P. M. Anton	P. Anton M.
113	1	unten	in letzten	in den letzten
114	7	oben		(vgl. J.Minnichthaler: Heilige in Österreich, Innsbruck, 1935)

Seite	Zeile	von	gedruckt	zu lesen ist
118	4	oben	dei	bei
123	3	unten	endgiltige	endgiltigen
128	3	unten	Zentner (2)	Zentner (q)
132	19	oben	Gebahren	Gebaren
144	15	oben	(1182—1227)	(1182—1226)
145	10	oben	Pius III.	Paul III,
150	6	oben	Käfermarkter	Kefermarkter
156	2	Anm.	daß	das
163	8	oben	sich	sie
166	4	oben	dem	an dem
166	1	unten		(vgl. Dr. W. Tschulik: Die österr. Literatur im Rahmen der Weltliteratur, Wien, 1949)
169	17	oben	Le Ferme	La Ferme
170	18	oben	Handelschiffahrt	Handelsschiffahrt
175	4	oben	12. Dez. 1652	12. Dezember 1651
175	6	oben	29. Juni 1640	8. Juli 1640 in Wien
175	14	unten	1944	1644
175	14	unten	(Nonnsbergtal)	(Nonsbergtal)
176	11	oben	einen	einem
176	14	oben	1657	1675
177	12	oben	Veröffentlichung	Veröffentlichungen
183	4	unten	Erlage	Erlape
184	19	oben	Koschuta	Koschutta
185	13	oben	Furo	Turo
185	21	oben	Umahouva	Uuahouva
185	6	unten	Borovlj	Borovlja
186	13	oben	holerinprunen	holerinprunnen
186	18	oben	Kraubarth	Kraubath
186	18	oben	Crovati	Chrowath
186	19	oben	Chremisia	Chremisa
186	21	oben	lönka	lonka
187	29	oben		(vgl. Dr. E. Weinberger: Die österr. Ortsnamen, Wien, 1936)
190	7	unten	staatsrechlich	staatsrechtlich
191	19	oben	das	die

Seite	Zeile	von	gedruckt	zu lesen ist
191	3	unten	eine	ein
193	2	unten	Eigenaart	Eigenart
194	2	oben	nüchteren	nüchternen
206	10	oben	8. Jahrhundert	9. Jahrhundert
210	6	oben	endgültigen	endgiltigen
216	16	unten	56.845	56.345
216	14	unten	46.970	46.870
216	9	unten	54.871	64.871
216	6	unten	Versorguugsberech-tigte	Versorgungsberech-tigte
235	18	oben	wurden	werden
235	10	oben		(vgl.: Dr. J. Vota: Der Untergang des Ordensstaates Preuß. u. d. Entsteh. d. preuß. Königswürde, Mainz, 1911).
238	1	unten		(vgl. J. de Pange: L'Allemagne 1789—1945, Paris 1957)
239	9	Anm.	kann	konnte
239	9	Anm.	Größe	historische Größe
279	8	oben	praparano	prepararano
279	17	oben	umstrittesten	umstrittensten
293	21	oben	1862	1861
302	19	oben	selbstverständich	selbstverständlich
303	20	oben	niederorganisiert	nieder organisiert
311	3	oben	Arbeitsschulen	Arbeitsschule
312	1	oben	Höhrer	Hörer
323	2	unten	Vertreter	Verfasser
343	21	unten	im	in
345	9	unten	1,697.288	1,197.288

Stichwortregister

Vorwort 5
A E I O U 7
Ärzte 7
Albanien 10
Anschluß 11
Arbeiterbewegung 16
Armenien 22
Austria 23
Babenberger 24
Bahnen 29
Bajuwaren 33
Bauernbefreiung 34
Bauernkriege 38
Berge 42
Byzanz 43
Chemiker 48
Christentum 50
Chronik der 95 Herrschaften 51
Dichter 52
Dualismus 57
Entdeckungsreisende 58
Europa 62
Familien 65
Flüsse 69
Föderalismus 69
Frauen 72
Friedensbewegung 77
Geldwesen 79
Geschichtsauffassung 82
Gewerkschaften 86
Glaubensgemeinschaften 89
Griechenland 94
Habsburger 95
Habsburg-Lothringer 99
Heer 101
Heilige 105
Heiliges Römisches Reich deutscher Nation 114
Heilquellen 117
Industrieentwicklung 119
Josephinismus 131
Kaisertum 137

Klöster 141
Königreich Österreich 146
Kunst 147
Literatur 155
Marine 167
Missionäre 174
Musik 177
Namen 182
Natio Austriae 187
Nation 188
Naturforscher 195
Nobelpreisträger 201
Noricum 202
Österreich 206
Österreichische Idee 207
Olympiasieger 214
Opfer 216
Ostmark 225
Pässe 226
Philosophen 227
Physiker 228
Preußen 232
Privilegium Maius 248
Privilegium Minus 251
Rechtslehrer 252
Reformation 255
Rot-Weiß-Rot 264
Seen 266
Sozialpolitik 267
Sozialreformer 276
Sprache 282
Staatsmänner 289
Techniker 294
Tiroler Aufstand 1809 298
Unterrichtswesen 302
Vaterland 313
Volkshymne 315
Volkswirtschaftslehrer 316
Widerstandsbewegung 324
Wirtschaftsstruktur 334
Zentralverwaltung 350

Anhang: Berichtigungen und Ergänzungen 361

Jeder Österreicher

liest

„Die Nation"

Blätter für österr. Erneuerung

„Die Nation" ist eines der wenigen Blätter, das entschieden für ein selbständiges Österreich im Geiste der Völkerverständigung und der sozialen Gerechtigkeit getreu seiner großen Tradition eintritt.

Preis je Nummer 1.— S, Jahr 10.— S

Probenummer kostenlos

Bestellungen bei der Verwaltung
SALZBURG, BERGSTRASSE 16

Der

ÖSTERREICHISCHE KULTURVERLAG

Salzburg, Bergstraße 16

macht sich die Pflege eines gesunden österreichischen Patriotismus zur Aufgabe. Im Sinne dieser Zielsetzung sind bisher erschienen:

	brosch.	kart.	Halbl.
Mein Österreich, mein Vaterland, Gedichte für Schule und Haus, gesammelt und herausgegeben von Dr. Ernst Josef Görlich	6.-	—	10.-
C. F. Hrauda: **Die Sprache des Österreichers** mit einem Vorwort von Leopold Andrian-Werburg	2.-	—	—
J. Steinbock: **Das Ende von Dachau** . .	5.-	—	8.-
Maria Lang-Reitstätter: **Lachendes Österreich**	—	20.-	25.-
Das Handbuch des Österreichers, zusammengestellt von Dr. E. J. Görlich	—	24.-	29.-

Bestellungen direkt beim Verlag oder durch jede Buchhandlung